

JAHRBUCH

für Schlesische Kirchengeschichte

1973

JAHRBUCH FÜR SCHLESISCHE KIRCHENGESCHICHTE

Für Schlesische Kirchengeschichte

Neue Folge: Band 52/1978

Herausgegeben

von Dr. Dr. Gerhard Hübner

Copyright 1978 by Verlag „Lissa Weg“, Düsseldorf

Printed in Germany - Alle Rechte vorbehalten
Gesamtherausgeber: H. P. van den Broek
Gesamtherausgeber: H. P. van den Broek

ISBN 3-87000-322-2

JAHRBUCH FÜR SCHLESISCHE KIRCHENGESCHICHTE

Copyright 1973 by Verlag „Unser Weg“ Düsseldorf

Printed in Germany – Alle Rechte vorbehalten

Gesamtherstellung: H. Frey, Ulm (Donau)

ISBN 3 - 87836 - 326 - 5

JAHRBUCH

für Schlesische Kirchengeschichte

Neue Folge: Band 52/1973

Herausgegeben

von Dr. Dr. Gerhard Hultsch



VERLAG „UNSER WEG“ DÜSSELDORF

JAHRBUCH

für Schlesische Kirchengeschichte

Neue Folge: Band 32/1973

Herausgegeben

von Dr. Dr. Gerhard Hultsch



Verlag "Unser Weg" Düsseldorf
Postfach 10 15 10
4000 Düsseldorf 10

gfr 6269

INHALTSVERZEICHNIS

		Seite
1.	L. Radler: Beiträge zur Geschichte von Bergen	7
2.	J. Grünewald: Die ehemalige Kettenbibliothek in der Stadtpfarrkirche zu Goldberg	26
3.	G. Münch: Das Oelser Unwetter von 1535 und Moibans Auslegung des 29. Psalms	38
4.	G. Jaeckel: Johann Georg II. Markgraf von Brandenburg Herzog von Jägerndorf 1577–1624/Teil 1	65
5.	J. Grünewald: Schicksale der Pfarrerfamilie Feige im 30jährigen Kriege nach Kirchenbuch- aufzeichnungen	83
6.	G. Hultsch: Die kolonisatorische Tätigkeit Friedrich d. Gr. in Schlesien und ihre konfessionelle Bedeutung	95
7.	H. Saalfeld: Der Bauer Gottlob Heym 1750–1809	121
8.	A. Glatz: Aus der Geschichte der Kirchengemeinde Zillerthal-Erdmannsdorf	127
9.	K. Geisler †: Erinnerungen an den Sonntag Reminiscere 1935 in Leuthen und im Polizeigefängnis Breslau	157
10.	E. Hornig: Der Una-Sancta-Kreis in Breslau im 2. Weltkrieg	163
11.	H. Kleyer: Erlebtes Kriegsende in Weigwitz	167
12.	W. Koderisch: Die Evangelisch-Augsburgische Kirche jenseits von Oder und Neiße	173
13.	G. Hultsch: Mitteilungen des Vereins für Schlesische Kirchengeschichte e. V.	177
14.	Bücherberichte	179

Beiträge zur Geschichte von Bergen (Borganie) Kreis Neumarkt

1932 kam das Dorf zum Kreis Schweidnitz und erhielt 1936 seinen neuen Namen Bergen. Von Süden her nähert sich in einer großen Schleife bei Domanze die Weistritz, von Norden her in einer ebenso großen Schleife das Striegauer Wasser. Zwischen beiden Flußbögen, die sich bei Mettkau auf 1,5 km nähern, schiebt sich von Westen her ein Höhenzug als Ausläufer des Pitschenberges mit einigen Erhebungen: der Fuchsberg bei Ebersdorf (192 m), der Fuchsberg an den Ziegeleien (191 m), der im Volksmund „Klinnerberg“ hieß. Die Ziegelei von Kleinert, die man auch „Klinnerziegelei“ nannte, besaß die Felder am Südabhang dieses Berges, daher auch der Name „Klinnerberg“ = „Kleinertberg“, der Hundtberg und der Buchenberg, beide bei Borganie und etwa 180 m hoch. Dann fällt der Höhenrücken nach Norden, Osten und Süden steil ab bis zu den Flußtälern der Weistritz und des Striegauer Wassers (etwa 165 m bzw. 160 m hoch), so daß die Dorfstraße von Borganie ungefähr 30 m über den Flußtälern liegt. Der ganze Höhenzug bis zum Pitschenberg war einst bewaldet. Es erinnern daran heute noch 4 Ortsnamen, die auf Wald deuten: Bockau von buk = Rotbuche, Ossig = Lichtung, Aushau im Walde, Tarnau von tarn = Weißdorn und Poseritz von posar = Brandstätte im Walde. Der durch Wald und Flüsse gut geschützte und kaum zugängliche Höhenrücken zog bald Siedler an, die in den Flüssen durch Fischfang und in den Flußauen durch abweiden Nahrung fanden und die sich zudem im dichten Wald gut verbergen konnten. Schon in vorgeschichtlicher Zeit scheint dort eine menschliche Siedlung gestanden zu haben, denn man fand 1924 bei Dränagearbeiten auf dem Nordabhang des Fuchsberges zahlreiche gebrannte, aber unglasierte Tongefäße. Da man jedoch keine Fachleute zu diesen Fundstätten hinzuzog, war es nicht möglich, die Funde zu bestimmen und zu datieren. Wir wissen auch nicht, was aus dieser eventuell frühesten Siedlung geworden ist. Daher ist auch der Übergang zum zweiten Siedlungsabschnitt nicht ganz klar. Hat die alte Siedlung weiterbestanden, so ist der alte Ort nach einem späteren Besitzer genannt, ist die erste Siedlung aber eingegangen und das Dorf später neu gegründet worden, so hat es den Namen nach seinem Gründer erhalten.

Diesen Mann kennen wir, wenigstens dem Namen nach, wenn auch Näheres über seine Person unbekannt ist. Es war der Ritter Borzygniew, der im Dienste des Herzogs von Schlesien stand, denn noch 1326 ist Herzog Bolko II. von Schweidnitz als Erb- und Lehnsherr von Borganie genannt. Dieser Ritter Borzygniew trug, wie es damals Sitte war, einen Doppelnamen, boru = Kampf, gnevu = Zorn, also Kampfborn, vielleicht ein Hinweis auf seine Tapferkeit und Tüchtigkeit als Ritter. Wir haben in unserer deutschen Sprache genau dieselbe Zusammensetzung, hilti

= Kampf, brand = Zorn, Wut, so daß also der Name Borzygniew unserem alten, markigen Hildebrand entspricht. Wann dieser Ritter Borzygniew gelebt hat, wissen wir nicht, auf jeden Fall vor dem Jahre 1240, wie wir aus der Form des Dorfnamens schließen können. Damals gehörte der ganze Wald dem Herzog, der in der Nähe auf dem Pitschenberg eine Burg besaß. Er betraute nun seinen Ritter mit der Übernahme der alten Siedlung am Fuchsberg, jedoch verlegte dieser den Ort weiter nach Osten bis an den Steilrand des Höhenrückens heran, vielleicht weil er dort besser zu verteidigen war. Oder aber, wenn die alte Siedlung nicht mehr bestand, gründete der Ritter einen neuen Ort, dem er seinen Namen gab. Er wählte den Platz am Steilhange nicht nur wegen besserer Verteidigungsmöglichkeit, sondern auch, weil man von dort aus die Täler der Weistritz und des Striegauer Wassers, die sich ja auf 1,5 km nähern, gut übersehen und beherrschen konnte. Da der Gründer ein Ritter war, so ist anzunehmen, daß er sich am Steilhang eine kleine Burg oder wenigstens ein befestigtes Haus baute. Einige Leute, die er als Arbeitskräfte und Soldaten brauchte, siedelten sich vom Rittersitz nach Westen zu an. Damit war auch der spätere Grundriß des Dorfes gegeben. Es lag sehr einsam im Wald, umgeben von Fluß, Wasser und Sumpf; als Nachbarorte gab es zunächst nur Viehau, Bockau, Hohenposeritz, Domanze, Wenig-Mohnau und Mettkau. Das ist alles, was wir über das Dorf Borganie aus der zweiten Siedlungsperiode wissen, die bis etwa 1240 reichte.

In dieser Zeit geschah eine durchgreifende Neugestaltung. Damals näherte sich die Wiederbesiedlung Schlesiens durch die Deutschen ihrem Höhepunkt. Die Herzöge mit ihren Freunden und Anhängern, Kirche, Klöster Adlige, Ritter taten ihr Möglichstes, das Land wieder deutsch zu machen. Ganze Siedlerströme flossen in das Land an der Oder. Dörfer und Städte schossen wie Pilze empor, teils neu angelegt, teils aus den bisherigen Orten sich entwickelnd. Auch das einsame und bisher kaum bekannte Borganie wurde von diesem Siedlerstrom berührt. Wir können annehmen, daß der bisherige Herr von Borganie die Neubesiedlung leitete, denn seit seiner Gründung war der Ort Rittersitz, und da der Ritter Lehnsmann des Herzogs war, machte er die Politik seines Lehnsherrn mit. Nur seinen Namen wissen wir nicht mehr. Die Neubesiedlung hatte nun für das kleine Dorf weitreichende Folgen. Zunächst mußte man sich klar werden über den Umfang des Areal und über die Grenzen zu den Nachbarorten hin, d. h. es mußten die Gemarkungsgrenzen festgelegt und das ganze Gelände neu vermessen werden. Es entstanden ja nun neben den alten eben erwähnten Nachbardörfern noch die neuen Lorzendorf, Ebersdorf, Ingramsdorf und Frauenhain. Eine neue Grenzfestsetzung war also unerlässlich, denn wie wollte man sich sonst in dem dichten, kaum gangbaren Walde, der nur auf Frauenhain zu etwas lichter wurde, zurechtfinden? Die Neuvermessung

geschah sehr zeitig, bald nach dem Jahre 1241, denn 1262 bereits stand die Kirche und war der Pfarrei ihre Widmut zugeteilt.

Man vermaß also das neue Dorf mit 528 ha = 2096 Morgen. Da es sich um Waldgebiet handelte, das man erst mühsam roden mußte, verwendete man wohl die große Hufe mit etwa 25 ha, d. h. man teilte die ganze Flur in 22½ Hufen auf. Diese Zahl wird noch im Bericht über die Kirchenvisitation des Jahres 1666/67 angegeben. 2 Hufen hatte damals die Pfarrei, 9 das Rittergut und 11½ die Gemeinde. Nimmt man an, daß bis 1666 einiges Bauernland vom Hofe eingezogen oder in Stellen verwandelt wurde, so kann man die Zahl der ersten Bauernhufen auf etwa 13 berechnen. Da damals im 13. Jh. meist eine Bauernhufe gleich einem Bauerngut war, so dürften etwa 13 Bauern die Neubesiedlung Borganies durchgeführt haben. 1785 waren es nur noch 8, dazu 13 Stellenbesitzer; 1939 gab es 6 größere und 2 kleinere Bauerngüter und 13 Stellen. Ihre Zahl hatte sich also seit 1785 nicht geändert. Da das Rittergut außerhalb der Meile von Schweidnitz, Striegau und Neumarkt lag, erhielt der Grundherr die Erlaubnis, eine eigene Brauerei einzurichten. Diese wird noch 1785 und 1845 als vorhanden erwähnt und ging dann ein. Der 1933 verstorbene Besitzer des Gasthauses „Zum Gerichtskretscham“, August Güttler, war der Vater des letzten Besitzers. Er erzählte mehrere Male, daß auf seinem Grundstück alte Braurechte lägen und ihn daher niemand hindern könne, wieder selbst Bier zu brauen, wenn er es wolle. Die Brauerei lag im Dorfmittelpunkt vor der Kirche; ihr sehr altes Haus hieß noch zu unserer Zeit Bräuerei mit Bräuergarten. Das Gebäude gehörte dem Rittergut. Vor 1845 war noch eine herrschaftliche Brennerei dazugekommen, die aber später auch wieder einging. Bier und Branntwein wurden im Erb- und Gerichtskretscham ausgeschenkt, den die eingewanderten deutschen Bauern alsbald errichteten und der ihnen auch für Versammlungen, Gerichtsverhandlungen, Steuerzahlungen usw. diene. Der Gerichtskretscham, der bis zur Vertreibung noch so hieß, lag etwa 150 m von der ehemaligen Brauerei entfernt an der Südseite der Dorfstraße. Letzter Besitzer war Alfred Güttler. Bis etwa 1910 befand sich auch in der Brauerei eine Schankwirtschaft, die zwischen 1810 und 1845 errichtet wurde. Der letzte Pächter war die Familie Giebel. 1845 gab es noch ein weiteres drittes Gasthaus, das dann wieder einging. Es könnte auch nur ein Kramladen gewesen sein, der Bier und Schnaps verkaufte.

Wie zu jedem deutschen Dorfe gehörte zu Borganie auch eine Mühle. Die Voraussetzungen dazu waren gegeben, da zwei Wasserläufe am Orte vorbeifließen. Weil das Striegauer Wasser aber zu Lorzendorf und Viehau gehörte, konnte man die Mühle nur an der Weistritz anlegen. Man mußte sich aber vorher mit Mettkau einigen, denn der Mühlgraben mußte durch Mettkauer Gebiet geführt werden und trieb dort eine große

Wassermühle. Der Anfang des Grabens wurde an der Stelle ausgeschachtet, wo sich die Weistritz in zwei Arme teilt, lief dann nördlich des Flusses parallel mit dem Höhenzug entlang und führte schließlich in das Rittergut Mettkau. Südlich des Dorfes Borganie, wo ein Waldstück Mühlgraben und Weistritz trennt, legte man die neue Mühle an und baute einen Weg vom Gut in einer Serpentine den Abhang hinunter bis zur Mühle, die etwa $\frac{3}{4}$ km außerhalb des Dorfes lag. Sie wird in den Jahren 1651 und 1666 erwähnt, wo sie der bischöflichen Präfektur zinste, ebenso 1785 mit der Bemerkung: „Hierher gehört noch die sogenannte Borganier Wassermühle, welche einzeln außerhalb des Dorfes liegt“. Dazu waren noch vor 1845 eine Öl- und Sägemühle gekommen. Letztere, die zur Wassermühle gehörte, zerschnitt das Holz, das vorwiegend die umliegenden Wälder bei Lorzendorf und Wenig-Mohnau lieferten. Die Ölmühle, deren Standort wir heute nicht mehr wissen, verarbeitete die Ölfrüchte, die der Anbau von Raps, Rübsen, Lein, Mohn usw. der Umgebung ergab. Die Sägemühle war bis 1912, die Wassermühle bis etwa 1938 in Betrieb. Beide gehörten seit etwa 1908 dem Rittergut. Der letzte Besitzer hatte die Mühlen verkauft und war nach Neudorf bei Kanth verzogen; das Dominium verpachtete sie sofort dem Müllermeister Anton Böhm, der sie bis zur Aufgabe des Betriebes bewirtschaftete.

Den Ortsnamen, den der Gründer oder erste Besitzer dem Dorfe gegeben hatte, ließ man unverändert. 1262 und 1319 Borignew, 1326 und 1351 Burgene, 1608 Burgonih, 1614 Borgany, 1638 Burganin, 1651 Burganau, 1666 Borganin, dann Borganie, mundartlich Burgen-nie. 1936 erfolgte eine umfangreiche Umbenennung schlesischer Dörfer, darunter aber nur drei des Kreises Schweidnitz (Stanowitz, Borganie und Tschechen). Bei unserem Dorfe blieben die Konsonanten b, r, g, n erhalten und nur die Vokale änderten sich, so daß der neue Namen Bergen noch stark an die alte Bezeichnung Borganie anklang. Der Grundriß des Dorfes zeigt, daß es sich um ein Straßendorf handelt, d. h. nur eine einzige größere Straße durchzieht den Ort, an sie reihen sich rechts und links die Gehöfte und Häuser. Eine Gasse zog sich vom „Auenhaus“ genau nach Süden, die „Auengasse“, vom Volksmund „de Gosse“ oder „de Wanzagosse“ genannt. Die Hauptstraße kommt von Südwesten, von Hohenpöseritz her, nimmt kurz vor dem Dorfe die Straße aus Ebersdorf und Bockau auf und zieht sich dann nach Osten bis an den Rand des Höhenzuges. Vor der Kirche biegt sie nach Süden, umgeht in einem Bogen das Rittergut und führt in das Weistritztal hinab bis Mettkau. Des schwierigen Geländes wegen — man mußte durch dichten, stark verschwipften Auenwald an Striegauer Wasser und Weistritz, und dann waren noch zwei Flüsse zu überschreiten — legte man keine Wege nach den Nachbarorten Lorzendorf, Viehau und Wenig-Mohnau an, sondern diese Orte waren nur über Mettkau zu erreichen. Lediglich nach Berghof und Wenig-Mohnau zum benachbarten Ritter führte ein Fußweg quer durch das Weistritztal und den dichten Mohnauer Wald. Diese Wege-

verhältnisse hatten sich bis in unsere Zeit kaum geändert. Auch dann gab es Fahrwege nur nach Bockau, Ebersdorf, Hohenposeritz und Mettkau, sie waren aber bis 1939 keine Chausseen, sondern nur unbefestigte Landstraßen. 1927 plante man eine Chaussee nach Mettkau und holte daher die herrliche Lindenallee nach dort ab. Dann aber blieb das Bauvorhaben für 12 Jahre liegen, und der Weg wurde erst kurz vor dem Kriege 1939 chaussiert.

Nun wieder zurück zur Neubesiedlung Borganies im 13. Jh. Die wichtigste Veränderung ergab die Einrichtung des Dorfes als Kirch- und Pfarrort. Vorher lag die nächste Kirche in Hohenposeritz, die die ganze Umgebung bis nach Striegau, Goglau, Gorkau und Mois hin betreute. Derartige kirchliche Zustände waren für die einwandernden Deutschen unmöglich, und so entschloß sich der Grundherr, auch in seinem Dorfe eine Kirche zu bauen, mit Land zu dotieren und eine Pfarrei einzurichten. Dies geschah sofort bei der Neuvermessung, denn schon 1262 ist der erste Pfarrer erwähnt. Die Kirche ist also zwischen 1241 und 1262 gebaut und der hl. Barbara geweiht worden. Am Gebäude finden wir Rundbogen, stumpfe Spitzbogen, frühgotische Verzierungen, aber keine Strebebögen. Demnach stammt auch das heutige Kirchengebäude aus der Zeit zwischen 1241 und 1262 und gehört damit zu den ältesten Kirchengebäuden des Kreises. Älter ist nur das Kirchengebäude in Würben, gleichaltrig das in Peterwitz. Wie alle diese alten Kirchen ist auch die zu Borganie aus Bruchsteinen erbaut, die man aus benachbarten Steinbrüchen holte und auf den Feldern zusammenlas. Einige neuere Teile des Gebäudes sind mit Ziegeln ergänzt. Man baute die Kirche am höchsten Punkte des Ortes und umgab sie mit einer festen Ringmauer. Wie alle Kirchen aus dieser Zeit, etwa Peterwitz, Würben, Hohenposeritz, Puschkau, Schmellwitz, diente auch die zu Borganie zur Verteidigung und als letzte Zuflucht bei Gefahr. Der Turm war 32 Meter hoch, so daß man von ihm eine herrliche Aussicht weit ins Tal genießen konnte. Allerdings stammte er nicht aus dem Mittelalter, sondern der zweimal durchbrochenen Haube nach aus der Barockzeit. Er stand auch nicht wie überall sonst neben der Kirche, sondern war als Dachreiter auf das Kirhdach aufgesetzt. 1666 wird berichtet, daß er aus Holz gebaut sei, was er noch zu unserer Zeit war. Ein Kirchturm aus Holz als Dachreiter war einmalig im Kreise Schweidnitz und daher eine Sehenswürdigkeit. Um die Kirche herum lag der Kirchhof, der von beiden Konfessionen benutzt wurde. Zur Borganier Kirche pfarfte man das Nachbardorf Mettkau ein. Die dortige Herrschaft gab 1666 von 3 Hufen und die Bauern von ebenfalls 3 Hufen 6 Scheffel Weizen und 6 Scheffel Hafer als Kirchensteuer nach Bergen.

Neben der Kirche errichtete man das Pfarrgut, denn wie es damals üblich war, bewirtschaftete der Pfarrer seinen Acker selbst (etwa in Peterwitz, Puschkau, Strehlitz). Er besaß neben dem Acker einen „aus-

gezeichneten, nutzbringenden Wald“ (fertilem sylvam egregiam). Pfarrhaus und Pfarrgut wurden im 30jährigen Krieg sehr zerstört, Ställe und Scheune völlig vernichtet. Später baute man die große Pfarrscheune wieder auf, die noch zu unserer Zeit stand und verpachtet war. Der erste Pfarrer von Borganie ist uns dem Namen nach bekannt. Es ist Bogdanus, plebanus de Borigniew, der am 30. September 1262 in einer Urkunde des Wirchoslaus, Domherrn in Breslau und Archidiakons in Liegnitz, als Zeuge genannt wird. Noch drei weitere Pfarrer aus dem Mittelalter kennen wir. Es sind Stancho (bis 1318), Heinrich ab 1319 und Nikolaus (1400). 1318 verzichtete der bisherige Pfarrer von Borganie, Stancho, auf seine Stelle, und als seinen Nachfolger schlugen die Patrone den Heinrich vor, bisherigen Subkustos an der Kreuzkirche zu Breslau. Bischof Heinrich von Würben war damit einverstanden und ernannte den neuen Pfarrer am 3. Januar 1319. Dieser wurde von Arnold, bischöflichem Hoferichter, Domherrn zu Glogau und Pfarrer von Protzan, Kr. Frankenstein, im Namen des Bischofs in sein neues Pfarramt eingeführt (3. Januar 1319). Er unterstand dem Archipresbyterat Neumarkt, später Kanth. Das Patronat hatte von Anfang das Rittergut Borganie, das auch jährlich 24 Groschen Zins an den Pfarrer zu Kanth zahlte, wie aus dem Jahre 1566 berichtet wird.

Früher war der ganze Höhenzug bei Borganie bewaldet, woran der Flurname „Buchenberg“ noch erinnert. Nun mußten die deutschen Bauern ihr zugeteiltes Land erst roden und in Acker verwandeln, und sie machten das so gründlich, daß schließlich nur noch wenig Wald stehen blieb. Es waren 1885 nur noch 22 ha, wovon die Hälfte dem Dominium gehörte. Zwischen 1885 und 1892 ließ der Gutsherr noch weiter roden und verkleinerte seinen Wald von 11 ha auf 8,7 ha. Der gesamte Wald lag im Süden und Südwesten an der Weistritz bis dicht an die Domanzer Puszmühle heran. Sumpfaueu im Norden am Striegauer Wasser und besonders im Süden an der Weistritz verwandelte man in Wiesen. 1885 gab es 37 ha Wiesen, wovon 19 dem Dominium gehörten. Alles andere Land wurde im Laufe der Zeit als Acker gebraucht, 1885 hatte das Gut 238 ha, die Gemeinde 173 ha unter dem Pfluge. 1892 waren es beim Gut nur noch 228 ha. Der Flurname „Hummerei“, der bei Laasan z. B. auch als „Hummelei“ vorkommt, deutet auf früheren Hopfenanbau (humulus = Hopfen), der ja von der herrschaftlichen Brauerei gebraucht wurde. Die Felder südlich der Ziegeleien hießen „Molke“, vielleicht waren es früher Weideflächen, auf denen die Kühe gemolken wurden. Südwestlich vor der Eisenbahn hieß ein Hofefeld „Hakenschaar“, es war etwa 8 ha groß. Wahrscheinlich gaben die Grenzen dieses Feldes, das wie eine Pflugschar aussah, ihm den Namen „Hakenschar“. Die Berghänge im Norden führten die Bezeichnungen „Gurkenberge“ und „Kohlberge“, deuteten also wohl auf Gemüseanbau hin. Schon seit ältester Zeit spielte die Gutsherrschaft die wichtigste Rolle. Gründer bzw. Namengeber war ein Ritter, und bis fast in unsere Zeit

war Borganie immer Sitz eines Ritters oder Adligen. Vor 1250 der Gründer oder Namensgeber Ritter Borzygniew, 1294 Ritter Bronislaw von Borganie, der sich also nach seinem Besitz nannte. Er und sein Verwandter Marcus von Borignew gehörten zu den 50 Rittern, die 1294 beim Friedensvertrag zwischen den Herzögen Heinrich von Breslau und Heinrich von Glogau Bürgerschaft leisteten. Die Erben waren Jascho, Lorenz, Peter, Ywan und Stephan von Borganie (oder von Tschammer), denn zugleich mit ihnen wird ein zweiter Adliger als Besitzer des Ortes und Patronatsherr genannt, ein Czambor, Sohn des Srosto, Wyslaw, seine Nichte, Tochter des Jaxo. Die Familie von Tschammer war damals im Kreise Neumarkt reich begütert. Lange war der Herr von Tschammer aber nicht auf Borganie, nur von 1319 bis 1326, denn schon 1326 wird ein Themmchin von Seidlitz freier Erbherr im Orte. Die Seidlitz wiederum kamen aus dem nicht weit entfernten Laasan am Striegauer Wasser. Auf die Lage am Wasser deuten auch die Wappentiere der Seidlitz, die berühmten drei silbernen „Seidlitzfische“. 1326 verlieh der Herzog Bolko II. von Schweidnitz dem Ritter Themmchin von Seidlitz seine Erb- und Lehngüter zu „Burgene“, dazu 4 Hufen in Fürstenau und 3 Hufen in Mettkau zu freiem Besitz, unabhängig von einem Erb- oder Landgericht. Zu dieser Zeit finden wir abermals Beziehungen zwischen Borganie und Kanth. Gehörte die Pfarrei schon zum Archipresbyterat Kanth, so faßten nun auch die Ritter von Borganie in der Kanther Gegend Fuß. Sie besaßen die Mühle „Hohenbrücke“ bei Kanth (an Stelle der heutigen Schaßbrücke) und verkauften sie 1351 an einen Ritter von Czirn. Es waren die Söhne des Themmelin von Seidlitz, Hans, Iban, Peter, Tamchin und Nickel, die sich neben ihrem Familiennamen Seidlitz auch noch nach ihrem Besitz „von Burgene“ nannten. Auch nach dem Verkauf der Mühle entrichtete das Rittergut Borganie einige Groschen Zins an den Pfarrer von Kanth.

Der Ritter Cunczco von Laasan und seine Frau Agnes verkauften dem Präzentor und den Mansionaren der Krypta in der Breslauer Kreuzkirche mit einem Kapital von 40 Mark wiederkäuflich einen Zins von 4 Mark auf dem Gute Borganie, was Herzog Konrad von Öls in einer Urkunde vom 12. Februar 1415 bestätigte. Neben Borganie hatten noch einige andere Dörfer den Zins zu bezahlen. Am 6. November 1645 löste der Ritter Martin von Knobelsdorf von Neubielau auf Kammendorf, Sachwitz, Stradam und Olbersdorf die Zinsen ab mit Ausnahme von Borganie, „damit die Kirche keinen Schaden und der Gottesdienst keinen Abbruch erleide“. Die Urkunde darüber wurde am 10. November 1645 ausgestellt.

Bis 1425 blieb die Familie Seidlitz in Borganie, ihre Nachfolger waren die Ritter von Czczow, die sich auch Metchow, Matche und Mettke nannte, wohl nach ihrem Stammsitz, dem benachbarten Mettkau. Ein

jüngerer Sohn der Familie wurde Geistlicher, in Borganie als Pfarrer eingesetzt und verkaufte 1474 seinen Brüdern den Anteil am väterlichen Erbe. 1425 wird der Scholz Andreas Monaw, der aus dem benachbarten Groß- (oder Wenig)-Mohnau stammte, mit mehreren Bauern namentlich aufgeführt. Es handelte sich dabei um 10 Mark Zins, der von den Bauern statt an den Grundherrschaft an das Breslauer Kreuzstift zu zahlen war. Diese Leistung stammte aus der Zeit des Breslauer Dechanten Nikolaus Wendeler, der aus Neumarkt gebürtig war und 1393 zu Borganie ein Seelgeräte bestellte. 1534 noch gehörte Borganie dem Ritter Caspar Matche (Mettke), der zusammen mit seinem Nachbarn, dem Ritter Kunz Zettritz aus Lorzendorf, als Bürge bei der Einlösung von Peicherwitz genannt ist. 1564 ist er als Kaspar Tschetschau (Czeczow) immer noch als Grundherr des Dorfes genannt, 1562 jedoch auch schon der Ritter Kaspar von Schindel zu Lauterbach, demnach hatte also das Dorf damals zwei Besitzer. Kaspar von Schindel starb 1562; sein Grabstein steht in der Kirche zu Borganie. Noch weitere 11 Grabsteine aus den Jahren 1574–1611 finden sich dort, alle der Familie Schindel gehörig. Ihr Nachfolger war dann Christoph von Mülheim „auf Burgonih“. Er zinst 1608 und später jährlich 24 Groschen an die Kirche zu Kanth. Die Mülheims kamen ebenso wie vorher die Seidlitz aus der Nähe, nämlich aus Puschkau und Laasan. Dem Christoph von Mülheim gehörten außer Borganie noch Ebersdorf und Domanze. Mitbesitzer von Domanze war sein Bruder Wolf Dietrich. Dieser wohnte in Domanze, Christoph in Borganie.

Der Rittersitz mag ein befestigtes Haus, vielleicht eine kleine Burg gewesen sein. Im 16. Jh. waren diese Burgen unmodern geworden, auch entsprachen sie in ihrer Primitivität und Unwohnlichkeit nicht mehr den erhöhten Wohnansprüchen auf Schönheit und Bequemlichkeit. So brachen um die Wende des 16. zum 17. Jh. zahlreiche Ritter ihre Burgen ab und bauten sich modernere, wohnlichere und bequemere Schlösser, so der Freiherr von Zedlitz in Peterwitz, der Ritter von Bock in Penkendorf. Ebenso ließ der ehemalige Gutsherr von Borganie den alten Bau wegreißen und das heute noch stehende Schloß erbauen, nach der damaligen Kunstrichtung im Stil der Spätrenaissance. 1651 wird das Schloß noch Burg genannt (arx), 1785 dagegen heißt es: herrschaftliches Schloß, desgleichen 1883. Bauherr war nach einer Inschrift auf einem Fries Christoph von Mülheim: „1613. Durch Gottes Gnade und Segen hab ich Christof von Mulheim und Domantz auf Borgany neben meinem geliebten Weibe Fraw Barbara, geborne von Seidlitz, aus dem Hause Kemmendorf gebauwet dis Haus nicht aus Hoffart, sondern aus Not. Deme es nun nicht gefelt (= gefällt), der schatz (schalt) es nicht aus, sondern bauwe ihm ein bequemers und bessers. Gott bewahre und segne dieses Haus vnd alle, die hier gehen ein und aus“.

Aus dem Jahre 1883 stammt folgende Beschreibung: „Schloß, Rittergutsbesitzer Scheller, auf einem Hügel neben der Eisenbahn, weithin

sichtbar. Das Bauwerk ist 4×7-achsig und zweigeschossig. Es hat zwei einander parallele steile Dächer, die auf jeder Schmalseite von Giebeln begrenzt werden. Auf der dem Gebirge (und der Eisenbahn) zugekehrten Seite sind über der niedrigen Attika zur Begrenzung von Stüchdächern zwei Giebel aufgebaut. In seiner reichen Dachbildung liegt der Wert des malerischen, architektonisch ziemlich unbedeutenden Gebäudes. Die Umrißlinien der nur durch Bandgesimse geteilten Giebel ist durch Voluten und Pfeilerchen in der der Spätrenaissance eigenen, ziemlich willkürlichen, phantastischen Weise belebt (vergl. Breslau Ring Nr. 27). Fenster und Türgewände zeigen die übliche Fascie. Reicher ausgebildet ist nur das Portal der südlichen Langseite, leider etwas zerstört. Es war eingefaßt von stark vortretenden Pilastern mit dreiteiligem Gebälk, dessen Fries mit Wappen besetzt ist. Darüber eine Kartuschentafel mit starkem Relief (vergl. Rathaus in Wünschelburg von 1609.)“

Der Erbauer Christoph von Mühlheim starb 1614. Sein Grabstein befindet sich aber nicht in Borganie, sondern in Silbitz, Kreis Nimptsch. Der seinerzeitige Besitzer des Gutes Silbitz, der Oberzeremonienmeister Graf Stillfried-Alcantara, war nämlich ein großer Kunstkennner und -liebhaber, kaufte aus ganz Schlesien eine ganze Reihe hervorragend gestalteter Grabsteine zusammen und ließ sie in der Gruftkapelle seines Schlosses aufstellen. Unter ihnen befindet sich also auch der Grabstein für „Herrn Christof von Muhlheim von Domanz auf Borgany und Ebersdorf, † 1614.“

Während die Mühlheim die Mühle zu Borganie bis nach 1666 behielten, gingen Rittergut und Patronat in andere Hände über. 1638 war Besitzer Herr Sigismund von Opatzki, 1651 Herr Christoph Vetter, Freiherr von Lylliis, 1663/67 Herr Hartwig von Mesenau, dem auch noch Preilsdorf gehörte. Damit war er Nachbar des Gutsherrn von Laasan, Sigismund von Nostitz. Nun mochten sich die Grenzen während des langen 30jährigen Krieges verschoben oder sonstwie unklar geworden sein, jedenfalls kam es zu erbitterten Streitigkeiten, die damit endeten, daß der Laasaner Gutsherr von einigen Leuten des Ritters Hartwig von Mesenau auf Borganie und Preilsdorf am 17. Juli 1663 erschossen wurde. Auf welche Weise man dann diesen Totschlag sühnte, ist nicht mehr bekannt. Von der Mitte des 18. Jh. bis etwa 1850 befand sich das Rittergut Borganie im Besitze der Freiherrn (ab 1790 Grafen) von Wickenburg, genannt Stechinelli. Der Stammvater Francesco Maria Capellini, genannt Stechinelli, wanderte um 1654 aus Rimini in Italien nach Hannover ein und 1665 nach Celle. Dort erwarb er mehrere Rittergüter und wurde 1688 durch Kaiser Leopold I. als von Wickenburg nach seinem Rittergut Wieckenberg, Kreis Celle, geadelt. Sein Enkel Anton von Wickenburg, Besitzer von Borganie, (als solcher 1785 erwähnt) wurde 1790 als General der Kavallerie, bevollmächtigter kurpfalz-bayri-

scher Minister und Gesandter in Petersburg in den Grafenstand erhoben. Sein Sohn Karl Theodor Graf von Wickenburg verkaufte um 1850 Borganie, das in bürgerlichen Besitz kam. Der zweite Sohn des Stammvaters Ludwig Wilhelm Freiherr von Wickenburg, genannt Stechinelli, war Oberamtsrat bei der Regierung in Breslau. Er erhielt 1731 die Lehnsanwartschaft auf Borganie. Sein Neffe Anton Freiherr von Wickenburg erhielt 1743 nach dem Tode seines Vorgängers, des Grafen Ludwig von Zinzendorff und Pottendorff, das Rittergut Borganie. 1883 wird als Rittergutsbesitzer ein Herr Scheller erwähnt, 1892 als Besitzer Albert Scheller. Bei dieser Familie blieb das Gut bis 1937 und wurde ein Jahr später wegen des Staubeckenbaus bei Berghof-Mohnau von der Staubeckengesellschaft aufgekauft.

1885 besuchte der Regierungsbaumeister Hans Lutsch aus Breslau den Kreis, um alle Kirchen, Schlösser, Kunstdenkmäler usw. aufzunehmen. Sein Bericht über die Kirche lautet: „Katholische Pfarrkirche Mater adjuncta (= früher selbständige Pfarrkirche) zu Bockau, der hl. Barbara geweiht. Der gegen das Langhaus eingezogene Chor hat die Form eines Rechtecks, dessen größere Seite in der Achse der Kirche liegt. Er ist mit einem Kreuzgewölbe auf kräftigen Rippen bedeckt, deren Kanten unter der Belassung eines breiten Mittelsteges einfach abgefast sind; sie ruhen auf Maskenkragsteinen. Die Schildbogen sind nach der Längsrichtung Rundbogen, nach der Querrichtung stumpfe Spitzbogen; die Kappen steigen nach dem Scheitel zu steil an. Der Schlußstein ist mit einer achtblättrigen Rosette verziert, Strebepfeiler fehlen. Das zweiteilige Ostfenster zeigt in dem spitzbogigen Schlusse einen schönen Fünfpaß, dessen dreiviertelkreisförmiger Querschnitt mit dem des kleeblattförmigen Bogens der einzelnen Fensterteile zusammenschneidet; Kämpferteile sind nicht vorhanden. Nach diesen Formen ist der Schluß auf die zweite Hälfte des 13. Jh. als Bauzeit berechtigt. Urkundlich erwähnt wird die Kirche zuerst im Jahre 1319 (der Pfarrer aber schon 1262). Bischof Heinrich von Breslau investiert auf Vorschlag der Erben de Borignew den bisherigen Subcustos an der Kreuzkirche zu Breslau, Heinrich, auf die Pfarrkirche zu Borganie, nachdem der bisherige Pfarrer Stancho auf seine Stelle verzichtet hat. Der Baustoff ist Bruchstein, neuere Teile sind aus Ziegeln hergestellt. Das Patronat ruht auf dem Rittergut Borganie.

Sakramentsnische mit schlichtem Wimperg darüber, spätmittelalterlich; sie ist durch ein schmiedeeisernes Rautengitter geschlossen, dessen Knotenpunkte mit Rosetten geschlossen sind.

Epitaph, Grundform, aus Sandstein, von schlichtem Aufbau, errichtet für Kaspar Schindel zu Lauterbach, † 1562. Im Mittelfeld: Relieftafel, die Auferstehung des Heilandes darstellend; darunter kniet die Familie des Verstorbenen, im unteren und oberen Friese Wappen.

Grabsteine mit den Figuren der Verstorbenen in Lebensgröße: 1) für einen Ritter, 2) seine Frau und 3)–6) für ihre 4 Kinder; 7) für eine Dame, darüber eine kleine Bekrönung; 8) ein Grabstein durch Gestühl verdeckt, alle überstrichen. Um 1600. Hoverden zählt Bd. 9, 10, 18, 27, 28 aus den Jahren 1574–1611 im ganzen 11 Steine (einige doppelt), 5 mit Abbildungen auf, sämtlich der Familie Schindel angehörig.

Glocken: 1) 88 cm mit dem dreimal wiederholten schlesischen Adler und der Majuskelinschrift: O Rex Glorie Veni Cum Pace, 2) 70 cm, rex glorie veni cum pace. o Konik der ernen kom mit („Frieden“ fehlt wegen Mangels an Platz).

Ein Linnentuch, etwa 60 cm ins Geviert mit Plattstickerei in mehrfarbener Seide. 18. Jh.“

Zu unserer Zeit hingen im Turm drei Glocken. Die beiden älteren, soeben beschriebenen stammen der Inschrift nach aus dem 16. Jh., die dritte wohl aus dem 17. Im 30jährigen Kriege war der hölzerne Kirchturm so stark beschädigt, daß es wegen Einsturzgefahr nur schwer möglich war, die drei Glocken herunterzuholen und am Altar hinzustellen. Wegen ihres hohen Altertumswertes wurden die beiden großen Glocken 1914–18 auch nicht beschlagnahmt, nur die kleine wurde abgeliefert. (Dasselbe geschah in Peterwitz). Übrigens erzählt eine Sage, daß man die Glocken in der „Glockenlache“ an der Dominalwiese gefunden habe, wo sie von Schweinen freigewühlt worden seien.

1564 amtierte noch ein katholischer Pfarrer in Borganie, den der Grundherr Kaspar Tschetschau vertreiben und dafür einen Kürschner als Prediger einsetzen wollte. Wenig später erfolgte der Glaubenswechsel, und Borganie erhielt einen Pastor.

1) 1585 Magister Caspar Poppe, geb. 1560 in Haynau, Vater Caspar Poppe. 1566–75 Schule Neumarkt, dann in Brieg drei Jahre und in Breslau ein Jahr, 1580 Universität Rostock, 1582 Wittenberg, dort Magister, zwei Jahre in Brandenburg Lehrer und Frühprediger, nach „Borgenj, non procul a patria“, berufen und am 24. 10. 1585 in Wittenberg ordiniert. 1590 scheint er nach Kunzendorf bei Steinau gekommen zu sein, wo er 1612 sein Buch mit dem Titel „Thesaurus locorum communium ex Sacra Scriptura“ usw. herausgab. Pastor Poppe amtierte bis 1624 in Thiemendorf, Kr. Steinau.

2) 1590–1611. Tobias Eberlin aus Breslau. 1582 Univ. Frankfurt, 1585 Wittenberg. Ord. in Liegnitz 12. 10. 1590.

3) 1611–1614 Mag. Christoph Raussendorf, geb. 1574 in Heidersdorf, Vater Adam R., Pastor. 1599 Univ. Leipzig und Wittenberg. 1604 Dia-

konus in Münsterberg. 1613 als „verbi minister in Burgany“ bezeugt. Er muß bereits 1614 anderswohin gegangen sein, da in einem Schreiben des Neumarkter Rates vom 13. 9. 1614 an Wolf Dietrich von Mülheim Tobias Pirner als SS Theologiae studiosus (später Pastor in Rausse) wegen erledigten Pfarrdienstes zu Borganie recommendiert wird. 1616 in Türpitz, gest. 12. 11. 1640.

4) 1614–1620 Mag. Christoph Steinbach aus Jauer. 1604 Univ. Leipzig. 5. 4. 1609 Magister in Wittenberg. 1620 nach Schöbekirch und Pohlsdorf. Vor 1625 Kunitz. Er widmete in diesem Jahre dem Michael Heltzel in Breslau, Bürger, Briefmaler und Zuckerbildermacher in Liegnitz „Christliche Gedanken und Tröstliche Erinnerungen“ (Breslau 1625). 1633/34 nach Jauer ins Pastorat berufen, 1636 von dort vertrieben, 1638 Pfarrer in Sulau, gest. 4. 2. 1640. Verh. 1. 9. 1615 mit Hedwig Hildebrand, 2. Frau Dorothea Teschner 1628. 3. Frau 24. 11. 1632 Anna Margaretha Meltzer.

5) 1620–1631 Johann Schellbach aus Freiburg, wo sein Vater 1610 bis 1630 Pastor war. Ord. in Oels am 29. 10. 1620. Er wurde 1631 Pastor in Salzbrunn und starb dort am 22. 12. 1633 an der Pest.

Im 30jährigen Kriege wurde die Kirche zu Borganie hart mitgenommen und fast ganz zerstört. Noch während des Krieges mußte sie den Katholiken zurückgegeben werden, war aber ganz leer und besaß nichts, so daß jahrelang kein Gottesdienst gehalten wurde. Das wäre auch überflüssig gewesen, da noch 1651/52 nur der Schulze katholisch war. Dreimal visitierte der Archidiakon von Breslau die Kirche.

„Januar 1638. Mit dieser Pfarrkirche (Bockau) ist verbunden die Kirche in Burganin, das ein Lehen des edlen Herrn Sigismund Opatzki ist. Weil diese Kirche bisher niemals katholisch war, fehlt es ihr an aller Ausstattung, Gewändern, heiligen Gefäßen und was zum Gottesdienst nötig ist.“

„1651/52. Dieses Dorf mit dem Schloß ist das Lehen durchlauchtigsten und edlen Herrn Christophorus Vetter, Freiherrn von Lyllii, der es von dem allergnädigsten Fürstbischof von Breslau erhalten hat. (Wann der Bischof das Dorf vom Herzog erhalten hat ist nicht mehr festzustellen. Im 13./14. Jh. gehörte es dem Herzog.) Die Kirche ist aus Stein, über dem Hochaltar gewölbt, im übrigen ist das Gebälk und das Dach in einem recht beklagenswerten Zustande, und wenn dem nicht baldmöglichst abgeholfen wird, ist zu befürchten, daß die Kirche bis auf die Mauern sogar mit dem Gewölbe einstürzt. Ich habe mit dem Schloßverwalter gesprochen; er sagte mir, der Herr des Dorfes kümmere sich nicht um die Kirche, wenn sie ihm nicht das Patronatsrecht zugeständen, aber die Mittel dazu sind in seiner Hand, wenn nur der alte, gestrenge Landes-

hauptmann von Kanth anordnete, nichts aus den Einkünften aus der Mühle und anderen ebenfalls dort gelegenen Gütern den Erben von Mühlheim zu überlassen, bis die Kirche zufriedengestellt sei. Sie ist von jeher Filialkirche von Bockau (aber erst nach der Vertreibung des letzten evangelischen Pastors), unter einem Namen geweiht und von den Evangelischen wieder errichtet, daher hat sie keinen Schutzheiligen. Aus dem Hochaltar könne man aber schließen, daß die gebenedeite Jungfrau, die heilige Barbara und die heilige Katharina die Schutzheiligen seien. Der Pfarrer ist derselbe wie in Bockau, und weil alle außer dem Schulzen Evangelische sind, entbehrt sie jeglichen Schmuckes, der Paramente, der heiligen Gefäße und der notwendigen Geräte zum Gottesdienst außer einem silbernen vergoldeten Kelch, den auch der Schloßverwalter verpfändet hat, aber mit Hilfe des Herrn Erzpriesters wurde er zu seinem Rückkauf gezwungen. Der Pfarrer hat als Widmutter zwei Hufen Ackerland und einen ausgezeichneten einträglichen Wald. Sein Haus droht wie die Kirche ganz und gar einzustürzen. Von 18½ Hufen stehen dem Pfarrer ebensovielen Scheffel Weizen und ebensovielen Hafer zu, obgleich er nur wenig oder nichts erhält, vom Rittergut Mettkau sechs Scheffel Weizen und ebensoviel Hafer. Der Schreiber Georg Weißenberg, nicht vereidigt, hat drei Joch Ackerland und hat auch einen Garten gehabt. Aber zur Zeit der Evangelischen, als die Herren des Dorfes sich das Recht nahmen, in den Kirchen zu herrschen, haben sie diesen Garten weggenommen und kleine Gebäude darauf gebaut, daher müssen sie zur Wiederherstellung gezwungen werden. Die Kirche hat keinen Kirchenvater. Auf den Gütern der Bauern liegen große Kapitalien, aber niemand weiß, wieviel. Auf dem Rittergut und auf der Mühle derer von Mühlheim ruhen als Vermögen 300 schwere Mark. Die Herrin von Mühlheim hat auch für die Kirche 30 Mark festgesetzt, aber es ist keiner da, der sie einzieht, daher muß die Kirche einstürzen.“

1666/67. „Das Patronatsrecht über die Tochterkirche von Bockau gehört dem hohen Herrn in diesem Dorfe, dem Herrn Hartwig von Mesenau. Die Kirche ist aus Stein und wird für geweiht gehalten, wie man aus den Statuen des alten Altars folgern muß, den heiligen Jungfrauen Barbara und Katharina. Der Tag der Weihe wird gefeiert am 2. Sonntag vor dem Fest des hl. Michael. Der Zustand dieser Kirche ist jämmerlich. Ihr Dach ist vollständig morsch und durchlöchert. In ihrer Mitte ist ein Turm aus Holz, bisweilen dem Einsturz ganz nahe. Deshalb konnten die drei Glocken nur unter großer Gefahr heruntergeholt werden. Sie sind beim Altar aufgestellt wo ein Gewölbe ist, dem auch die Regengüsse schaden. Auf dem nichtgeweihten Altar lag ein Stück eines dichten, ungebleichten Gewebes, und zwei Leuchter aus Zinn standen darauf. Vor dem Altar stand ein Taufstein, bedeckt mit Holz, leer. Der Fußboden in der ganzen Kirche bestand aus Ziegelsteinen. In der Sakristei fand ich nur fauliges Taufwasser und eine Statue des hl. Sebastian; sonst auch

dort ein Meßgewand und eine Stola vorhanden. Dieser Kirche hätte man mit geringen Mitteln helfen und ihren weiteren Einsturz verhindern können. Jetzt werden große Mittel vonnöten sein. Die Evangelischen regen sich auf – solange diese Kirche unter weltlicher wie zugleich unter geistlicher Herrschaft steht – weil die Domvikare (Bockau gehörte den Breslauer Domvikaren), denen es doch zusteht, überhaupt nicht darauf drängen, daß die Kirche wieder in ihren alten Zustand gebracht wird, während doch sonst immer die Katholiken darauf bestehen, daß auch die Evangelischen ihre Kirchen in den anderen Fürstentümern wiederherstellen. Der Pfarrer ist derselbe wie in Bockau, er hat als Widmut zwei Hufen Land und ein sehr auffälliges Haus ohne Ställe und Scheune. Dieses ist zusammen mit dem Ackerland dem Kirchvater für 18 Taler verpachtet. Von 9 Hufen erhält er von der Herrschaft eben so viele Scheffel Weizen und Hafer, von der Gemeinde gleichfalls von 11¹/₂ Hufen. Von dem Rittergut Mettkau, das hierher gehört, von drei Hufen der Herrschaft und von drei Hufen der Bauern sechs Scheffel Weizen und sechs Scheffel Hafer. Wegen der Auffälligkeit und der Einsturzgefahr der Kirche kann hier niemals Gottesdienst abgehalten werden. Derselbe Kirchschreiber wie in Bockau hat hier seine Einkünfte. Der Kirchvater ist allein Christophorus Heylmann, er hatte in seiner Kasse 30 Taler. Daraus wurden dem Zimmermann für das Herunterholen der Glocken aus dem Turme 8 Taler gezahlt. Es blieben noch 22 Taler. Vor 50 Jahren hatte die Kirche 800 Taler in bar. Diese nahm damals die Herrschaft an sich, dann wurden sie eben dahin auf die Mühle übertragen. Diese ist ganz verlassen, und werden das Kapital und die Zinsen wohl verloren gehen. Die Kirche hatte einen silbernen Kelch, den der Schulze in der Kriegszeit in Breslau aufhob, und er hat ihn auf Veranlassung seiner Herrschaft noch nicht wieder zurückgegeben. Bestimmungen für den Pfarrer in Bockau: Er soll sich bei der Frau Äbtissin in Liebenenthal bemühen, daß sie ihren Untertanen in Ossig (das Dorf Ossig gehörte dem Kloster Liebenthal) verbiete, ihre zu taufenden Kinder in andersgläubige Dörfer zu bringen. In Borganie soll er die Leute aufmuntern, die Kirche wiederherzustellen, damit sie nicht von Grund auf einstürzt, ebenso soll er beim Amt der bischöflichen Verwaltung vorstellig werden, die Schulden, die auf der Mühle liegen, zu tilgen, damit die Kirche nicht dadurch gänzlich ruiniert wird. Von da an bin ich nach Breslau gefahren, um das Pfingstfest zu feiern.“

1667 war Pfarrer von Bockau, Ossig und Borganie Georg Polenius aus Patschkau, 64 Jahre alt, 38 Jahre Priester, für Bockau und Borganie vom Fürstbischof eingesetzt, für Ossig vom „dominus Richter“ (Freiherr von Richthofen). Seit sechs Jahren war er in Bockau tätig, er hielt aber nur abwechselnd in Bockau und Ossig Gottesdienst, niemals in Borganie wegen der stark zerstörten Kirche. Er taufte jedoch dort und führte auch die Tauf-, Trauungs- und Sterberegister. Das Rittergut Borganie (Burgony) zahlte jährlich 24 Groschen Zins an den Pfarrer von Kanth.

Die Evangelischen hatten bis 1654 gar kein Gotteshaus und hielten sich wahrscheinlich zur Friedenskirche in Schweidnitz, und als 1743 eine evangelische Kirche in Domanze errichtet wurde, dorthin. Da es in Borganie keine Katholiken gab, wurde nach der Kirchenreduktion die Pfarrei Bergen nicht wiederhergestellt, sondern als Mater adjuncta (früher selbständige Mutterkirche) nach Bockau zugewiesen und blieb bis zu unserer Zeit als Filialkirche bei Bockau. Langsam stellte man die Kirche wieder her, der Turm mit seinen beiden schönen Durchsichten wurde im Barockstil erneuert, eine Madonnenstatue angeschafft, der Hauptaltar und der nördliche Seitenaltar in reinem Barock aufgestellt, sogar ein Ölgemälde, etwa 80 mal 100 cm, von Michael Willmann erworben. Es stellt die Kirchenpatronin, die hl. Barbara, dar. Ferner erwarb die Kirche im 18. Jh. ein Linnentuch, etwa 60 cm im Geviert, mit Plattstickerei in farbiger Seide. Das Tuch war 1885 noch vorhanden. 1785 wird die Kirche als „katholische Filialkirche“ genannt, desgleichen 1845 als „kath. Mutterkirche, Mater adiuncta von Bockau. Widmut, Gottesdienst an Festtagen und 20 Sonntagen, Archpresbyterat Kanth. Patron Grundherr, eingepfarrt und eingeschult Mettkau“. Zu unserer Zeit, wo das Dorf überwiegend katholisch war, fand jeden Sonntag und einmal in der Woche Gottesdienst statt. Der Pfarrer kam wie seit 300 Jahren aus Bockau. Die nach Borganie gehörenden Taufen, Trauungen und Beerdigungsfeiern fanden alle in der Kirche zu Borganie statt. Kirchvater war Paul Kladny, Kantorei und Glöckner betreute Kantor Jung.

Nach dem 30jährigen Kriege wurde das Dorf überwiegend katholisch. War es 1651 als einziger nur der Schulze, so waren es 1845 bereits 220 von 302 Einwohnern, und 1885 bekannten sich in der Gemeinde 300 von 363 katholisch, im Gutsbezirk 91 von 140. Nach katholischer Sitte schmückte man nun auch die Wege und die Flur mit Andachtsstätten, besonders im 18. Jahrhundert. Die erste Kapelle stand rechts am Wege nach Bockau, etwa 200 Meter vom Dorf entfernt. Sie war massiv aus Feldsteinen gemauert, ihre Grundfläche betrug etwa 1 qm und ihre Höhe etwa 3,50 m. An drei vertieften Seiten des Oberteils waren Heiligenbilder eingelassen, etwa 50 mal 70 groß. Eine zweite Kapelle genau derselben Art stand reichlich einen km weiter in Richtung Bockau, und eine dritte etwa 2 km von Borganie entfernt. Alle drei Kapellen sind auf dem Meßtischblatt Ingramsdorf (Nr. 5065) mit einem Kreuz eingezeichnet. Rechts am Wege nach Ebersdorf, etwa 2 km von Borganie entfernt, stand eine vierte Kapelle, aber jüngeren Datums. Sie enthielt eine Stein- tafel, die besagte, daß in der Nähe ein pflügender Bauer aus Ebersdorf mit seinen zwei Pferden vom Blitz erschlagen wurde.

Auch die katholische Schule war alt und wird bereits 1785 erwähnt, zum zweitenmal dann 1845. Damals amtierte ein Lehrer dort, die Schule besuchten auch die katholischen Kinder aus Mettkau. Um dieselbe Zeit wurde auch das Schulgebäude erbaut, die Schulchronik reichte eben-

falls bis in diese Zeit zurück. Mit zunehmender Kinderzahl vergrößerte sich die Schule, ein Anbau dürfte Anfang dieses Jahrhunderts errichtet sein, so daß zwei Klassen im Gebäude Platz hatten. Es amtierten zwei Lehrer, der letzte Hauptlehrer, der auch Kantor und Gemeindeschreiber war, hieß Karl Jung (1913–1945). Die evangelischen Kinder gingen nach Mettkau in die Schule, bis um 1938 in Borganie durch Aufhebung der konfessionellen Schule eine Einheitsschule geschaffen wurde, die alle Kinder besuchten.

1842 brannte das Dorf zum großen Teil ab. Statistische Angaben besitzen wir aus den Jahren 1785, 1845, 1885 und 1892. Demnach gehörten 1785 Dorf und Rittergut dem Freiherrn von Stechinelli und bestanden aus einem „herrschaftlichen Schloß und Vorwerk, 1 kath. Filiationkirche, 1 Schule. Die Einwohnerschaft umfaßte 8 „dienstbare Bauern“, 7 Frei- und 6 Dreschgärtner (= mittlere und kleinere Stellenbesitzer mit etwa 6 bis 30 Morgen Land), 4 Häusler, 14 andere Häuser. Zusammen gab es 42 Feuerstellen. Die Gesamtzahl der Einwohner betrug 228, darunter 1 Brauer, 1 Holzarbeiter, 1 Schmied („hat etwas Waldung“). Zum Dorfe gehörte auch noch „die sogenannte Borganier Wassermühle, welche einzeln außerhalb des Dorfes liegt“. Die Angaben für das Jahr 1845 lauten: „1 herrschaftliches Vorwerk, 32 Häuser, 302 Einwohner, darunter 82 Evangelische, 1 kath. Filiationkirche, Pfarrwidmut, Patron der Kirche der Gutsherr, eingepfarrt und eingeschult Mettkau, 1 kath. Schule und 1 Lehrer. Die Evang. halten sich zu der Kirche in Domanze (115 waren es 1925), 1 Wassermühle, 3 Gasthöfe, 1 Ölmühle, 1 Sägemühle, 1 Brauerei, 1 Brennerei, 7 Handwerker, 3 Kaufleute. Das Gut hält 650 Merinoschafe.“ Diese Schafzucht blieb bis zum 2. Weltkrieg bedeutend, zuletzt unter der Fürsorge des Schafmeisters Kuhnert. Die jährlichen Zuchtbockaktionen wurden auch von Interessenten aus dem Auslande besucht.

Für 1885 heißt es: Gemeinde 258 ha Areal, Kath. zu Borganie, Evang. zu Domanze, 41 Häuser, 363 Einwohner (63 Ev., 300 Kath.), Amtsgericht Kanth. Rittergut (das damals einen eigenen Gutsbezirk bildete, der erst 1919 aufgehoben wurde): 270 ha (238 ha Acker, 19 ha Wiese, 11 ha Wald), Ev. zu Domanze, Kath. zu Bockau (!), 6 Häuser, 140 Einwohner (49 Ev., 91 Kath.). Für 1892 wird angegeben: Rittergut 270 ha (228 ha Acker, 18 ha Wiese, 8,7 ha Wald, 12 ha Hof, Wege, Ödland usw., 0,64 ha Wasser) mit Rustikalbesitz 42 ha (das war das „Menzelgut“, wohl die ehemalige Erbscholtisei). Besitzer Albert Scheller. Post und Eisenbahnstation Mettkau. 1 Wassermühle mit 2 Mahlgängen (1 Spitz- und 1 Holzschneidegang), 1 Käserei. Diese befand sich im „Giebelhaus“, einem uralten Gebäude, das auf der Dorfaue vor der Kirche lag und dem Rittergut gehörte. Es war bis 1913 Käserei und Schankwirtschaft, Pächterin war damals „Mutter Giebeln“.

Die Einwohnerzahl betrug 1939 459 Personen, war also im Gegensatz zu anderen Dörfern seit 1885 um fast 100 gewachsen. Das ist wohl aus dem Aufblühen der Ziegeleien zu erklären. Eine Nachricht sagt, daß ein Tonlager schon vor 300 Jahren abgebaut wurde, es werden aber weder 1785 noch 1845 Ziegeleien in Borganie erwähnt, obwohl doch gerade die Statistik von 1845 bei allen anderen Dörfern die Ziegeleien mit ihrer Jahresproduktion genau angibt. Vor 1914 standen in den Werksanlagen Gebäude, die sicher mehr als 100 Jahre alt waren. Betrachtete man die riesigen Abbaugruben im Vergleich mit der bis 1912 getätigten Ziegelherstellung durch Handstrich, so müßten viele Generationen tätig gewesen sein. Die Produktion war wohl nie sehr hoch, da keine Stadt in der Nähe liegt. Die umliegenden Ziegeleien von Ingramsdorf, Klein-Mohnau und Viehau sind kleiner und jünger. In Borganie gab es drei Ziegeleien. Am südwestlichen Bergabhang fand man bestes Rohmaterial für Ziegelwaren aller Art in riesiger Menge. Dort lag etwa 1,5 km vom Dorf entfernt die Kleinert-Ziegelei. Der Besitzer Joseph Kleinert fiel im 1. Weltkrieg. Zum Betrieb gehörten noch Ackerland und Wiese. Das Dampfziegelmaschinenhaus wurde 1913 erbaut. Nach dem 1. Weltkrieg errichtete der nunmehrige Besitzer Joppich einen modernen Hammerofen. An die Kleinert-Ziegelei schloß sich nach Westen hin die Wilde-Ziegelei an. Besitzer waren bis 1939 die „Oskar Wildes Erben“. Es war die größte am Ort. 1912 baute man das moderne Maschinenhaus und 1913 einen großen Ringofen mit einem 50 Meter hohen Schornstein. Außer erheblichem Areal gehörten dieser Ziegelei noch die ehemaligen Besitzungen von Paschke und Lindauer, die im Dorfe lagen. Sowohl Kleinert wie auch die Wilde-Ziegelei besaßen eigenen Bahnanschluß. 2 km weiter südwestlich lag die „Wiedemann-Ziegelei“. Sie hatte zum Wiedemann-Gute im Dorfe gehört und wurde, als das Gut an Georg Güttler überging, von Wilde gekauft. Sie hatte nur Handbetrieb und noch 1914 wurde dort gearbeitet. Die letzten Gebäude sprengte im Herbst 1938 die technische Nothilfe Schweidnitz bei Sprengübungen. Alle Ziegeleien lagen in dem Gelände, wo das Staubecken errichtet werden sollte, daher wurde die Ziegelei Wilde schon 1939 abgebrochen.

Als ab 1842 die Eisenbahn von Breslau nach Freiburg gebaut wurde, führte man die Strecke auch südlich von Borganie vorbei im Weistriztale entlang, dicht neben dem Höhenzug. Borganie wurde aber keine Bahnstation, sondern das benachbarte Mettkau. Da die Wege von Borganie aus meist nach Süden und Westen ausgehen, zerschnitt die Bahn das ganze Wegenetz. Das kam durch eine große Anzahl von Bahnwärterhäusern zum Ausdruck, zwischen den beiden Stationen Mettkau und Ingramsdorf allein sechs.

Im Laufe der Zeit stellte sich heraus, daß die Weistriztalsperre bei Breitenhain im Schlesiertal nicht mehr genügte, besonders dann nicht,

wenn auch die Peile, die hinter der Talsperre bei Roth-Kirschdorf in die Weistritz fließt, starkes Hochwasser führte. Zudem wollte man den stark schwankenden Wasserspiegel der Oder regulieren und hoffte das durch einige große Talsperren zu erreichen, die bei Niedrigstand das notwendige Wasser abgeben konnten. So entschloß man sich, neben den großen Staubecken bei Turawa und Ottmachau auch ein großes Becken an der Weistritz anzulegen, das das benötigte Wasser aufspeicherte. Da auch die Peile mit erfaßt werden sollte, mußte man eine geeignete Stelle zwischen Würben und Kanth finden. Sie bot sich in geradezu idealer Weise südlich von Borganie an; im Norden konnte der Höhenzug bei Borganie, im Süden der bei Berghof-Mohnau die natürliche Seiteneinfassung geben. Die Sperrmauer von Berghof-Mohnau nach Borganie, etwa 2 km lang, sollte dann das Wasser in einem gewaltigen Becken stauen, dem allerdings die prächtigen Wälder zwischen Mohnau, Borganie und Domanze zum Opfer fallen mußten. Das Stauwasser sollte bis Domanze reichen. Nun mußte auch die Bahnlinie abgebaut und nördlich um Borganie herum nach Ingramsdorf geführt werden. Es existierte daher noch ein zweiter Plan, nach dem die Talsperre kleiner ausgebaut und die Bahn sowie die Ziegeleien erhalten bleiben sollte. Durchgesetzt hatte sich jedoch der Plan des größeren Stauses, und daher hatte man schon 1939 erhebliche Teile des Waldes geschlagen und eine Ziegelei abgebrochen, als der Krieg die weitere Ausführung verhinderte.

An Flurnamen der Gemarkung Borganie sind noch erwähnenswert: Südostwärts führte ein breiter Weg, die „Pflaumenallee“, über die „Grenzbrücke“ zu den Dominialfeldern „Schlag 1, 2 und 3“, und weiter über die „schwarze Brücke“ auf die Felder zwischen den beiden Weistritzarmen. Westwärts des „Pfarrpusches“ lag die „Windbrücke“; der südwestliche Zipfel der Dorfgemarkung an der schon zu Domanze gehörenden Puschmühle hieß der „Schusterwinkel.“ Die Felder südlich der Ziegeleien hatten den Namen „Molke“. Einige Fußwege, die man als „Kirchwege“ bezeichnete, führten nach Domanze, Wenig-Mohnau, Viehau und Lorzendorf. Nach dem 1. Weltkriege wurden diese Fußwege nur noch selten benutzt, und Gras und Sträucher überwucherten die Pfade. Zum Dominium, das 1938 von der Staubeckenverwaltung aufgekauft wurde, gehörte die „Dorfaue“, ferner eine Wassermühle, dabei bis 1914 noch eine Sägemühle, 1 Auenhaus (früher Försterei), das „Giebelhaus“, einst Käserei, das „Menzelgut“ mit dem „Menzelacker“ und der „Menzelwiese“, ferner der etwa 25 Morgen große „Howepusch“.

Der letzte Bürgermeister war Josef Stumpf, vor ihm bis etwa 1927 Georg Güttler. Borganie gehörte zum Amtsbezirk Mettkau und zum Amtsgericht Kanth. Der letzte Amtsvorsteher war der Bauer Alfred Kluge aus Borganie. 7 größere und 2 kleinere Bauernhöfe waren noch ersichtlich: 1) das Menzelgut, Besitzer das Dominium, 2) das Wiedemanngut, Be-

sitzer Georg Güttler, 3) das Brandgut, Besitzer Georg Güttler, 4) das Güttlergut (Besitzer Georg Güttler). Alle drei Güttlergüter waren zusammen etwa 250 Morgen groß, 5) das Lindauergut (Besitzer Ziegelei Wilde), 6) Paschegut, Besitzer ebenfalls die Ziegelei Wilde, 7) das Klugegut, Besitzer Alfred Kluge, 8) Paul Feike, 9) Paul Kladny, beide Güter je etwa 60 Morgen groß. 11 Stellenbesitzer lebten im Dorf. Ihre Stellen umfaßten 6 bis 25 Morgen. 1) Albert Grau, 2) Joseph Rauschle, 3) August Hänel, 4) Paul Nitschke, 5) Walter Rauprich, 6) Joseph Stumpf, 7) Paul Böhm, 8) Wilhelm Illgner, 9) August Kügler, 10) Franz Mitschke (Einzelgehöft zwischen Ziegelei und Bahn), 11) Schmiedemeister Dollinger. Das Grundstück des Uhrmachermeisters Willner war auch eine ehemalige Stelle. Die Gerstmannstelle kaufte im 1. Weltkrieg der Bauer Kluge auf; desgleichen wurde die Lempertstelle durch Ackerverkauf aufgelöst. Handwerker waren: Bäckerei Alfons Rauschel, Fleischerei Hermann Rauprich, Stellmacherei Hänel, Schneider August Brand, Schmiedemeister Dollinger, Sattlermeister Wilhelm Göbel, Schafmeister Kuhnert, Melkermeister Gerber, Schuhmachermeister Ernst Hänel, Uhrmachermeister Fritz Willner. Dazu die Maurer August Kügler, Paul Hänel, Bruno Kleinwächter, Bruno Scheer, der Zimmerer Bruno Hänel. Ein Kriegerdenkmal war im Dorfe nicht vorhanden, dagegen befanden sich in der Kirche zwei Ehrentafeln mit den Namen der Gefallenen der Kriege 1864, 1866 und 1870/71. In der Dorfmitte am Auenhaus stand die „Friedenseiche“, gepflanzt nach 1871.

Dr. Leonhard Radler

Anm. Die evangelischen Pfarrer von Borganie sind verzeichnet bei J. Grünewald, Beiträge zur schles. Presbyterologie, Stadt und Kreis Neumarkt, Jahrbuch für schles. Kirchengeschichte, Neue Folge, Band 50/1971, S. 29. Ein großer Teil der vorstehenden Ausführungen geht auf Mitteilungen von Bruno Kleinwächter aus Borganie zurück.

Weitere Quellenangaben s. L. Radler: Domanze. Ein Beitrag zur Orts- und Kirchengeschichte. Jahrbuch für schles. Kirchengeschichte Band 48/1969, S. 7 ff.

Die ehemalige Kettenbibliothek in der Stadtpfarrkirche zu Goldberg

Im ersten Stockwerk des Ostturmes der Goldberger Stadtpfarrkirche befanden sich bis 1945 die Reste einer Bücherei, die dem ausgehenden Mittelalter entstammt und in der Reformationszeit bedeutend vermehrt wurde. Durch eine spitzbogige Pforte hinter dem Altar gelangte man auf steilen steinernen Stufen an der sagemunwobenen Siebenschläferkammer vorbei zu einer einfachen Holztür, von der eine schmale Wendeltreppe in den weiten und hellen Bibliotheksraum führt, der von einem Kreuzgewölbe, das mit dem der Kirche in gleicher Höhe liegt, abgeschlossen wird und sich zur Kirche hin in einer breiten Loggia öffnet, die in ihrer Schönheit durch den davor gestellten und bis an die Decke reichenden Barockaltar nicht zur Geltung kommt. In diesem Raume standen über 300 Jahre lang unverändert vier dachförmige Pulte aus schwerem Eichenholz mit breiten Buchauflagebrettern zu beiden Seiten und zwei darunterliegenden Regalfächern zur Aufnahme von weiteren Büchern. Über die Länge eines jeden Pultes hin lief, die beiden Giebelspitzen miteinander verbindend, eine dünne Eisenstange, die auf der einen Seite festgemacht war und auf der andern durch ein Schloß geöffnet werden konnte. Jedes der auf den Pulten liegenden Bücher hing an einer oben beringten, verschiebbaren kurzen Kette und wurde so, mit der Eisenschiene verbunden, fest an seinem Standort verwahrt gehalten. Es handelt sich also um eine der ganz wenigen in Deutschland noch vorhanden gewesenen Kettenbibliotheken. Leider ist die mehrfach beschriebene ¹⁾ und neuerdings wieder abgebildete ²⁾ ur-

1) Erwähnt wird die Bibliothek u. a. in folgenden Veröffentlichungen: J. G. Büsching, Bruchstücke einer Geschäftsreise durch Schlesien, unternommen in den Jahren 1810, 11, 12. Breslau 1813 S. 204–206; C. Grünhagen und B. v. Prittwitz, Historisches und Antiquarisches von einer Reise nach Goldberg und Schönau, in: Zeitschrift des Vereins für Geschichte und Altertum Schlesiens 12. Jahrgang 1875 S. 344–345; Aus Archiven und Bibliotheken, in: Correspondenzblatt des Vereins für Geschichte der evangelischen Kirche Schlesiens IV. Band, 1. Heft 1893 S. 61; P. Arlt, Eine mittelalterliche Rüstkammer geistiger Waffen. Die Bibliothek in der Stadtpfarrkirche zu Goldberg, in: Der Wanderer im Riesengebirge 1911, S. 40; F. Guhl, Die Stadtpfarrkirche (in Goldberg), in: Liegnitz-Goldberg, das schöne Katzbachtal (Herausgeber A. Zum Winkel), „Dari“ Deutscher Architektur- und Industrie-Verlag Berlin-Halensee 1925 S. 65; Bericht des Provinzial-Konservators der Kunstdenkmäler der Provinz Niederschlesien über die Tätigkeit vom 1. Januar 1925 bis 31. Dezember 1926. Breslau 1927 S. 45; H. Hoffmann, Schlesische Kirchenbüchereien, in: Archiv für schlesische Kirchengeschichte, herausgegeben von Dr. K. Engelbert, Band 4 1939 S. 100–103. — K. Löffler, Deutsche Klosterbibliotheken (Bonn und Leipzig ² 1922) S. 29; W. Schürmeyer, Bibliotheksräume aus fünf Jahrhunderten (Frankfurt/M. 1929); E. Lehmann, Die Bibliotheksräume der deutschen Klöster im Mittelalter (Berlin, Akademie-Verlag 1957); J. Müller, Stichwort „Bibliothek“ in: Reallexikon zur deutschen Kunstgeschichte 2. Bd. (Stuttgart 1948) Sp. 518 ff.

2) F. Kampers, Schlesische Landeskunde. Geschichtliche Abteilung. Leipzig 1913, Tafel XXXIX; W. Müller, Solingen und sein Patenkreis Goldberg in Schlesien. Duisburg 1963 Abbildung 48; Das Turmgespenst von Goldberg. Sagen, Bilder und Brauchtum aus dem schlesischen Goldberg. Verlag Evang. Krankenhausverein Goldberg, Köningdorf bei Köln 1972 (Herausgeber S. Guhl).

sprüngliche Anlage nicht erhalten geblieben. Als die Kirche in den Kriegsjahren 1914–17 erneuert wurde, hatte die Bauleitung das Büro in den Bibliotheksraum verlegt, weshalb die Pulte weggeräumt und die Bücher übereinander gestapelt in einem Regal untergebracht werden mußten. Bis auf eine Stirnseite sind die Pulte verloren gegangen; die für später geplante Neuaufstellung unterblieb. Alle Bücher waren bis 1936 an Ort und Stelle. In diesem Jahre wurden die Handschriften und Inkunabeln, die besonders an den Einbänden schwere Schäden aufwiesen, an die Evangelische Centralbibliothek in Breslau zur Restaurierung abgegeben ³⁾. Sie sind nicht wieder nach Goldberg zurückgekehrt und wahrscheinlich mit den übrigen aus Breslau verlagerten Archiv- und Bibliotheksbeständen bei Kriegsende zugrundegegangen. Die in Goldberg verbliebenen Druckwerke des 16. Jahrhunderts wurden im Sommer 1945 vor unseren Augen verpackt und, wie es hieß, nach Breslau gebracht ⁴⁾. Über ihren jetzigen Standort konnte bisher nichts ermittelt werden. Heute ist der untere Zugang zu dem nun leeren Bibliotheksraum durch eine neue Stahltür verschlossen.

Man hat die Bibliothek oft mit Valentin Trozendorf in Verbindung gebracht. So ist möglicherweise dieses einst zur Kirche hin geöffnete Turmzimmer mit dem „oberen Chor“ in der Stadtpfarrkirche gemeint, auf den der große Schulmeister nach Ausbruch der Pest 1553 seine Lektionen verlegt hatte, weil er dort die Luft für gesünder als in der Schule hielt ⁵⁾. Von Trozendorfs Werken war in der Bibliothek nichts vorhanden.

Der um die Geschichte Goldbergs sehr verdiente Pastor prim. Guhl (gest. 1941) hatte eine wissenschaftliche Bearbeitung der Buchbestände geplant, die aber nicht zur Ausführung gelangt ist.

Die ältesten Bestände der Bibliothek, die gottesdienstlichen Handbücher, stammten aus dem Besitz der Kirche, die Druckwerke zumeist aus Vermächtnissen und Stiftungen. Aus Widmungsvermerken, die sich vielfach eingedruckt und handgeschrieben in Kirchenväterausgaben, Werken der Reformatoren und in Chroniken fanden, ging hervor, daß der Rat der Stadt in seiner Freigebigkeit und ehemalige Schüler in Erinnerung an ihre Goldberger Schulzeit die Bücher übereignet hatten. Über einige Donatoren wird bei der Einzelbehandlung der Bücher berichtet werden. Da in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts das Patronat

³⁾ E. Lindner, Das Evangelische Centralarchiv für die Kirchenprovinz Schlesien 1934–1945, in: Veröffentlichungen der Arbeitsgemeinschaft für das Archiv- und Bibliothekswesen in der evang. Kirche Band 7/1968 S. 273.

⁴⁾ Freundliche Bestätigung durch Herrn Superintendent i. R. G. Bürgel, Weilburg, vom 6. 3. 1973. — Nach Mitteilung des Diözesanarchivs Breslau vom 24. 3. 1973 und der Universitätsbibliothek Breslau vom 13. 4. 1973 sind dorthin keine Bücher aus Goldberg gelangt. Auch das Staatsarchiv Breslau weiß nichts über den Verbleib.

⁵⁾ G. Bauch, Valentin Trozendorf und die Goldberger Schule. Berlin 1921 S. 106.

über die Kirche vom Johanniterorden in die Hände des Magistrats übergegangen war, können die älteren Bibliotheksverzeichnisse die Bücher dieser ohne Frage ursprünglich kirchlichen Bücherei mit einigem Recht als zur „Stadt-Bibliothek gehörig“ bezeichnen.

Über den Umfang und Bestand der Bibliothek sind wir durch mehrere handschriftliche ⁶⁾ und gedruckte ⁷⁾ Kataloge bestens unterrichtet. Ein genauer Vergleich ergibt, daß 47 Werke in 104 Einzelbänden vorhanden waren. Einen Teil der Handschriften und Inkunabeln, die nach Breslau zur Restaurierung gegeben worden waren, hat Hermann Hoffmann wissenschaftlich untersucht ⁸⁾; seine Arbeit ist, da die Bücher als verloren anzusehen sind, von außerordentlichem Wert. Wäre die von Hoffmann 1939 erwartete Neuaufstellung der mittelalterlichen Anlage verwirklicht worden, dann hätte Goldberg den Ruhm gehabt, die einzige Kettenbibliothek in Deutschland zu besitzen.

Es sollen nun die Bücher im einzelnen verzeichnet werden, wobei in Wiedergabe der Titel den Angaben des Diakonus M. Caspar Wenzel in seiner „Goldberga“ (1658) gefolgt wird, ohne seine Anordnung und Reihenfolge immer streng einzuhalten. Ein Vergleich mit dem zuletzt in der Stadtgeschichte von L. Sturm (1888) veröffentlichten Katalog zeigt, daß die Bibliothek in der dazwischen liegenden Zeit keine Verluste erlitten, aber auch keine Vermehrung ihres Bestandes erfahren hat. Von den Druckwerken des 16. Jahrhunderts ist die genaue bibliographische Bestimmung der Kirchenväterausgaben unmöglich, da die Verzeichnisse nur gerade den Verfasser angeben ohne nähere Bezeichnung des betreffenden Werkes.

Wenn der dem Protokoll der Generalkirchenvisitation von 1655 beigelegte Bibliothekskatalog ⁹⁾ die Handschriften eines Sachsenspiegels und des Sächsischen Lehnrechts an den Anfang stellt, so muß das auf einer Verwechslung mit der Peter-Paul-Bibliothek in Liegnitz beruhen, zu deren Beständen beide Manuskripte gehörten ¹⁰⁾. Die späteren Gold-

⁶⁾ Protokoll der Generalkirchenvisitation im Fürstentum Liegnitz 1654/55 (Abschrift einst im ev. Pfarrarchiv Goldberg), M. Caspar Wenzel, Goldberg. Hoc est res Goldbergenses. Der Stadt Goldberg, Liegnitzischen Fürstenthums in Nieder-Schlesien Beschreibung und allerhand Begebenheiten. Manuskript 1658 (Photokopie des Exemplars der Universitätsbibliothek, ehem. Stadtbibliothek, Breslau) S. 37–39; Protokoll der Generalkirchenvisitation im Fürstentum Liegnitz de Anno 1674 (Stadtarchiv Liegnitz, Photokopie S. 265–266).

⁷⁾ C. W. Peschel, Die Geschichte der Stadt Goldberg. Goldberg 1841 S. 297; L. Sturm, Geschichte der Stadt Goldberg. Goldberg 1888, S. 245–46; Die Generalkirchenvisitation im Fürstentume Liegnitz von 1654 und 1655. Urkunden-Sammlung zur Geschichte der evang. Kirche Schlesiens 2. Band, herausgegeben von G. Eberlein. Liegnitz 1917 S. 53.

⁸⁾ Schlesische Kirchenbüchereien, in: Archiv 4 (1939) S. 100.

⁹⁾ G. Eberlein, Urkunden-Sammlung a. a. O. S. 53.

¹⁰⁾ W. Gemoll, Die Handschriften der Petro-Paulinischen Kirchenbibliothek zu Liegnitz (Liegnitz 1900) S. 5–7.

berger Verzeichnisse erwähnen beide Handschriften nicht mehr. Daß sie ursprünglich Goldberger Besitz waren und später an die größere und bedeutendere Liegnitzer Bibliothek abgegeben wurden, ist wenig wahrscheinlich.

I. Die Handschriften

1. Unus liber Missarum specialis. Ein Missale, auf Pergament geschrieben, in sehr großem Format, Lederband mit starken Buckelbeschlägen, wahrscheinlich aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts.

2. Ein Psalterium, Papierhandschrift: „Liber psalterii choralis secundum Ordinem Fratrum Praedicatorum cum responsoriis horarum et psalmodium intonationibus ac omnibus antiphonis in dicto psalterio contentis notatis necnon et hymnis antiquis et novis ordinationibus et extravagantibus cum propriis canticis ac vesperis et vigiliis defunctorum similiter ex integro notatis et omnibus aliis quae ad psalterium attinent additis“ ¹¹⁾. Auf dem Pergamenteinband steht „Psalterium Davidis chorale 1562“. Das fraglos noch aus dem 15. Jahrhundert stammende Buch erhielt in diesem Jahr einen neuen Einband, woraus hervorzugehen scheint, daß es sich damals noch im gottesdienstlichen Gebrauch der seit 1522 evangelischen Kirche befand.

3. Ein Graduale. Pergamenthandschrift aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts.

4. Ein Antiphonar. Auf Pergament, aus der zweiten Hälfte,

5. ein zweites Antiphonar, ebenfalls auf Pergament geschrieben, aus dem Ende des 15. Jahrhunderts; auf dem Einband des zweiten steht die Jahreszahl 1508.

6. Anselmi libri octo ¹²⁾. Wahrscheinlich identisch mit Wilhelmi G. S. naturalia et moralia ¹³⁾ (nach einem handschriftlichen Eintrag auf dem Vorsatzblatt) und den angehängten gesta Romanorum ¹⁴⁾. Die Papierhandschrift enthält außerdem noch eine praedicatio in dedicatione sowie den Stiftervermerk: „Hunc librum venerabilis vir dominus Johannes Rincker in artibus magister et canonicus legnicensis legavit ecclesie parochiali goltpergensi pro librerie“ ¹⁵⁾. Das Manuskript stammt aus dem 15. Jahrhundert.

¹¹⁾ Hoffmann, a. a. O. S. 102.

¹²⁾ Hoffmann ebenda.

¹³⁾ Nach Büsching, Geschäftsreise S. 205 „Wilhelmi de animalibus“.

¹⁴⁾ Grünhagen-von Prittwitz, Historisches und Antiquarisches S. 344.

¹⁵⁾ Hoffmann a. a. O. S. 102. Nach Grünhagen-von Prittwitz a. a. O. S. 344 war außerdem der Kanonikus Peter in Liegnitz als Donator angeführt. Über beide war nichts zu ermitteln.

7. Lateinische geschriebene Predigten eines „papistischen Pfaffens“. Ohne nähere Bezeichnung, wahrscheinlich aus dem 15. Jahrhundert.

II. Die Inkunabeln

1. Missale. Da die ersten und die letzten Seiten fehlten (anstatt 152 nur 129), ließ es sich zeitlich nicht bestimmen ¹⁶).

2. Missale. Ebenfalls nicht genau datierbar, folia 1 und 2 fehlen, das ganze Buch besteht aus 171 Blättern. Die 1473 im Breslauer Bistum eingeführte Messe am Feste der Verklärung Christi und die Messe zum Feste der heiligen Hedwig sind handschriftlich nachgetragen. Beide Meßbücher dürften der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts angehört haben ¹⁷).

3. Zwei Vulgata-Ausgaben, „Biblia latina translationis Hieronymi“ (so im Bibliothekskatalog verzeichnet). Die eine Ausgabe ist 1475 von Andreas Koberger in Nürnberg gedruckt ¹⁸); sie erhielt 1562 einen neuen Einband. Die andere Ausgabe war „sehr alt, schlecht gebunden und ohne Titel“. In einer der beiden Bibeln stand: „Hoc opus, bibliam videlicet, venerabilis religiosus vir discretissimus magister Nicolaus (Name ausradiert) florinis hungaricis anno millesimo quadringentesimo . . . gesimo nono comparavit, quod post obitum suum legat et assignat pro . . . (libraria)“. Die Jahreszahl ist vermutlich in 1499 zu ergänzen. Einen Goldberg Priester Nikolaus kennen wir für diese Zeit nicht.

4. Biblia Nicolai de Lyra 2 Bände. Es handelt sich um Nikolaus de Lyra, Postilla super totam Bibliam, Nürnberg, Andreas Koberger 1481 ¹⁹), einen Bibelkommentar.

5. Moralia seu commentarius in Jobum Gregorii Papae. Der genaue Titel lautet: Gregor d. Gr., Moralia seu expositio in Job, Köln 1479 – eine Auslegung des Buches Hiob ²⁰).

¹⁶) Bei Hoffmann a. a. O. beschrieben. Die Seitennummern standen rechts oben in der Ecke, jede Seite hatte 2 Spalten zu je 30 Zeilen. Im Kalender fanden sich u. a. Proprien für die Tage St. Catharina mit Oktav, Silvester am 31. Dezember und Columba, Jungfrau und Martyrin, weiter Quirinus, Grandosus, Siebenschläfer, Zehntausend Martyrer, Afra, Magnus, Euphemia, Fridolin, Gangolf, Arbogast, Quintus, Caesarius, Leodegar, Elisabeth, aber nicht Hedwig.

¹⁷) Hoffmann ebenda. Das zweite Missale scheint eine spätere Auflage des ersten zu sein. Auf dem hinteren Einbanddeckel war handschriftlich folgendes Gebet eingetragen: „Magisterium et ordinem nostrum tua divina majestas conservare dignetur eique contra Katholice fidei hostes tribuantur . . .“ In Goldberg bestand eine Komende des Johanniterordens, der auch das Patronatsrecht über die Pfarrkirche hatte.

¹⁸) B. Kocowski, Katalog inkunabulów Biblioteki Uniwersyteckiej we Wrocławiu 1. Band (Wrocław 1959) S. 144.

¹⁹) B. Kocowski a. a. O. S. 610.

²⁰) Ebenda S. 365.

6. Antonin von Florenz, *Summa theologica* 3 (statt 4) Teile, Speyer, Peter Drach 1487²¹⁾. Zur Erinnerung an den Stifter ist in einem der Bände eingetragen: „Domini Pancratii Laußmann olim plebani postea canonicus in Legnicz“. In einem anderen Bande steht: „Anno Domini millesimo quingentesimo secundo dominica post assumptionem Mariae (21. August 1502) obiit honorabilis vir dominus pater Pancratius Lawsman canonicus Legniczensis, in cuius memoriam donata est haec venerabilis Anthonini summa ecclesiae Goltbergensi in quatuor voluminibus ad concatenandum ceteris catenis in sacristia pro studentibus. In memoriam donum Anthonii Alßner olim localis in . . . opido, postea plebanus in Helmersdorf“²²⁾. Das Werk des Florentiners (1389–1459) stammte also aus der Bücherei des sonst unbekanntenen Liegnitzer Domherrn und einstigen Goldberger (?) Pfarrers Pankraz Lausmann, aus dessen Nachlaß es der Klein-Helmsdorfer Pfarrer Anton Alsner der Goldberger Kettenbibliothek, die sich damals in der Sakristei befand, übereignete zum Besten der Studenten.

7. Antonin von Florenz, *Chronicon* Teil 1–3, Nürnberg, Anton Koberger 1484²³⁾.

8. Nicolai Nicoli Florentini *Sermones physici* in 2 Bänden. Die genauen Titel lauten: *Sermo quintus Nicolai Florentini intitulatus de dispositionibus membrorum naturalium*. Venedig, Bernardin de Tritino de Monte Serrato, 1481, und: *Nicolai Nicoli Florentini septimus et ultimus sermone noviter impressorum*. Venedig 1491²⁴⁾.

9. Bonaventura (Johannes Fidanza, gest. 1274) 2 Bände Kommentare zu den Sentenzen des Petrus Lombardus (so im Verzeichnis von 1655) oder *Commentarius in libros Samuelis* 2 Bände (so Wenzel). In beiden Fällen ist eine genaue Datierung nicht möglich²⁵⁾.

10. Aurelius Augustinus, *Expositio in evangelium secundum Joannem*. Daß von Augustins Werken in der Bibliothek ein Wiegendruck vorhanden war, geht aus den Verzeichnissen nicht hervor; wir verdanken diesen Hinweis der Untersuchung von Hermann Hoffmann²⁶⁾.

11. Maximus Valerius, *Factorum dictorumque memorabilium libri IX cum*

21) Ebenda S. 55.

22) Hoffmann S. 101. Grünhagen-v.Prittitz 344.

23) B. Kocowski a. a. O. S. 46.

24) Hoffmann S. 102. Nach Kocowski sind diese Titel in der Breslauer Universitätsbibliothek nicht vorhanden.

25) Wiegendrucke des Doctor seraphicus bei Kocowski S. 169–175. Seine Werke wurden 1882–1902 in 10 Bänden von den Franziskanern in Quaracchi (ad Claras Aquas prope Florentiam) herausgegeben.

26) Archiv 4 (1939) S. 101. Kocowski kennt keinen Einzeldruck dieses Werkes von Augustin aus den Beständen der Universitätsbibliothek Breslau.

commentario Oliverii Arzignanensis. Venedig, bei Bartholomäus de Zanis, 1497. Die Bibliothekskataloge enthalten diesen Titel nicht, H. Hoffmann führt ihn unter den aus Goldberg zur Restaurierung nach Breslau gelangten Büchern auf, vielleicht stammt das Buch aus einer anderen Sammlung ²⁷⁾).

III. Druckwerke des 16. Jahrhunderts

a) theologische aus katholischer Zeit

1. Biblia graeca. Ohne nähere Bezeichnung.

2. Johann Dietenberger, Theutsch Biblia. Mayntz 1534 ²⁸⁾.

Bei den im folgenden aufgeführten Kirchenväterausgaben können einige Wiegendrucke dabei sein, ich meine aber, mich aus persönlicher Kenntnis zu erinnern, daß die meisten Werke aus späterer Zeit stammten, was auch aus vereinzelt Widmungseinträgen hervorging. In der Fußnote wird auf die jeweils mögliche Ausgabe verwiesen.

3. Ambrosius. Opera. 2 Bände ²⁹⁾.

4. Augustinus. Opera. 7 (statt 10) Bände ³⁰⁾, außerdem ein Wiegendruck.

5. Bernhardus ³¹⁾. Es handelt sich um einen Band Homilien, den laut Eintragung 1573 Hieronymus Buzens . . . (mehr nicht erkennbar), thesaurarius regni Polonici, der Bibliothek vermachte zum Gedenken an seine Söhne Peter und Paul ³²⁾.

²⁷⁾ Kocowski S. 867. Hoffmann a. a. O. S. 102.

²⁸⁾ Joh. Dietenberger, c. 1475–1537, Dominikaner, 1533 Professor und Domvikar in Mainz. Eine spätere Auflage seiner Bibel ist von 1550.

²⁹⁾ Ambrosius (gest. 397). „Divi Ambrosii . . . omnia opera accuratissime revisa: atque in tres partes nitidissime excusa. Eiusdem . . . Ambrosij vita a Paulino episcopo elegantior conscripta. Repertorium in tripertitum opus . . . Ambrosij alphabetica serie . . . digestu. Basel 1516“. British Museum Catalogue of German Books 1455–1600, 4. Bd. S. 522. — Migne, Patrologia graeca Band 15–17.

³⁰⁾ Aurelius Augustinus (gest. 430). „D. Aurelii Augustini Hipponensis Episcopi, omnium operum primus (– decimus) tomus. Paris 1531/32“ (based on Erasmus' edition, with corrections by Jacobus Haemer. British Museum 8. Bd. S. 490). Oder: „Omnium operum D. Aurelii Augustini Hipponensis Episcopi primus (– decimus) tomus . . . Sub finem annexi sunt indices duo (Posidonius . . . , de vita et moribus Augustini)“. Basel 1543.

³¹⁾ Bernhard von Clairvaux (gest. 1153). „Divi Bernardi Claraevallensis abbatis primi ac doctoris opera in lucem denuo exeunt . . . Paris 1551“. Oder: „Divi Bernardi opera quae quidem colligi undequaque in hunc usque diem . . . omnia. Accuratiore, quam unquam antea, recognitione, ac sollertia, vetustiorum exemplarium fidem collatione integritate suae res“ . . . Basel 1556.

³²⁾ Grünhagen–von Prittwitz a. a. O. S. 345.

6. Chrysostomus. Opera. 3 Bände ³³⁾, von Christoph von Zedlitz auf Samitz, hypothecarius et capitaneus Lubensis, gestiftet ³⁴⁾.

7. Cyprianus ³⁵⁾.

8. Hieronymus. Opera. Basel 1525. Von den im Katalog angegebenen 6 Bänden waren nur noch 5 vorhanden ³⁶⁾, jeder Band enthielt den Besitzvermerk: „Martinus Scherneck Boleslaviensis librum possidet“ ³⁷⁾.

9. Tertullianus ³⁸⁾.

Eines der vorstehend aufgeführten patristischen Werke hatte 1576 Daniel Westphal aus Frankenstein, der Lehrer der Schüler Caspar, Georg, Karl und Gotthard von Logau, der Bibliothek überwiesen ³⁹⁾.

b) Reformatoren

10. Biblia Osiandri cum paraphrasi, 7 Bände in Großoktav der Biblia sacra des Andreas Osiander: Biblia Sacra Utriusque Testamenti, diligenter recognita et emendata 1522.

11. Deutsche Wittenbergische Bibel. Es war kein Erstlingsdruck, etwa aus der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts, ein 2. Exemplar stammte aus etwas späterer Zeit. Das ältere Exemplar wies viele handschriftliche Randbemerkungen und Dateneintragungen auf, es war etwa ein Jahrhundert bei den Kapitellesungen in den Wochengottesdiensten benutzt worden und daher sehr defekt.

12. Lutheri opera germanica 12 Bände. Wittenberg, Hans Lufft 1539–1559 ⁴⁰⁾.

³³⁾ Johannes Chrysostomus (gest. 407). „St. Joannis Chrysostomi Commentarius in Epistolas Pauli graece. Tomi III. Verona 1525“.

³⁴⁾ Grünhagen—von Prittwitz a. a. O. S. 345. — Zedlitz war Schüler Trozendorfs.

³⁵⁾ Cyprian von Karthago (gest. 258). Opera. Venedig 1483 (Kocowski S. 269. Opera, Editio prima. Basel 1521. — Migne Bd. 3 und 4.

³⁶⁾ Hieronymus (gest. 420). Opera ex editione Erasmi, 9 Tomi. Basel 1524, 1526, 1533.

³⁷⁾ Wahrscheinlich M. Martin Schernigk oder Tscherning — um 1520 in Bunzlau geboren —, der nach seinem Studium in Wittenberg dort am 27. 4. 1548 zum Predigtamt in Crossen ordiniert wurde (G. Buchwald, Wittenberger Ordiniertenbuch I Leipzig 1894 S. 60 Nr. 944). E. Wernicke, Chronik der Stadt Bunzlau (Bunzlau 1884) S. 165 konnte über Sch. nichts in Erfahrung bringen. Als Schüler Trozendorfs ist er nicht bekannt.

³⁸⁾ Tertullian (gest. nach 220). „Opera Qu. Sept. Tertulliani per Beatum Rhenanum Seletstadiensem e tenebris eruta . . . annotationibus fusionibus superadditis. Basel 1528“ (British Museum Bd. 236 S. 450). Weitere Baseler Ausgaben von 1550 und 1562 (Th. Georgi, Europäisches Bücherlexikon Bd. 4, Sp. 197).

³⁹⁾ Grünhagen—von Prittwitz S. 345.

⁴⁰⁾ J. Benzing, Lutherbibliographie. Verzeichnis der gedruckten Schriften Martin Luthers bis zu dessen Tod. Bibliotheca Bibliographica Aureliana X. Baden-Baden 1966 S. 1.

13. Tomi Lutheri latine septem. Die siebenbändige Ausgabe der lateinischen Werke Martin Luthers, Wittenberg 1545–1557⁴¹⁾.
14. Colloquia Lutheri. Tischreden oder Colloquia Dr. Mart. Luthers. Eisleben 1566. 2 Bände, herausgegeben von Johann Aurifaber.
15. Kirchen-Postill Lutheri. Die „Winterpostille“ (Advent bis Epiphania 1522, Epiphania bis Ostern 1525) von Luther, die „Sommerpostille“ 1527 von M. Stephan Roth aus Zwickau herausgegeben; die „Sommerpostille“ 1540 durch Luther, die „Winterpostille“ 1543 durch Caspar Creutziger in Neubearbeitung. Welche Ausgabe die Goldberger Bibliothek besaß, läßt sich nicht feststellen.
16. Hauß-Postill Lutheri. Aus Predigten zusammengestellt, die Luther 1532–34 in seinem Hause gehalten hat. 1544 aus Nachschriften Veit Dietrichs und 1559 aus Nachschriften von Georg Rörer durch Andreas Poach herausgegeben.
17. „Omnium Operum Rev. Viri Philippi Melanthonis ed. Caspar Peucer. Pars 1–4“. Wittenberg bei Joh. Crato 1562–1564⁴²⁾.
18. Postilla Pauli Eberi oder Joh. Cellarii. Beide Titel ließen sich bibliographisch nicht nachweisen⁴³⁾. Vielleicht handelt es sich um die „Explicationes Evangeliorum“ des Johannes Clajus (Wittenberg 1568), wozu Paul Eber eine Vorrede geschrieben hatte.

c) Historiker

19. Autores historicae ecclesiasticae. Eusebii Pamphillii Caesariensis libri 9 (Historia ecclesiastica, lat.) Ruffino interpretatione. Ruffini, presbyterus Aquileiensis, libri 2 (Tyrannius Rufinus, Historia ecclesiastica). Item ex Theodorito, episcopo Cyrensi, Sozomeno et Socrate Constantinopolitano libri 12, versi ab Epiphanio Scholastico, abbreviati per (Magnum Aurelium) Cassiodorem Senatorem, unde illis Tripartitae historiae (ecclesiasticae) vocabulum. Basel 1523⁴⁴⁾.

41) Ebenda S. 2.

42) Eine spätere Ausgabe erschien 1577 bis 1601 in Wittenberg. — Ph. Melanthonis Opera quae supersunt omnia (Corpus Reformatorum) edd. Bretschneider et Bindseil. 28 Bände Halle 1834–1860.

43) Th. Georgi, Europäisches Bücherlexikon Bd. 2. — British Museum General Catalogue of printed Books Bd. 35 35. London 1965. — British Museum Catalogue of German Books 1455–1600.

44) Also Eusebs Kirchengeschichte in der Übertragung des Rufinus sowie die Historia tripartita des Cassiodor in 12 Teilen (aus Theoret von Kyros, Sozomenus und Sokrates von Konstantinopel), das gewöhnliche kirchengeschichtliche Lehrbuch bis zur Reformation. Spätere Ausgaben: Basel 1528, 1535, 1544 (herausgegeben von Joachim Camerarius), 1549, 1554, 1557.

20. *Ecclesiastica historia, integram ecclesiae Christi ideam, quantum ad locum, Propagationem, Persecutionem attinet, secundum singulas Centurias perspicuo ordine complectens: singulari diligentia et fide ex vetustissimis et optimis historicis, patribus et aliis scriptoribus congesta. Per aliquot studiosos et pios viros in urbe Magdeburgica.* Basel 1559–1574, insgesamt 13 Bände, deren jeder ein Jahrhundert umfaßt ⁴⁵⁾.

21. *Chronica Hedionis.* „Ein außerlesene Chronick von Anfang der welt bis auff das jar . . . mdxix Straßburg 1539 bei Crafft Myller (mit einer Vorrede von Philipp Melanchthon)“. Dieselbe, verbessert, bis 1543, ebenfalls in Straßburg bei Myller 1549. Das Werk ist eine Übersetzung von Ekkehardus Urangiensis *Chronicon abbatis Urspergensis* 1537 ⁴⁶⁾.

22. *Neue vollkommene Chronica Philippi Melanthonis.* „Newe vollkommene Chronica Philippi Melanthonis . . . von Anfang der Welt biss auff dihs gegenwertige Jar. Anfengliches unterm Namen Johan Carionis verfast, nachmals durch Philippum Melanthonem vnd Casparum Peucerum gemehrt, und jetzt auß dem Latein verdeutscht durch M. Eusebium Menium. Franckfurt am Mayn bei Feierabend 1569“.

23. *Cosmographia Munsteri.* Sebastian Münster, *Cosmographia universa.* Deutsch Basel 1541 in 6 Büchern mit 471 Holzschnitten und 26 Karten ⁴⁷⁾.

24. *Sleidanus latine.* Johannes Sleidanus (Philippi), *De quattuor summis imperiis* (Weltchronik nach dem Schema der vier Weltreiche). Straßburg 1556 ⁴⁸⁾.

25. Joachim Cureus, *Gentis Silesiae annales.* Wittenberg 1571 ⁴⁹⁾.

26. *Chronologia Krenzhemii.* *Chronologia das ist / Gründtliche / vnd fleissige Jahr Rechnung / Sampt vorzeichnung der für- / nemsten Geschichten / Verenderungen vnd Zufall / so sich beyde in Kirchen vnd Weltregimenten zugetra / gen haben / zu jeder Zeit / von Anfang der*

⁴⁵⁾ Das große kirchengeschichtliche Werk des Protestantismus, die Magdeburger Centurien, von lutherischen Theologen herausgegeben, bedeutendster Mitarbeiter Matthias Flacius. Wieviele Bände die Goldberger Bibliothek davon besaß, ist nicht ganz klar, da die Angaben darüber in den Katalogen verschieden sind. Möglicherweise waren 11 Teile in 5 Bänden vorhanden.

⁴⁶⁾ Caspar Hedio, 1494–1552, Mitreformator Straßburgs, gilt als der erste protestantische Kirchenhistoriker. Welche Ausgabe in der Goldberger Bibliothek war, läßt sich nicht feststellen.

⁴⁷⁾ Sebastian Münster, 1489–1552, seit 1524 Professor für Theologie und Hebräisch in Heidelberg.

⁴⁸⁾ Johann Philippi, aus Schleiden in der Eifel, ca. 1506–1556, Theologe, seit 1544 mit Bucer verbunden; Annalist der Reformationsgeschichte. Die deutsche Übersetzung seiner Weltchronik galt bis ins 18. Jahrhundert in evangelischen Schulen als Lehrbuch. RGG³ 6. Bd. 1962, S. 110. – Lexikon für Theologie und Kirche. 9. Bd. 1964, S. 834.

⁴⁹⁾ Wenn ich mich recht erinnere, enthielt das Buch eine Widmung des Verfassers, der 1548–1550 Schüler Trozendorfs gewesen war. Cureus starb 1573 als Arzt in Glogau.

Welt / biß auff vnserer / Bey- / de auß heiliger Göttlicher Schrifft / vnd andern glaub- / wirdigen vnd bewerten Historien / so wol aus dem Calculo Astronomico genommen / vnd trew- / lich zusammen gezogen . . . durch Leonhard Krentzheim / von Iphofen im Franckenlande / jetziger Zeit Pfarrherr zu S. Peter vnd Paul in Lignitz / vnd desselben Fürstenthumbs Superattendent. Gedruckt in Görlitz durch Ambrosium Fritsch 1577 ⁵⁰).

d) Erbauung, Exegese, Predigt

27. Martyrologium Rabi. Ludwig Rabus, Historien der Heyligen auserwählten Gottes Zeugen, Bekennern und Märtyrern. Straßburg 1555, 2 Bände ⁵¹). Eine zweiteilige Ausgabe (in einem Band ?) erschien 1572 in Straßburg ⁵²).

28. *Υπομνηματα* in omnes Psalmos David. Strigelii.-Victorin Strigel, *Υπομνηματα* in omnes Psalmos Davidis. Leipzig 1573 ⁵³).

29. Postilla Epistolica D. Sacci. Siegfried Sack, Erklärung der fürnemsten Sonn- und Festtäglichen Episteln. Nürnberg 1600 ⁵⁴).

30. Paßions-Predigten D. Sigfr. Sacci in zwei Ausgaben (als 4. Teil der Sonn- und Festtagspredigten) ⁵⁵).

Wie die vorstehende Bearbeitung zeigt, enthielt die Bibliothek eine ganze Anzahl seltener Werke, z. B. die erste Lutherausgabe, die nicht einmal die große Liegnitzer Peter-Paul-Kirchenbibliothek besaß ⁵⁶). An

⁵⁰) Das große Werk ist u. a. eine wichtige Quelle zur Reformationsgeschichte von Liegnitz, die der Verfasser von S. 365 b an unter „Religionssachen“ behandelt. Das Lebensbild Krentzheims von F. Bahlow, Leonhard Krentzheim, der „heimliche Calvinist“ in Liegnitz, in: Mitteilungen des Geschichts- und Altertumsvereins zu Liegnitz 15. Bd. (1934/35) S. 106–220.

⁵¹) Ludwig Rabus, 1523–1592, Dr. theol., Prediger und Professor in Straßburg, seit 1556 Superintendent in Ulm. — M.-J. Bopp, Die evang. Geistlichen und Theologen in Elsaß und Lothringen. Neustadt/Aisch 1959, S. 422.

⁵²) Th. Georgi, Europ. Bücherlexikon Bd. 3, S. 261. — Zedler, Universal-Lexikon Bd. 30, Sp. 465.

⁵³) Victorin Strigel, 1524–1569, 1548 Professor in Jena, Streit mit Matthias Flacius wegen des Synergismus und der Erbsündenlehre, seit 1567 in Heidelberg, 1567 Übertritt zum Calvinismus. — Lexikon für Theologie und Kirche Bd. 9 1964, Sp. 1113/14.

⁵⁴) Siegfried Saccus, 1527–1596, Dr. theol., erster evang. Domprediger in Magdeburg und Rektor der Schule. — Th. Georgi, Europ. Bücherlexikon 4. Bd. S. 4.

⁵⁵) Bibliographisch nicht nachweisbar. — Sacks wenige Schriften sind äußerst selten. — Bücher des 15. und 16. Jahrhunderts. Katalog 266 des Antiquariats Th. Stenderhoff & Co. in Münster (1972) Nr. 279. — Für bibliographische Auskünfte bin ich Herrn Bibliothekar Peter P. Rohrlach in Berlin und Herrn Dr. med. Johannes Wiedner in Karlsruhe zu Dank verpflichtet.

⁵⁶) Dort fehlten ursprünglich auch die Kirchenväterausgaben, die erst zu Beginn des 17. Jahrhunderts angeschafft wurden. Vgl. F. Bahlow, Die Kirchenbibliothek von St. Peter und Paul in Liegnitz, in: Mitteilungen des Geschichts- und Altertumsvereins für die Stadt und das Fürstentum Liegnitz, 2. Heft für 1906–08, hsg. von R. Hahn und A. Zumwinkel, Liegnitz 1908 S. 159, 154.

schlesischer Kirchengeschichte war nichts vorhanden, was bereits die 1892 die Bibliothek besichtigenden Vorstandsmitglieder des Vereins für schlesische Kirchengeschichte Paul Stockmann und Gustav Koffmane festgestellt hatten⁵⁷⁾. Daß sie wenig benutzt wurde und ein totes Kapital darstellte, hat schon Büsching bedauert und gemeint, er hätte die Bücher, wenn sie Eigentum des Klosters gewesen wären, in die neu einzurichtende Breslauer Zentralbibliothek überführen und sie so zu neuem Leben erwecken können⁵⁸⁾. Die von Büsching erwähnten Klassikerausgaben, z. B. Demosthenes und Aristoteles, die zu seiner Zeit in Schränken der Sakristei aufbewahrt wurden⁵⁹⁾, sind nicht in die Bibliothek im Turm gekommen und verloren gegangen. In den Fensterbänken standen noch etwa 100 Bände aus neuerer Zeit (vom Anfang des 19. Jahrhunderts an) — Exegese, Predigt- und Erbauungsliteratur, viele Jahrgänge des „Neuen Nekrologs der Deutschen“ — aus Nachlässen von Geistlichen, z. B. von Pastor prim. Spangenberg (1879). Ein hohes Regal enthielt ältere Kirchen- und Pfarramtsakten vom Ende des 18. Jahrhunderts an, sowie drei aus dem Gebrauch in der Kirche stammende handschriftliche Agenden, von denen die des Diakonus Georg Sperer (seit 1665 in Goldberg) sehr wichtig war wegen der darin enthaltenen ausführlichen Gottesdienstordnungen, z. B. für die Christnacht mit dem lateinischen Quempas und dem puer natus. Der bestens erhaltene Lederband, den ich im Sommer 1946 gerade zur Bearbeitung vor hatte, ist nach der Ausweisung in meinem Hause in Goldberg verloren gegangen. Wenn Grünhagen und von Prittitz gehofft hatten, die alten Bücherbestände würden, aus Staub und Moder befreit, als einstige Stadtbibliothek in der damals im Bau befindlichen und 1877 eröffneten neuen Schule, der Schwabe-Priesemuth-Stiftung, eine würdigere Aufstellung erhalten⁶⁰⁾, so hat sich diese Erwartung nicht erfüllt. Sehr zu bedauern ist, daß infolge des Kriegsbeginns 1939 die bereits vorbereitete Neuerrichtung⁶¹⁾ nicht erfolgen konnte und ebenso, daß die beabsichtigte genaue Katalogisierung und wissenschaftliche Bearbeitung des Gesamtbestandes einschließlich aller handschriftlichen Eintragungen unterblieben ist. Aber so oder anders, wir können heute nur noch den Verlust beklagen.

Dieser Beitrag kann nur sehr unvollkommen eine nachträgliche bescheidene Würdigung der einstigen Kettenbibliothek von Goldberg sein.

Johannes Grünewald

57) Correspondenzblatt IV (1893) S. 61.

58) Geschäftsreise S. 206.

59) Ebenda S. 205.

60) Zeitschrift 1875 S. 345.

61) 1935 hatte der Provinzialkonservator zu der beabsichtigten Wiederherstellung der Kettenbücherei im Turmzimmer seinen Rat erteilt (Kunst- und Denkmalpflege in Schlesien 2. Veröffentlichung 1939, darin: Jahresbericht des Provinzial-Konservators der Kunstdenkmäler Niederschlesiens für 1935, 1936 und 1937, S. 296).

Das Oelser Unwetter von 1535 und Moibans Auslegung des 29. Psalms

Im zwölften Kapitel seiner Biographie Ambrosius Moibans legt Paul Konrad dar, daß der Pfarrer von St. Elisabeth in Breslau auch außerhalb der Landeshauptstadt ein hohes Ansehen genoß ¹⁾. Besonders nahe Beziehungen hatte er zu dem schlesischen Fürsten, dem es vor allem zu verdanken war, daß die Reformation in Schlesien früh festen Fuß faßte, zu Herzog Friedrich II. von Liegnitz, Brieg und Wohlau. Im Verein mit Johannes Heß wußte er ihn in jahrelangem Bemühen von seinem Rat Kaspar von Schwenckfeld zu lösen und dem Luthertum zu erhalten. Der Herzog führte Moibans Katechismus 1535 bald nach seinem Erscheinen im Fürstentum Brieg ein ²⁾, und Moiban widmete ihm 1537 seine gegen die Schwenckfelder gerichtete Hauptschrift „Das herrliche Mandat Jesu Christi“ (Mark. 16, 14–20) ³⁾.

Weniger bekannt ist, daß ebenso wie Johannes Heß auch Moiban zu dem weit konservativeren Herzog Karl I. von Münsterberg-Oels in guter Verbindung stand, obwohl dieser bis zu seinem Tode der alten Lehre treu blieb. Herzog Karl, ein Enkel des „Ketzerkönigs“ Georg Podiebrad, starb im Alter von fünfzig Jahren am 21. Mai 1536. Unmittelbar davor entstand die Schrift Moibans, mit der wir uns hier beschäftigen wollen, seine Auslegung des 29. Psalms ⁴⁾. Er widmete sie Herzog Karl, von dem er wußte, daß er die Psalmen besonders lieb hatte ⁵⁾, mit dem Wunsche, daß er noch „lange vnd seliglichen regiere, allen jren vnterthanen, sonderlichen dem Gemeinen armut, Witwen vnd Waisen zu troste“ ⁶⁾.

¹⁾ Paul Konrad, Dr. Ambrosius Moibanus. Ein Beitrag zur Geschichte der Kirche und Schule Schlesiens im Reformationszeitalter. Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte Nr. 34. Halle 1891, S. 72–73. Vgl. P. Konrad, Die Einführung der Reformation in Breslau und Schlesien. Ein Rückblick nach 400 Jahren. Darstellungen und Quellen zur schlesischen Geschichte Bd. 24, Breslau 1917, S. 89–90.

²⁾ Konrad, Moiban, S. 70. — D. Martin Luthers Werke. Kritische Gesamtausgabe 50. Bd., Weimar 1914, S. 117–118.

³⁾ Konrad, Moiban, S. 68–70. — Luther, Werke, Bd. 50, S. 117–120.

⁴⁾ Der XXIX. Psalm Davids von der gewalt der Stimme Gottes jnn den lufften, An die hohen Regenten, Sampt etlichen schrecklichen vngewittern, so sich im negst vorgangenen Jare jnn der Slesien begeben haben, ausgelegt vnd geschrieben. Durch D. Ambrosium Moibanum Pfarherr zu Breslaw. Mit einer vorrede D. Martini Luthers. Gedruckt zu Wittenberg durch Hans Lufft. M. D. XXXVI. — Vgl. Luther, Werke, Bd. 50, S. 40–44. — Ich benützte das auf der Universitätsbibliothek Münster vorhandene Exemplar und darf auch an dieser Stelle Herrn Bibliotheksdirektor Dr. R. Samulski noch einmal herzlich dafür danken, daß er es mir in einer vollständigen Kopie zugänglich machte.

⁵⁾ Konrad, Moiban, S. 73. — Im Widmungsbrief sagt Moiban: „Vber das höre ich auch, das dis buch (der Psalter) E. F. G. sonderlich lieb hat vnd nicht anderst damit handelt vnd vmbgeheth denn gleich als vor zeiten der frume König Josias mit dem Buche des Göttlichen Gesetzes, wie das 2. Buch der Könige daun sagt am 22. Cap.“

⁶⁾ Am Ende des Widmungsbriefs.

Moibans Schrift hat eine ungewöhnliche Geschichte. Ihre Entstehung hängt mit den schweren Unwettern zusammen, die im Sommer 1535 Schlesien und die benachbarten Länder heimsuchten. Am schwersten wurde in der Nacht vom 1. zum 2. September 1535 die Fürstentums-hauptstadt Oels betroffen. Hier und in Bernstadt residierten damals Herzog Karls Söhne Heinrich (1507–1548) und Johann (1509–1565), während der Vater, wenn ihn nicht die Geschäfte als Oberlandeshauptmann von Schlesien in Breslau festhielten, mit Vorliebe das schöne Schloß Frankenstein bewohnte, das er sich seit 1524 mit großem Kostenaufwand errichtet hatte ⁷⁾.

Einen von den fürstlichen Räten, Lorenz Knorr von Rosenroth ⁸⁾, hatte das unheimliche Ereignis, das alle Gemüter erregte, besonders gepackt. Er beschloß, die Kunde davon auf die Nachwelt zu bringen. Unterstützt von den beiden jungen Herzögen und dem Schloß- und Landeshauptmann Bernhard von Borau, Kessel genannt, ging er daran, in der ganzen Stadt die Betroffenen hohen und niederen Standes zu befragen und ihre Aussagen in einen Gesamtbericht zusammenzufassen. Diesen übergab er zu Beginn des Jahres 1536 Ambrosius Moiban als „Meinem sonderlichen vertrauten freunde vnd bruder, dergleichen als einem getreuen Diener des worts“ mit der Bitte, ihn zum Ruhme seiner Fürsten und zum Troste der Christgläubigen aus der Heiligen Schrift zu erläutern und in Druck zu geben.

⁷⁾ Über Herzog Karl und seine Söhne berichtet ausführlich Johannes Sinapius, *Olsnographia* oder eigentliche Beschreibung des Oelßnischen Fürstenthums in Nieder-Schlesien, Leipzig und Frankfurt, 2 Bde. 1707, hier Bd. I, S. 157–178. Vgl. Franz Hartmann, *Geschichte der Stadt Münsterberg in Schlesien, Münsterberg 1907*, S. 111 – 139. — Alfred Sabisch, *Die Herzöge von Münsterberg*. In: Josef Preiß, *Heimat in Wort und Bild*, Hamm 1950, S. 37–42. Über Herzog Karls Einstellung zur Reformation vgl. Kurt Engelbert, *Die Anfänge der lutherischen Bewegung in Breslau und Schlesien IV. Teil*. In: *Archiv für schlesische Kirchengeschichte* Bd. 21, Hildesheim 1963, S. 133–164.

⁸⁾ Der fürstliche Rat nennt sich selbst im Schreiben an Moiban Laurentius von Rosenroth, Knar genannt, und so schreibt auch Moiban im Brief an Herzog Karl von „Laurentius Knar. E. F. G. Rat vnd diener.“ Die übliche Bezeichnung der Familie ist Knorr von Rosenroth. Unser Laurentius ist das älteste Glied der Familie, das wir kennen. Er war studierter Jurist und Hofrichter zu Tolkwitz. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts war ein Jakob Knorr Oelsnischer Sekretär. Dessen Sohn Abraham Benedikt wandte sich der Theologie zu und wirkte lange Jahre segensreich erst in Altraudten und dann bis zu seinem Tode im Jahre 1654 in Tschepplau, Kreis Glogau. Auch er blieb den Staatswissenschaften wenigstens theoretisch zugewandt. Das beweist sein hinterlassenes Werk „Anführung zur Teutschen Staatskunst“. Es war in erster Linie für seinen Sohn Christian bestimmt, für den Fall, daß er „in den Regentenstand gezogen“ würde oder „eine Ratsstelle zu bedienen“ hätte. Christian trat tatsächlich wieder in Fürstendienst. Er wurde pfälz-sulzbachscher Hofrat und Kanzleidirektor. Im Jahre 1672 gab er das Werk des Vaters in Sulzbach mit einigen Ergänzungen heraus. In diesem Christian Knorr von Rosenroth (1636–1689) gipfelt die Geschichte der Familie. Er gehört als mystisch-kabbalistischer Dichter und Denker der deutschen Geistesgeschichte an. Kurt Salecker, *Christian Knorr von Rosenroth (1636–1689)*. *Palaestra* 178. Untersuchungen und Texte aus der deutschen und englischen Philologie, Leipzig 1931, S. 19. Von 1677–1684 erschienen in Sulzbach und Frankfurt a. M. die vier Bände seiner „Kabbala denudata“. Über Christians Stellung innerhalb der schlesischen Literatur vgl. Arno Lubos, *Geschichte der Literatur Schlesiens* Bd. I, München 1960, S. 150–151.

Moiban kam dieser Bitte bereitwillig nach. Er übernahm den Bericht Knorrs unverändert, ergänzte ihn durch ein kurzes Nachwort und die Beschreibung eines Unwetters, das am 11. Juli 1535 die Gemeinde Schmellwitz bei Schweidnitz heimgesucht hatte, und stellte allem eine umfangreiche Auslegung des 29. Psalms voran, die er Herzog Karl in einem ehrerbietigen Schreiben widmete. Am Ende bat er Luther um ein Geleitwort, und dieser versagte sich seinem ehemaligen Schüler und nunmehrigen Mitstreiter nicht, wie er ja auch im nächsten Jahre Moibans Schrift über „Das herrliche Mandat Jesu Christi“ ein gewichtiges Vorwort mit auf dem Weg gab ⁹⁾).

So erschien also, über den Rang einer bloßen Gelegenheitschrift weit hinausgehoben, Moibans Psalmauslegung im Frühjahr 1536, wohl noch zu Lebzeiten Herzog Karls, bei Hans Lufft in Wittenberg. Von den 96 unbezifferten Quartblättern kommen Blatt 1 auf den Titel, Blatt 2–4 auf Luthers Vorrede, Blatt 5–9a auf die Widmung an Herzog Karl, Blatt 9b bis 10 auf den in großen Lettern gedruckten Text des 29. Psalms und Blatt 11–82 auf die Auslegung. Ihr folgen auf Blatt 83–84 der Brief Knorrs an Moiban, auf Blatt 85–93 der Bericht über das Unwetter in Oels, auf Blatt 94 Moibans Nachwort und auf Blatt 95 und 96 der Bericht über Schmellwitz ¹⁰⁾.

Aus Luthers Vorrede klingt die skeptische Befürchtung, daß das Werk bei den leichtlebigen Zeitgenossen die nachhaltige Wirkung wohl nicht haben werde, die seine Verfasser sich von ihm versprochen. Wie recht er hatte, ergibt sich daraus, daß nicht der gewichtige, breit angelegte Kommentar Moibans, wohl aber die sensationellen Unwetterberichte alsbald mehrfach nachgedruckt wurden. Clemen und Brenner führen zwei Ausgaben der „Wahrhaftigen newen zeyttung von schrecklichen vngewittern, so sich im nechst vergangenen Jar in der Slesien begeben haben, wunderbarlich zu lesen“, an, die noch 1536 bei Hans Guldenmundt in Nürnberg mit Luthers Vorrede erschienen ¹¹⁾. Ein anderer Nachdruck, der auch auf Luthers Vorrede noch verzichtete, kam gleichfalls noch 1536 bei Hans Preuß in Straßburg heraus. Die Nachdrucke bedienen sich einer dem fränkischen und alemannischen Sprachgebrauch entsprechenden Orthographie, geben im übrigen aber den Wittenberger Text getreu wieder. Der Straßburger Druck hat den Titel „Wunderbarliche geschicht So sich kürztlich inn der Slesien zu Ölse inn der Statt vnnnd im Dorffe Schmelwitz bey der Schweidnitz Von eim erschrecklichen vngewitter begeben haben, beschriben durch Ambrosium Moibanum Pfarrherrn zu Breslaw.“ Als Motto ist der 20 unbezifferte

⁹⁾ Luther, Werke, Bd. 50, S. 119–120.

¹⁰⁾ O. Clemen und O. Brenner (Luther, Werke Bd. 50, S. 41) kennen das Münsterer Exemplar der Schrift nicht, nennen aber dreizehn weitere Vorkommen, darunter die Breslauer Stadtbibliothek.

¹¹⁾ Luther, Werke, Bd. 50, S. 41

Seiten langen Schrift der 3. Vers des 29 Psalms mitgegeben: „Die stym des Herrn gehet auff grossen wassern, der Gott der ehren donnert, der Herr auff grossen wassern“. Sonst erinnert nichts daran, daß die Unwetterberichte von den Verfassern und dem Herausgeber nur als Exempelanhang einer ausführlichen Psalmauslegung gedacht waren.¹²⁾

Moiban wendet sich in seiner Psalmauslegung wohl an ein breiteres Publikum, kann aber doch nicht umhin, sein umfassendes theologisches, historisches und philologisches Wissen in den Dienst seiner erzieherischen Aufgabe zu stellen. Er war von Hause her mehr Gelehrter und Schulmeister als Prediger und ergänzte dadurch aufs beste Johannes Heß, dem die Gabe der zündenden Kanzelrede gegeben war¹³⁾. Nach einer längeren Vorrede (Bl. 11–16) nimmt er sich jeden der elf Verse des Psalms einzeln vor, deutet seinen Sinn und läßt sich von ihm das Schlagwort für eine eindringliche Betrachtung liefern. Vor allem wendet er sich gegen die ungläubigen Philosophen, die nur ihren Verstand gelten lassen und das Walten Gottes aus der Natur wegdisputieren wollen¹⁴⁾. Ihnen gegenüber sucht er die Stimme des gewaltigen Schöpfergottes den Gläubigen aller Stände, vor allem den Fürsten und Obrigkeiten, vernehmbar zu machen. „Das aber so oft jnn diesem Psalm die stim des Herrn, die stim des Herrn etc. widerholet wird,“ erklärt er in der Vorrede, „geschicht darümb, das er vns einbilden wil, die gewalt Gottes, die vberal gehört vnd gesehen wird, als wolt er sagen: Nu hört, jr Fürsten, höret, jr Gewaltigen, höret die alte stim Gottes, dadurch er alle Creaturen ans licht hat bracht, höret diese stim allein, höret dis gedöne vnd brausen jnn den lüfften, das vber den gantzen erdbodem ausbricht vnd für keinem menschen kan verborgen sein. Bedenckt doch vnd besinnet euch, wer der Herr ist, der da kompt mit solchem großen schall seiner herpaucken vnd Bosaunen jnn den wolcken . . . Mit der

¹²⁾ Der Straßburger Nachdruck wurde mir zunächst durch einen Mikrofilm bekannt, den mir Herr Dr. Dr. Hultsch freundlicherweise zur Bearbeitung übergab. Nachträglich fand ich ihn auch in der Hessischen Landes- und Hochschulbibliothek in Darmstadt.

¹³⁾ Konrad, Moiban, S. 38–40.

¹⁴⁾ Blatt 29b: „Wie sind wir aber bisher mit der stimme Gottes jnn dem donner vmbgangen? Ich wil alhie reden von den allerklügsten, die andere haben sollen lernen jnn den hohen Schulen. Das donnern haben wir wol gehort, aber nie recht zu hertzen genomen . . . Man hat allein wunderlich dauon speculirt, disputirt vnd gesagt, gleich als weren wir droben jnn Lüfften dabey gewesen . . . Es hat alhie Aristoteles den platz gar jnnen gehabt, welches ist zu viel gewest. Man hette auch sollen die heilige Schrift ansehen vnd darinn suchen, was der donner sey vnd was er bedeute. Aber wir wolten allein Philosophi sein vnd mit der vernunft dauon handeln . . . Leidlich were es gewest, das man vernünftiger weise dauon geredt hette, so viel möglich gewest were, aber man hette es dabey nicht sollen lassen bleiben. Denn die heilige Schrift sagt mehr dauon denn Aristoteles vnd Plinius oder andere mehr. Wenn sagen sie, das es die stimme Gottes sey? wie David dauon alhie allen Fürsten vnd Königen predigt, welches etwas neues vnd vnerhorts jnn der vernunft vnd jnn den Schulen der Philosophen ist. arumb so lassen wir solches alles etwas grösseres vnd ernstlicher sein. Der meinung nach, wie der heilige Prophet alhie dauon redet.“

stim vnd paucken wil er euch auffwecken von ewrm schlaff vnd vnglauben, zu hören das wort vnd die stim der seligkeit, die jnn dem heiligen Euangelio krefftiglich erweist wird. Denn gleich wie man vorzeiten im Gesetze das volck mit dem blasen des horns zusammen brachte, das es das wort Gottes hörete, vnd wir heute die glocken brauchen, das man zur predigt des Euangelien kome, oder so auch ein Fürste gesehen vnd gehört wil werden jnn seiner herrligkeit vnd gewalt, vnd wo er zuuoraus seine vnterthanen bewegen wil, das sie jn erkennen für jren Herrn vnd Fürsten, ja auch seine gebot vnd beuelh zu hören bereit werden, so brummen die bosaunen, die trometen erschallen weit vnd ferne, das das volck zulauffe vnd sich versamble, den Fürsten zu hören vnd zu sehen. Also hat auch Gott sein Jubelhorn, seine glocken, paucken, Bosaunen vnd Trometen, die er erschallen lesst jnn den lüfften vber den gantzen erdbodem, vnd dis vielmal im jar, das er vns dadurch bewege vnd von vnserer pracht vnd hochfart reisse vnd zu der predigt des Euangelien bringe. Vnd gewis sind das die rechte glocken Gottes, nemlich donnern vnd prausen jnn der lufft, damit er die geweltigen auffwecke vnd zur predigt treibe, die weil sie es so gar schwer ankompt, das Reich Gottes zu suchen, wie Christus sagt Matthei am 19. Es ist einem Kamel leichter durch ein nadelöhre einzugehen denn einem reichen oder gewaltigen jnn den himmel durch das heilige Euangelium“ ¹⁵).

Das ist das Leitmotiv, das Moiban immer wieder aufklingen läßt. „Ich besorge“, sagt er in der Vorrede, „ob gleich viel hohes vnd nidriges standes sagen: Ich glaube jnn Gott Vater almechtigen etc., das gar wenig seien, vnter denselbigen allen, die solchs hertzlich vnd mit rechtem verstand sagen . . . Derhalben habe ich nicht wöllen lassen vntergehen die große wunder Göttlicher gewalt jnn den vngewittern, auff das man für Gottes gewalt erschrecke vnd wir alle durch solche wunderwerck wider vnsern vnglauben trotzen vnd pochen lernen“ ¹⁶).

Dem Unglauben der Philosophen und selbtherrlichen Regenten stellt Moiban den Glauben des schlichten Volkes gegenüber: „Es ist wol gethan vnd recht, das etliche einfeltige leute, wenn es donnert, zu jren kindern sprechen: Höre, höre, lieber son oder liebes kind, Vnser Herr Gott ist zornig. Ah, liebes kind, werde frum vnd lerne beten, das sein zorn nicht vber vns gehe. Dauon aber wissen die klugen nichts jnn jren Schulen, meinen allein, es sey natürlich vnd lassens dabey bleiben“ ¹⁷). Frevelhaft findet Moiban die Gewohnheit der „jungen Gesellen“, beim „donner vnd hellischen Fewr“ zu fluchen. „Wer kan mehr

¹⁵) Blatt 15–16. Vgl. D. Erdmann, Luther und seine Beziehungen zu Schlesien, insbesondere zu Breslau, Halle 1887, S. 62–63.

¹⁶) Blatt 13b.

¹⁷) Blatt 31b.

fluchens, spottens vnd hönens denn die jugent bey vns. Doch es lernens die jungen von den alten. Aber weh, weh, vater vnd mutter, die jre kinder solches leren oder sie nicht drumb straffen, wo sie es von andern gelernt haben. Es ist der teuffel so gewaltig jnn den menschen, das er dieselbigen ja nichts anders lesst bas begreifen vnd lernen, denn das, womit Gott gelestert wird vnd der nechste verspottet“¹⁸⁾.

Von den gebärenden Hirschkühen im 9. Vers des 29. Psalms, denen der gütige Schöpfergott zu Hilfe kommt, findet Moiban einen geschwinden Übergang zu den „geburtsengsten der Weiber“, weil ja „die armen thier alle not vnd angst leiden nicht vmb jrent willen, sondern vmb vnsern willen. Vns sind sie zugute vnd troste geschaffen, sonst hette sie Gott vngechaffen gelassen“¹⁹⁾. Die schmerzhaften Wehen „komen von der Sünde, darumb müssen dieselbigen nicht auffhören, weil die welt stehet“ (1. Mose, 3,16). „Aber der das Creutze aufflegt, der hat auch macht alleine, dasselbige wegzunemen.“ Das Weib hat „eine solche reiche zusage, das sie durch kindergeberem, so sie im glauben bleibet, sol selig werden. . . . Derhalben von nöten ist, das andere weiber vmb sie seien, die sie trösten vnd gedultig zu sein vermanen.“ Vor allem bedarf es tüchtiger Hebammen oder Wehmütter. Dies Anliegen ist Moiban so wichtig, daß er ihm ein eigenes Kapitel widmet. Es legt von seinem praktischen Sinn und seinem sozialen Empfinden ein lebendiges Zeugnis ab²⁰⁾. Ganz sicher sprechen hier auch seine eigenen Erfahrungen mit. Er war seit dem 30. April 1526 mit der Schweidnitzer Bürgerstochter Anna Boncke verheiratet, die ihm in zwanzig Jahren zwölf Kinder schenkte²¹⁾. Neun von ihnen überlebten den Vater. Dessen medizinische Interessen, wie sie sich in der Auslegung des 9. Vers zeigen²²⁾, kamen im ältesten Sohn, Johannes, voll zur Entfaltung. Er erwarb sich 1554, im Todesjahr des Vaters, in Italien den Doktorgrad und machte in Augsburg seine Praxis auf. Der 1546 geborene jüngste Sohn erhielt Vaters Namen Ambrosius. Er starb 1598 als Diakonus der Elisabethkirche²³⁾.

Der Exkurs über die Hebammen ist die einzige größere Abweichung, die sich Moiban vom Hauptthema seiner Arbeit, der Stimme Gottes in den Wettern, gestattet. Im übrigen behält er es fest im Auge. Es ist seine Absicht, die erregenden Vorgänge des Sommers 1535 in einen großen

¹⁸⁾ Blatt 48–49.

¹⁹⁾ Blatt 63–64.

²⁰⁾ Blatt 65–70.

²¹⁾ Konrad, Moiban, 34.

²²⁾ Auf Blatt 70–72 berichtet Moiban unter besonderer Überschrift „Von einer wunderlichen geburt eines Kindes, so jnn mütterlichem leibe nicht getragen, auch nicht wie andere kinder von der mutter auff erden geboren ist, geschehen zu der Niesse (Neisse) jnn Slesien im jare Christi tausent fünffhundert vnd ein vnd dreissig am neunenden tage Decembris, der an einem Sonabent war.“

²³⁾ Konrad, Moiban, S. 80.

heilsgeschichtlichen Zusammenhang zu stellen. Nicht selten greift er auf seinen schlesischen Erlebniskreis zurück. Daß er als Pfarrer von St. Elisabeth den Einsturz der gewaltigen Spitze des Turms seiner Pfarrkirche am 24. Februar 1529 nicht mit Stillschweigen übergeht, versteht sich von selbst ²⁴⁾. Der sechste Vers gibt ihm durch das Stichwort Wüste Anlaß, ein Lob des himmlischen Vaters anzustimmen, der auch den Ärmsten nicht vergißt. Als Beispiel führt er eine furchtbare Teuerung an, die im Jahre 1200 in Schlesien herrschte und überraschend schnell überwunden wurde ²⁵⁾. Und schließlich ist es der elfte und letzte Vers, der dem Ausleger Gelegenheit bietet, nach all den Schrecken, von denen er hat berichten müssen, nun auch von der Fülle des Segens und Friedens zu künden, die der Herr über uns ausschüttet. Wir müssen uns nur bereit halten. Wie bei allem der rechte Segen sein müsse, beweist Moiban mit einem volkstümlichen Beispiel. Er erzählt: „Wenn die bawren einer dem andern eine kue oder pferd oder ein stück acker verkeufft, so spricht der Keuffer: Ey, lieber hans, du wollest mir das pferd auch gönnen, denn sonst wolt ichs nicht haben. Welche wort das wollen haben, das er jm nicht alleine das pferd vmbs gelt verkeuffe, sondern das er jm den segen dazu gebe vnd gönne es jm“ ²⁶⁾. Und als Beispiel überschwänglichen Segens führt er an, daß im Jahre 1511 dem Bürgermeister in Neisse „eine kue auff einmal bracht hat vier junge oxen, welche alle erzogen sind worden“ ²⁷⁾.

Schon aus Rücksicht auf Herzog Karl, den fürstlichen Auftraggeber und Adressaten, sieht Moiban von schärferen Angriffen auf die alte Kirche ab. Es genügt ihm, immer wieder mit aller Wärme von der Kraft und Herrlichkeit des Wortes Gottes Zeugnis abzulegen. Um das Evangelium zu hören, geht man zur Kirche, nicht um der Messe beizuwohnen ²⁸⁾. Vom Heilswert des Ordenslebens hält Moiban nicht viel ²⁹⁾. Gelegentliche Erwähnungen der Päpste sind ohne besondere Schärfe ³⁰⁾. Nur selten ist von Maria die Rede, aber immer mit der gebotenen Ehrfurcht ³¹⁾. So durfte Moiban darauf hoffen, daß auch ein Altgläubiger wie Herzog Karl an dem Werke seine Freude haben werde.

Sein Brief an Herzog Karl läßt wie eine Overtüre bereits die Hauptmotive des Werks anklingen. Die schweren Unwetter werden von den einen rein natürlich erklärt, von anderen als Teufelswerk angesehen. Wieder andere maßen sich einen genauen Einblick in die verborgenen Ratschlüsse Gottes an. Sie behaupten, Gott habe diese Stadt oder jenes

²⁴⁾ Blatt 41—42. Vgl. Konrad, Moiban, S. 34—35.

²⁵⁾ Blatt 60—61.

²⁶⁾ Blatt 79a.

²⁷⁾ Blatt 80a.

²⁸⁾ Blatt 16a.

²⁹⁾ Blatt 65a.

³⁰⁾ Blatt 57b.

³¹⁾ Blatt 28, 43, 74.

Land ihrer Sünden willen gestraft, „vnd sein der sachen so gewis, als hette sie Gott zu rat genomen“. Gegen all diese Mißdeutungen gelte es sich zu wehren. Eine Auslegung des 29. Psalms sei ihm dafür als der rechte Weg erschienen. „Vnd solche vrsachen angesehen, hab ich den Psalm auff's einfeltigst ausgelegt, das man sehe, das Gott solch wunder jnn den Lüfften, seine Herrligkeit zu beweisen, treibet, damit die vernunfft vnd aller teuflischer wahn vnd fürwitz von dem vngewitter gestillet werde“³²⁾. Den Unwetterbericht selbst habe ihm „Laurentius Knar etc. E. F. G. Rat vnd diener zuhanden gestellt. Ich hab auch daran nichts wöllen endern“, erklärt er, „dieweil ich gewis bin, das solches alles durch jn aus bekenntnis vieler glaubwürdiger person von hohen vnd nidern stenden nicht on grund zusammen getragen ist. Wiewol es doch an dem ist, das niemands so eigen dauon sagen kan, als es vns zu wissen von nöten were . . . Den wer kan der Götlichen Maiestät heimlichkeit vnd wunderliche macht gründen, es ist vns alles zu hoch vnd wunderbarlich, wie man sihet im Job am 26.“³³⁾.

Das Schreiben, mit dem Knorr von Rosenroth seinen Bericht an Moiban übersandte, hat folgenden Wortlaut:

„Dem Achtbarn wirdigen vnd Hochgelerten herrn Ambrosio Moibano, der Götlichen Schrifft Doctor etc. vnd Pfarher zu Sanct Elisabet zu Breslaw etc. Embeut Laurentius von Rosenroth, Knar genant etc. Gnade vnd fride jnn Christo Jhesu vnserm Heilande. Amen.

Achtbar wirdiger vnd Hochgelerter Gunstiger lieber herr vnd frunde. Ich zweuel nicht, ewr Acht. w. tragen noch gut wissen, Welcher massen sich des nehesten vergangen jars so gar wunderbarliche, ja bey diesen vnsern letzten zeiten vnerhörte Geschichte vnd wunderzeichen jnn diesem Fürstenthum Slesien, dergleichen jnn andern lendern, die dran stossen, von den vngewittern des himels zutragen vnd begeben haben. Welche von jrer seltzamkeit wegen auch zu forderlicher betrachtung, das sich viel Christgleubige menschen dauon bessern möchten, wol wirdig sind, das sie an tag gebracht vnd beschrieben werden.

Demnach wil ich ewr. Acht. W. nicht bergen, das ich von viel erbarn vnd gleubwürdigen personen hohes vnd nidriges stands angelanget vnd gebeten bin worden. Weil sich jnn des Durchleuchten Hochgebornen Fürsten vnd Herrn, Herrn Carlen hertzogen zu Monsterberg jnn Slesien zur Ölsen, Grauen zu Glatz rc. Obersten Königlichen Hauptman jnn Ober vnd Nider Slesien, meines Gnedigen Herrn Fürstenthum vnd Lande, furnemlich jnn der Stad Ölsen, von etlichen schweren vnd vngewonlichen vngewittern ein sonderlich vnerhörtes vnd seer erschreckliches geschicht im vorgangene herbst des jars, da man gezalt hat tausent Fünfhundert fünf vnd dreissig, begeben hat. Vnd ich jrer F. G. diener

³²⁾ Blatt 8.

³³⁾ Blatt 8–9.

etc., das ich bey jren F. G. mit allem vleis anhalten wolte, damit solches alles, mit zulassung jrer F. G. jnn druck komen möchte, das denn mir jr F. G. gnediglichen zugelassen.

Derwegen ich mich, so viel mir jmmer möglich, glaubwürdiglich zu erfaren vnterstanden, Darzu denn der Durchleuchte hochgeborne Fürste vnd Herr, Herr Heinrich Hertzog zu Monsterberg jnn Slesien zur Ölsen, Graue zu Glatz etc., hochgedachter F. G. geliebter Son, mein gnediger Herre, als diese zeit daselbst ein Regirender Fürst, jnn gnaden sonderlichen gedienet (Beineben der Edle Erenfeste herr Bernhart von Boraw, Kessel genant, dieselbe zeit alda Hauptman) jre F. G. mit mir an etliche örter, wo die wunderlichen zeichen geschehen, selbst personlich gegangen. Auch so hat jre F. G. etlichen Ratspersonen vnd andern Glaubwürdigen befohlen, dasselbe mir ferner anzuzeigen vnd weisen, sonderlich so solchs vngewitter gesehen, daneben, was jnen darinne widerfaren vnd gründlichs dauon wissen, Welche personen mir dasselb also bey jren höchsten eyde vnd gewissen auff mein anfordrung vnd schaffen hochgedachter Fürstlicher gnaden entdackt vnd, wie folgen wird, vermeldet haben. Mit besonderem bericht, das man dasselbe so deutlich, ja wunderbarlich gnugsam nicht beschreiben kan, es sey noch viel seltzamer vnd merers geschehen etc.

Diweil aber niemand die grossen wunder vnd zeichen des himels durch Göttliche schrifft zu deuten, dem volck dieselben einzubilden, auch dauon zu handlen vnd reden gezimen wil, denn eben denen, so das wort Gottes zu verkündigen vertrauet vnd befohlen ist. Hab ich derhalb Ewr. Acht. w. als meinem sonderlichem vertrauten freunde vnd bruder, dergleichen als einem getrewen Diener des wort's dieselben wunderzeichen auff das einfältigste zuzuschreiben keines weges vnterlassen mögen. Vnd gelanget also darob mein gantz verdienstlichs bitten, Ewr. Acht. w. wolte sich nicht beschweren, Erstlich Gott vnd seiner Göttlichen Maiestät, Nachmals hochgedachten F. G. vnd den alten Löblichen Fürstenthümen Munsterberg vnd Ölsen etc. zu besonderem vnausleslichem Lobe vnd preise, Allen erbaren personen, so vmb solchs gebeten, Daneben allen fromen Christgleubigen menschen zu Fordrung vnd trost jrer seelen seligkeit, Vnd zuletzt allen gehessigen vnd vorbosten³⁴⁾ zu trotz vnd neyde, dieselben ferner durch Göttliche schrifft mit allem vleis zu erkleren vnd an tag zu brengen³⁵⁾. Daran ich gar keinen zweifel, Ewr. Acht. w. als der Hochverstendige vnd weltberümpfte Göttlicher Schrifft, werden jr diese meine emsige bitte jnn ernst lassen befohlen sein. Das wird Ewr. Acht. w. von Gott ein ewiges lohn³⁶⁾ gewarten. Die hochgedachten Fürsten jre F. G. werden es auch sunders zweiuels jnn Gnaden

³⁴⁾ Das schlesische Wort vorbost (verbost) hat einen Bedeutungswandel erfahren, es bedeutet heute nur noch, mehr oder minder stark und anhaltend verärgert. Noch milder ist: auf jemanden böse sein.

³⁵⁾ bringen ffur bringen noch im heutigen Schlesisch.

³⁶⁾ Auch im heutigen Schlesisch ist Lohn noch sächlich.

bedenken. Vnd ich bin ehrbötig, daselb auch für meine person gantz freundlichen zu verdienen“³⁷⁾).

Knorr von Rosenroth scheint das Unwetter in Oels selbst ebensowenig miterlebt zu haben wie die beiden jungen Herzöge. Dagegen gehörte der Schloß- und Landeshauptmann Bernhard von Boraw, Kessel genannt³⁸⁾, zu den unmittelbar Betroffenen. Er erlebte den Einbruch der Katastrophe auf der über den Schloßgraben führenden Zugbrücke. Es handelte sich noch um den aus dem Mittelalter stammenden Altbau, an dessen Stelle von 1562 an das bedeutende Renaissanceschloß errichtet wurde, das zu den hervorragendsten Baudenkmälern Schlesiens gehört³⁹⁾.

Stärker noch als den Schloßbereich im Südwesten der Stadt ergriff das Unwetter das Stadtzentrum, das Rathaus und seine unmittelbare Umgebung. Betroffen wurde auch die Breslauer Straße, das ganze Nordwestviertel der Stadt bis zur Propsteikirche und das am Rande dieses Viertels gelegene Quartier der Juden mit der Synagoge. Im Gasthof des Thomas Kurtz⁴⁰⁾ erlebte das Unwetter Hans Borsnitz zu Belau. Die Borsnitze waren ein altes schlesisches Geschlecht, das im 15. und 16. Jahrhundert besonders in den Fürstentümern Oels und Schweidnitz begütert war⁴¹⁾. Neben diesem adligen Gaste nennt der Bericht den fürst-

³⁷⁾ Knorrs Brief steht auf Blatt 83 und 84.

³⁸⁾ Bernhard von Boraw, Kessel genannt, war zur Zeit Herzog Karls nicht nur Schloß-, sondern auch Landeshauptmann des Fürstentums Oels. Vgl. Sinapius, Olsnographia, Bd. I, S. 823, Bd. II, S. 315. Kein verwandtschaftlicher Zusammenhang besteht zwischen ihm und den Kessel, die im 17. und 18. Jahrhundert verschiedene Hof- und Landesämter im Fürstentum Oels innehaben. Sinapius Bd. I, S. 525, 598f., 600, 605, 607f., 613, 665f., 821f., 938, 953, Bd. II, S. 449.

³⁹⁾ Über das Oelser Schloß vgl. außer der örtlichen Literatur vor allem Günther Grundmann und Wulf Schadendorf, Schlesien. Deutscher Kunstverlag 1962, S. 56 – 57, 118–119.

⁴⁰⁾ Aus der Familie des Thomas Kurtz stammt wohl Hans Kurtz, der in den Jahren 1568 bis 1573 einer der Oelser Schöffen ist. Sinapius Bd. II, S. 210f.

⁴¹⁾ Zur Zeit des Sinapius waren die Borsnitz im Fürstentum Oels bereits ausgestorben. Er unterscheidet verschiedene Häuser, das von Stampen und Bohrau im Fürstentum Oels, die Häuser von Friedeberg und Peterwitz im Fürstentum Schweidnitz und das von Prauß im Fürstentum Brieg (Bd. I, S. 906–907). Die Borsnitz gehörten zu den schlesischen Uradelsgeschlechtern, die angeblich bereits vom Markomannenkönig Marbod († c. 36 n. Chr.) nobilitiert worden waren (Sinapius Bd. II, S. 721). Ein Heinz von Borschnitz war 1407 Rat Herzog Konrads III. des Weißen von Oels, der in seinem Testamente gleich drei Borschnitz: Heinrich Borschnitz zu Konstadt, Hans Borschnitz und Christoph Borschnitz zu Bohrau zu „Seelenwarten und Testamentariern“ ernannt (Bd. I, S. 906, Bd. II, S. 313–314). Ein Hans von Borschnitz, Schenk genannt, war 1498 Rat der Brüder Albrecht, Georg und Karl von Münsterberg-Oels (Bd. I, S. 906). Um die Mitte des 17. Jahrhunderts verklängt der alte Name allmählich im Fürstentum. Ein Christoph Friedrich v. B. ist 1658 Kammerjunker des Herzogs Sylvius (Bd. I, S. 609–610). In Festenberg, das die B. in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts besaßen, erinnerte ein Epitaph in der Kirche an Hans Adam v. B. auf Schönwald, der im Alter von 39 Jahren am 11. Januar 1663 in Schönwald starb (Bd. II, S. 424). Zu den Oelser Borsnitz gehören auch die Purschnitz auf Großmohnau und Stampen, deren Grabsteine aus der Zeit um 1600 sich in und an der Kirche von Großmohnau erhalten haben. Vgl. Kurt Degen, Die Bau- und Kunstdenkmäler des Landkreises Breslau, Frankfurt a. M. 1965, S. 79–80.

lichen Sekretär Lukas Kosseler, den Bürgermeister Heinz Pankel ^{41a)}, die Ratsherren Gregor Rudel und Christoph Tschirdewahn ⁴²⁾, die Bürger Simon Hoppe ⁴³⁾ und Lorenz Thpfaroske ⁴⁴⁾, den Tuchmacher Matthes Khun und außer Thomas Kurtz noch einen weiteren Gastwirt, Martin Viczke. Nicht benannt wird der Bader, obwohl er besonders Erstaunliches zu berichten wußte. Auch von den Bewohnern des Pfarrhofes, dem Pfarrer selbst und seinen Kaplänen, erfahren wir nicht, wie sie hießen, sondern nur, daß das gewaltige Getöse sie vorübergehend taub machte. Schließlich verschweigt der Bericht auch die Namen der fünf Personen, die ein einstürzender Rathausgiebel unter sich begrub ⁴⁵⁾.

Mit einer spürbaren Genugtuung äußerte sich Knorr darüber, daß das Unwetter auch bei den Juden allerlei Schaden anrichtete. Mit Namen führt er nur den Juden Elias an. Außer der Synagoge wurde vor allem die jüdische Druckerei in Mitleidenschaft gezogen ⁴⁶⁾. Wie die Christen meinten, der Jüngste Tag sei angebrochen, so meinten die Juden, daß der Messias sein Erscheinen ankündige. Hinterher äußerten sie freilich, daß er lieber ausbleiben solle, wenn sein Kommen mit soviel Schrecken verbunden sei. Knorrs Bericht lautet:

„Folgen die wunderzeichen. Es hat sich begeben am ersten tage des Monats Septembris, das ist gewest am tage Egidij dieses jtzigen vorgangenen Jars nemlich des 1535, auff den abent, wie sich tag vnd nacht von einander haben scheiden wöllen, sind vom Mittage, mitternacht vnd dem abent, aus jglichem winckel eines, drey große erschreckliche vngewitter von ferne jnn aller höhe auff die Stad Ölse zugezogen, welche

^{41a)} Bei Sinapius (Bd. II, S. 291) heißt Pankete nur Pankel. Außer ihm kann Sinapius keinen Bürgermeister zwischen 1475 und 1560 namhaft machen.

⁴²⁾ Ein Jacobus Tschirdewan ist nach 1538 der erste evangelische Pfarrer von Schmolten. Sinapius, Bd. I, S. 443—444. Tobias Tschirdewagen ist 1606 Organist an der Oelser Schloßkirche. Sinapius Bd. II, S. 144.

⁴³⁾ In der Oelser Schloßkirche befand sich der Grabstein des Bürgers Merten Zwirner. Seine erste Frau Salome Hoppe starb am 16. März 1552. Sinapius Bd. II, S. 134, vgl. auch Bd. II, S. 174.

⁴⁴⁾ Ein David Tvaraske ist zur Zeit des Sinapius einer der Vorsteher des Laurentius-Kirchleins. Sinapius Bd. II, S. 174.

⁴⁵⁾ Merkwürdigerweise fehlt bei Knorr der Name des Stadtvogts im Jahre 1535. Er hieß nach Sinapius Bd. II, S. 308 Merten Montzberg.

⁴⁶⁾ Die Nachrichten Knorrs über die jüdische Druckerei beschäftigten Sinapius sehr. Er schreibt Bd. II, S. 252: „Betreffende die A. 1440 zu Mainz in Deutschland angefangene Buchdruckerey, so läst sich muthmaßen, daß in Schlesien dieselbe fast zuerst in Oelße, und schon im Anfang des 1500. Seculi auffgerichtet worden sey. Denn A. 1535 druckten die Juden in Oelße das Hebraeische Alte Testament mit ihren Glossen, und contribuirt zu grosse Unkosten. Als aber allbereit viel Exemplaria davon verfertigt waren, entstund das bekandte schröckl. Gewitter, warff die Buchdruckerey, gleich viel andern Gebäuden, über einen Hauffen, zerriß die Exemplaria besagter neugedruckten Bibel, zerstreute die Blätter in der Luft, und zerstückete also das ganze Werck.“ Der erste christliche Buchdrucker in Oels war zu Beginn des 17. Jahrhunderts Johann Bössemesser († 1639). Vgl. Sinapius Bd. II, S. 252. Drucke seiner Offizin aus den Jahren 1607, 1612 und 1616 nennt Gustav Bauch, Geschichte des Breslauer Schulwesens in der Zeit der Reformation. Codex diplomaticus Silesiae Bd. 26, Breslau 1911, S. 140, 331.

bey fünff vierteil stunden oder je lenger gewehret haben. Wie sich aber dieselbigen gesamlet, erzeugt, auch was sie jnn gemelter stad Ölse geübet haben, wil ich kürtlich erzelen.

Diese vngewitter sind so seltzamer vnd gar erschrecklicher farbe gewesen, das es einem jglichem, so dieselben gesehen, vnmesliches erzittern aller seiner glidmas vnd krefften bracht hat. Denn wie nu dieselben also von ferne, ein jgliches aus seinem ort, daher gewaltzen komen, ist solchs grausames erschrecklichs vnd vnaussprechlichs heulen vnd brüllen, auch bey vnser jtzigigen welt vn glaublichs ding nie erhört oder gesehen worden.

Auff dis alles haben viel fromer leute jnn der stad auffmerckung gehabt. Aber von wegen grosser wunderbarkeit, so sie gesehen, auch des harten erzittern vnd furchten halben, so sie dauon empfangen, haben sie nicht können eigentlich aussagen, was sie alles gesehen vnd gehört, mit anzeigen, es sey keines wegs menschlicher vernunft möglich, daselbe zu deuten vnd beschribieren.

Es hat auch on vnterlas, wie sich die vngewitter erhaben, so hefftig vnd vber die mas gehimelitzt ⁴⁷⁾, der gleichen sie es jr leben lang nie gesehen, bis also alle drey vngewitter zu hauffe gezogen sind.

Vnd wie es an der gantzen vhr vngeferlich vmbz zeigers eins kommen ist, haben sich diese drey vngewitter vber die stad, jnn einem schnellen zeuge, zusammen gewickelt vnd alda gestanden.

Welcher massen aber vnd womit sich solcher sturm im anfang erböret ⁴⁸⁾, folget klerlich.

Es hat einen holtzwagen, niemand weis von wanne oder wie, auff den platz bracht, der selbe ist auff das aller schnelllest mit allem vleis etlichmal zu rings vmb den Ringk on vnterlas gelauffen, jnn massen als were jemand darauff gefahren komen. Nachmals bey dem Rathause vnd die neue Cantzley damit auff dem platze ein redlein gemacht, denselben vor eines Ratherrn thür, mit namen Gregorius Rudel geführt, ein rad dauon gerissen, jnen also vmbgestürtzt vnd liegen lassen.

Inn dem hat es nicht mehr denn einen harten donnerschlag gethan. Das auch gleich die erde vnd heuser dauon sich haben beweget (wie man

⁴⁷⁾ Der Straßburger Nachdruck sagt: geblixt. Walther Mitzka, Schlesisches Wörterbuch, Bd. I, Berlin 1963, S. 539, führt für himmellitzen in der Bedeutung, stark gewittern, wetterleuchten einen Beleg von 1787 an.

⁴⁸⁾ Der Straßburger Nachdruck sagt: enböret. In beiden Verben steckt der Begriff bor, der nach Mitzka, Schles. Wörterb. Bd. I, S. 144 fürempor stehen kann; sich erbören heißt also soviel wie sich erheben.

gewislich dauon reden kan, das es einem Erdbidem gleich gewesen sey). Vnd bald nach diesem ist jnn einem erschrecklichen gantz blötzlichem brausen vnd winde dieser nachfolgender sturm vber die stad Ölse geschehen.

Fornehmlich hat es die Börne jnn der stad, zu mehren teil, die da frey auff den gassen vnd an dem Ringe gestanden, dermaßen verseret vnd damit so wunderbarlich vmbgangen, das es einem entweder den eymer oder die stange, daran der eymer gehangen, oder aber die seule, darinne die stange gegangen, zerschlagen, vmbgerissen, mitten entzwey gebrochen, hin vnd hergefurt vnd getragen hat. Das es also, wo sie nu Gott mit fewr hette angreifen wollen (wie er sich auch gegen jnen damit erzeugte), nicht müglich gewesen were, einen einigen eymer wasser daraus zu schöpfen oder zu bekommen.

Nachmals die decher, söller vnd etliche starcke gemeurte gibel von den heusern, doch nicht gerichts vnter, sondern vber andere heuser dasselb gefurt, ein anders wider dagegen fur dises geworffen vnd dieselben gebeude jnn der höhe vntereinander also gemischt vnd geschlagen, das niemand gewust, welchs das seine gewesen. Dergleichen so hat es jnn den gassen von gehultz an schindeln, sparnen, latten vnd anderm so vol gelegen, das, wo das fewr, wie es denn fewr regnete, angegangen vnd angezündet hette, hette das volck jnn heusern müssen verbrennen vnd verderben.

Vnd wie nu also die schindeln vnd das gehöltze von den heusern jnn dem schnellen sturm auff die steine gefallen, hat es so hefftig vnd harte erschollen, als hette es mildiglich steine geregnet. Dadurch das volck sunderlich jnn schwere forchte komen ist, das viel aus jnen jre hülffe vnd behaltnis jnn den kellern, hölern vnd gruben, wo sie die gewust vnd gehabt, gesucht.

Es hat auch mit den schindeln, sparnen vnd latten so wunderbarlich vmbgangen, das alle, so auff die erde fur die heuser gefallen, haben die negel darinne mit den spitzen entbor gestanden. Wo nu das volck jnn der finsternis aus den heusern, sonderlich so das fewr angegangen were, hette lauffen müssen, würde es sich selbs darinne gar verlehmet ⁴⁹⁾ haben.

Jnn diesem erschrecklichen sturm hat es mildiglichen fewr geregnet, vnd ist von seltzamer gemischerter farbe gewesen, das man auch dauon nicht wunderbar gnug reden kan. Es hat auch gantz harte vnd gewrich gestuncken, vnd sind stücke als hünner oder gens eyer dergleichen als

⁴⁹⁾ Verlehmet kommt von verlahmen, lahm werden. Mitzka Bd. I, S. 281.

messige kaulen ⁵⁰⁾ oder wie lange strenne ⁵¹⁾ (das es gleich gezücht) gefallen. Vnd wenn dieselben auff die erde komen, haben sie sich zurteilet, vnd sind die funcken daruon widerumb so seltsam jnn die hohe geflogen, gleich als wenn ein schmid für einer essen stünde vnd hette ein gros fewr darinne, das einer mit dem blasbelcken bliese mit aller macht, das viel vnd grosse funcken hin vnd her vmb jn flügen vnd stüben.

Von solchem vngewonlichem vnd gantz greslichem anblick ist das volck jnn der stad so seer erschrocken (wie ein jglich Christenhertze wol abnemen kan), das sie nicht anders gedacht haben, denn es solte der tag vnd stunde des letzten vnd ernstest Gerichts der welt vorhanden sein, oder das sie wie die zu Sodoma verderben vnd vntergehen solten, so gar viel setzamer geschrey vnd galmen ⁵²⁾ jnn diesem brausen sind gehört worden. Inn diesem ist ein grosser schwerer regen komen vnd gefallen, welcher das fewr gedempfft, das vngewitter zum teil gelindert vnd nachmals damit hinweg genommen.

Es haben sich auch jnn diesem erschrecklichen sturme des vngewitters diese nachfolgende vnerhorte vnd gantz wunderbarliche ding zuge-
tragen.

Erstlich ist jnn einem gasthofs (der wirt desselbigen heisst mit namen Thomas Kurtz) zu einem fenster jnn eine kammer ein brennendes stück liecht geflogen komen. Alda hat ein from redlicher vnd Rittermessiger man, mit namen Hans Borsnitz zu Belaw gesessen, jnn einem bette gelegen. Vnd solchs liecht hat sich gantz wunderbarlich zurteilet vnd halb auff ein gasbette neben das seine, die andere helffte neben dasselb bette also brennende gefallen. Nu ist dieser aus seinem bette auffgefahren, das eine stücke, so auff dem bette gelegen, ausgelescht. Da er aber das ander teil gesucht hat, ist es jm vnter seinen henden verschwunden.

Zum andern hat es jnn diesem sturm einen grossen weindreiling ⁵³⁾, halb von einander geschnitten, vor eines Bürgers thür, mit namen Simon Hoppe, genommen, denselben jnn alle höhe gefurt, jn widerumb darnach bey dem Rathause auff den platz nider gesetzt, die reiffen vnd etwa drey stücke von dem bodem alda ligen lassen, das ander gehülzte

⁵⁰⁾ Kaule oder auch Keule steht im Schlesischen für Kugel. Mitzka, Bd. II, S. 636. Der Straßburger Nachdruck hat kuglen.

⁵¹⁾ Der Straßburger Nachdruck ersetzt strenne = Strähne durch streme, was entweder zu Striem = Streifen oder zu Strom gehört. Mitzka Bd. III, S. 1343.

⁵²⁾ Mhd. galm bedeutet Schrei. Mitzka, Bd. I, S. 361.

⁵³⁾ Üblicher als Weindreilinge waren Bierdreilinge. Sie faßten etwa 24 Eimer. Das mhd. drilling bedeutet eigentlich den dritten Teil von etwas. Mitzka, Bd. I, S. 211.

aber dauon so gar seltsam verfurt vnd zurstrewet, das man sie bey den Thorn, jnn gassen vnd jnn der leute höfe nachmals befunden hat.

Zum dritten ist alda der gebrauch, das man den Sommer vnd Herbst bey den freien Börnen am Ringe etliche butten wasser, vmb ferligkeit, des fewrs willen, zu halten pflegt. Nu hat es auch eine butte mit wasser von denselben bornen jnn aller macht nicht weit fur die new Cantzley gefurt, dieselbe zurissen, auch viel der andern vmbgestürtzet vnd daraus das wasser vergossen.

Zum vierden hat es auch einem armen tuchmacher, mit namen Matthes Khune, ein gemach auffgerissen, darinne er vngefehrlich bey zwenzig stein wolle gehabt, daran denn alle sein vermügen gewest ist. Diese ist jm gantzlich vnd gar verfurt, das er dauon nicht eine hand vol behalten, vnd bey anderthalbe meil wegs von der stad Ölsen nachmals hin vnd her zurstrewet befunden.

Zum funfften hat es an derselben seiten am Ringe, da gedachter Simon hoppe wonhaftig, schreckliche ding jnn den heusern furgenommen, nemlich die Stubenthüren, fenster vnd andere thürn an heusern aus den anckern vnd hacken gehaben vnd gerissen, die tische darinne auch vmbgesturzt, die kannen vnd leuchter daruff hin vnd wider zerstreuet vnd geworffen, vnd sonderlich einem wirte, mit namen Viczke Merten hat es forne an seinem hause jnn die hultzene bande etzliche löcher vnd höler geschlagen, gleich wie sie mit einem gewaltigen hammer geschrempt weren, dergleichen im hause zween tische vmbgesturzt, der dritte aber, so jnn der mitte gestanden, ist also vnverruckt blieben. Allein, das man nachmals ein seltsames wunderzeichen daran vnd darauff funden, gleich wie ein Behr oder sonst ein ander thier mit beiden fördern kroheln ⁵⁴⁾ oder tatzen darein mit vleis gerissen vnd gekratzet hette. Darnach hat es im hause einen grossen ströhern badeschilt bekommen, denselben jnn den ganck gefurt, vnd die stallung im selben hofe das vnterst zum obersten gedrehet.

Zum sechsten hat es dem Bader sein haus oben wie andere seinen nachbarn zerrissen vnd wegkgenommen. Item, es hat jm oben aus der deke seines schlaffgemachs aus einem newen gantzen leimenen vnd festen söller drey tillen ⁵⁵⁾ sampt dem leime heraus sonderlich gerissen, dasselb also weggefurt, das nach heutes tages kein stucke dauon gefunden ist. Dergleichen auch, da er oben nachmals das gehultze, so jm von andern heusern auff seines kommen, weggereumet, hat er darunter

⁵⁴⁾ Bei kroheln dürfte es sich um Krallen handeln. Im Straßburger Nachdruck steht dafür Klohen = Klauen.

⁵⁵⁾ tillen oder im Straßburger Nachdruck tiellen zeigen d zu t verschoben, wie es auch sonst im Schlesischen häufig vorkommt.

von mancherley hausrat als brathspisse, flachs, hecheln, siebe, körbe, grosse stücke zusamme gedrehte wixene ⁵⁶⁾ liechte, einen grossen langen kochleffel, daran vnten ein eyserner rinck gewesen, vnd anders gefunden. Vnd weil es nicht sein gewest, sondern von frembde, niemand weis von wanne oder wie, aldahin bracht, hat er jnn der Stat hin vnd her gefraget vnd dasselb geweiseth. Es hat sich aber niemand darzu bekennen können. Darzu sind jm auch die beume jnn seinem garten am haus beineben andern nachbarn von dem fewre, so gefallen hat, vorseget worden.

Zum siebenden, wie dieser Sturm gewehret, hat es dem Balbirer sonderlich zwey becken von den andern, so an der stangen auff die gasse gehangen, weg gerissen, dieselben auff dieselben seite, so er wonet fur dem Rathause, eines auff einen ort, das ander auff den andern, gefurt vnd verworffen. Da solches geschehen, ist der Balbirer auff die gasse gelauffen, hat die becken auffheben wöllen. Da er aber fur die hausthüre komen, hat er on alle gefehr gen himel gesehen. Da hat jn gedaucht, wie sich der himel hette gantz von einander gethan, vnd ist her vnter mit hauffen fewr gefallen, das die funcken auff jn gestuben, jedoch jm keinen schaden gethan, sondern bald verloschen. Aber dennoch haben jm den gantzen tag vnd lenger die kleider hart darnach gestuncken. Auch hat er angezeiget, das er solchs, so er gesehen, an seinem gesichte schwerlich jmer mehr uberwinden würde. Vnd jm sey des morgens von solchem jnn seinem haubte worden, gleich wie er zum teil darinne thamisch ⁵⁷⁾ gewesen were.

Zum achten ist auch gemeltem Balbirer die wunderbarliche gesichte furkomen, nemlich da er von der gassen widerumb jnn sein haus gelauffen, hat er bald darnach oben fur der stubenthür widerumb hinaus gesehen, da hat jn gedaucht, wie eines Rathern, mit namen Christoff Tschirdewahn, gegen vber wonhafftig, haus gantz oben brente vnd jnn derselben gassen als zumal eitel fewr werde. Da ist er zu seinem weibe hinein jnn die stube gelauffen vnd gesagt, sie müsten nu alle verderben etc. Bald ist er widerumb darnach aus der stuben gelauffen vnd abermals hinaus gesehen, da ist es gantz finster vmb dasselb haus und gassen gewesen. Vnd wie es nachmals ein wenig gehimlitz, das es schein gegeben, hat er gesehen, das desselben Rathern haus oben das dach vnd gibel gantz jnn dem gewaltigen fewr also hinweg kommen vnd gefurt worden ist.

Zum neunden wonet ein Bürger am Ringe mit namen Lorentz Thpfaroske. Dieser hat mit seinem weibe vnd kinderlein jnn solcher angst vnd

⁵⁶⁾ wixene = wachsene, wächserne Lichte.

⁵⁷⁾ Mitzka, Bd. III, S. 1362 gibt für tamisch, tämisch in der Bedeutung, taumelnd, schwindelednd, verwirrt eine Menge Belege an.

not Gott angeruffen, etliche deutsche Psalmen gesungen, vnd da sie auff das hertzlichste geschrien, gebeten vnd den Heiligen geist mit dem Veni sancte spiritus gelobet, hat jm das vngewitter seinen gemauerten gibel am hause von der maure stückweise zusamt dem dache gerissen vnd zurstrewet, doch jm, seinem weibe vnd kinderlein an jrem leibe keinen schaden gethan.

Zum zehenden am Pfarrhofe hats ein gros halbtor weg gerissen vnd auff einen zaun gesetzt, daneben mehr denn das halbe dach weggefurt, das noch niemand weis, wo es hin kommen. Es hat auch die vngewitter das volck zum teil so hefftig verblendet vnd taub gemacht, das etliche aus denen, so es die öberteil an heusern weg gerissen, viel weniger sind gewar worden denn die, so weit dauon gesessen, wie denn dem herrn Pfarrherr sampt seinen priestern vnd gesinde, auch sonst jr vielen geschehen.

Zum eilfften hat es auch dem Edlen Ehrentfesten herrn Bernhart von Boraw, Kessel genant, diese zeit alda Hauptman, einen knecht, den er nach liechten von dem schlosse, so jnn der Ringmauer der stad gelegen, jnn die stad gleich im vngewitter geschickt, genomen vnd jn sampt den liechten vber die heuser (nicht weit von danne, da solchs vngewitter hinaus gefaren) gefurt, welchen viel leute jnn der höhe erbermlich haben schreien hören, jn alda nidergesetzt, da man denn jn des morgens funden, doch jm am leibe keinen schaden gethan. Alleine, das er sich erstlich nicht wol versonnen vnd bey heutigen tage nicht wol hören kan, sondern seer taub worden.

Zum zwelfften hat sich jnn einem Breuhause oder zweien, darinne man gebrawen, auch ein wunderlich gesicht zugetragen. Nemlich, das es oben bey dem kaff fenster ⁵⁸⁾ am dache gesessen vnd geblasen, das sich das dach enzündet. Vnd wie das die brewer darinne gesehen, haben sie mit einer schuffen ⁵⁹⁾ wasser hinauff gegossen vnd dasselbe gleschet. Nachmals hats aber angehaben zu blasen, dauon es widerumb geglommen. Dis ist einmal bis jnn drey geschehen, vnd wie wol es die brewer alzeit ausgelescht haben, sind sie gleichwol dadurch verursacht, zu verhuttung anders schadens das fewer vnter der pflanen gar auszuleschen. Da dis geschehen, ist es, wie ein wirwelwind, vnter her gefaren, vor der pfanne eine drehe gemacht, darnach einen grossen hauffen der aschen vnd ohmern ⁶⁰⁾ des fewers gefast vnd zum fenstern oben wider hinaus gefaren.

⁵⁸⁾ Das Kafferfansterla = kleines Fenster im Dachstuhl findet sich noch in Hauptmanns „Versunkener Glocke“. Mitzka, Bd. II, S. 606. Im allgemeinen hieß die Dach- oder Bodenluke Kaffer oder Kafferla.

⁵⁹⁾ Der Straßburger Nachdruck sagt schüpfen. Beides sind Formen von Schüppe, Schippe in der Bedeutung Schaufel. Mitzka, Bd. III, S. 1254.

⁶⁰⁾ Mhd. ome bedeutet Spreu, Fasern. Davon die schlesische Mehrzahlbildung Ohmern. Mitzka Bd. II, S. 948.

Zum 13. hat es einem Erborn Rate alda alle meltzheuser, der sie fur die Gemeinde zu brauchen gehabt, eingerissen vnd schrecklich damit gehandelt, jnen auf etlich vielhundert gülden schaden gethan.

Zum 14. hat es auff einer gassen mit namen die Breslische gasse ein gantz haus, zwischen andern heusern gelegen, ein gut teil von seiner stete auff die gasse geruckt vnd gesetzt. Wie auch solches der Durchleuchte hochgeborne Fürste vnd Herr, herr Johan, Hertzog zu Münsterberg jnn Slesien zur Olsen, Grauen zu Glatz etc. mein gnediger Herr, vnd viel ander leut, auch seiner F. G. hofgesinde gesehen haben.

Zum fünffzehenden hat den hausman auff dem Ratsthurme nicht anders gedaucht, denn es weren die gründe an mauren vnd das erdreich alles bodenlos worden, darumb er nicht anders gemeinet hat, denn er müste nu alle augenblick verderben vnd sampt dem thurm vntergehen. Es haben sich auch die gemeure am thurm mit jm so seer bewegt, das jm nicht anders zu sinn ist gewesen, denn er lege jnn einer wige. Auch hat er so ein wunderbarlich vnd seltzams gesicht am himel gesehen, do sich das vngewitter angefangen, auch weil es geweret hat, das, wie er sich hören hat lassen, jm dauon zu reden vnmüglich sey, mit besonderm anzeigen, so bald er dauon reden wil, das jm alle seine glidmas erzittern vnd grausen fur fürchte ⁶¹⁾).

Zum sechtzehenden hat es auch einen wagen auff eines Jüden haus, mit namen Elias gefurt, den man des morgens also darauff mit aller zugehörung gesehen vnd befunden hat.

Zum 17. hat auch solchs vngewitter die Jüden sonderlich besucht, sie vnd jre heuser dermassen angegriffen, jnen jre decher, söller vnd kamern zum mehrern teil eingerissen, dieselben jnn anderer leute heuser vnd höfe geworffen.

Es hat auch etliche Jüden sampt jren weibern vnd kindern aus jren schlaffgemechen sampt den betten vber die decher auff die gassen geworffen, auch jre kinder wegfüren wöllen. Dergleichen so haben sie daselbst bey jnen eine fast werckliche drückerei zugericht, darinne sie das Alte testament, so jnn jrer sprache auffs new mit einer glossen vnd auslegung corrigirt worden, jnn Hebreischer zunge zu drucken furgenommen, welcher exemplar sie ein gantz gemacht alle vol gehabt. Dieses gemacht vnd drückerey hat das wetter auch genomen, dasselb gantz eingerissen, die Exemplar vnd gedruckten sexternen ⁶²⁾ vber alle heuser jnn die gassen der stad, für die stad, auch jnn alle weitte feld gefurt,

⁶¹⁾ Der Straßburger Nachdruck sagt für forchten.

⁶²⁾ Im Straßburger Nachdruck heißt es deutlicher: sexsterne. Es handelt sich also um Hexagramme, Davidsterne.

eines jnn das ander gemenet, zurrissen, an die zeune vnd beume gehangen, das man des morgens, wie es tag worden, jnn vnd fur der stad, auch auff dem felde hin vnd wider geringes vmb die stad die selben scarten vnd gedruckts papir souiel vnd gantz dicke gelegen, vnd funden jnn massen, wie es geschneiet hette. Das die leute jnn vnd vor der stad, auch die Bawrn auff dem felde derselben grosse bürden aufgelesen vnd heimgetragen haben, vnd solche scarten sind ferner denn eine gutte meil weges vnd noch viel weiter von der stad jnn den Heiden vnd welden gespüret worden. Es sind auch solche scarten vnd brieue den leuten jnn die heuser zum fenstern vnd jnnerlichen gebeuden hinein so seltzam geflogen komen, das man gnugsam dauon nicht reden kan ⁶³⁾.

Daneben haben auch die Jüden jre thüren vnd fenster an heusern vnd jnn sonderheit jre Synagog mit aller solemnitet, wie bey jnen gebruechlich, da sich das vngewitter angefangen, auffgesperret, jnn gantzer zuuersicht, es were nu das ziel, zeit vnd stunde furhanden, das jr Messias sie zu erlösen komen wurde. Aber wie der sturm angegangen, jre thüren, heuser vnd die Sinagog also zurrissen vnd weggefurt, haben sie jres Messias gar vergessen, mit sonderlichem anzeigen, wenn jr Messias nicht anders denn also kommen wolte, solt er nur aussen bleiben, sie begerten sein auff solche weise nicht zu erwarten. Soliches haben die furnemste vnter jnen nachmals zu hochgedachter F. G. Hertzog Heinrichen etc. vnd zu viel andern geredet.

Zum achtzehenden hat auch solchs vngewitter auff dem Schlos seltzam vnd vnaussprechliche ding furgenommen. Furnemlich, da sich dieser sturm erhaben, hat gemelter Herr Heuptman zum selben mal auff der brucken vnter dem Thorhause gesessen, ist also im schrecken auffgefahren vnd vnter die brucke gesehen, da ist jm fur seinen augen nicht anders gewest, denn das sich die Brucke gantz vnd gar mit jm aus allen pfelen vnd banden erbörete vnd darunter eitel fewr schwebete. Also ist er auff die zoge Brucke niedergefallen, vnd wie er dieselbe hat begreifen wollen, hat sie sich mit jm frey auffgehoben, im vorsehen, es wurde der grausam sturmwint jn mit brucke sampt allen gebeuden daran dauon gefurt haben, denn er jnn solchen vnmeslichen engsten gewesen, das er dauon nicht gnugsam reden kan. Doch hat jm Got gnedigklichen geholfen, allein das er sich dadurch gantz harte zufallen hat.

Inn dem hat es im Schlos die decher von etlichen gebeuden, dergleichen etliche genge zurissen vnd sonderlich an den euserstem nidersten parchen bey der Brucke ein grös stücke von dem dache genomen, dasselbe durch die zwey fenster, so auff der brucke gegeneinander vber sind, gefurt vnd also auff die andern seitten jnn graben geworffen.

⁶³⁾ Die Scarten hängen vielleicht mit Scharteke = zerlesenes Buch zusammen. Mitzka Bd. III, S. 1178.

Es haben auch vnter demselben thorhause an der wand zwo helleparten auff negeln gelegen, die haben die spitzen alle beide gegen der brucken gedrehet. Mit diesen zweien helleparten hat das vngewitter auch sein sonderlich spiel gehabt. Denn es hat sie mit den spitzen auff den negeln verkart ⁶⁴⁾ vnd mit dem vnderstem teile kreutzweis von den negeln geworffen, das sie gleich wie ein Andreskreutz an der wand gelehnet vnd mit dem obersten teile an negeln gehangen.

Weiter, wie der hochgedachte Furst Hertzog Heinrich etc. ire F. G. als einer regirender Furst daselbst am Schlosthurme ein neue gantz werckliche spitze von holtzwerg hat bawen vnd auffrichten lassen, haben sich daran viel leute verwundert, mit vorsehen, weil dieselbe so hoch in der höhe, auch zum teil noch nicht zur selben gar am gebende verbracht, das es mehr daran schaden denn an den vntersten gebeuden hette thün sollen etc. Diesem aber ist, Got lob gantz nichts widerfaren, allein hat es inwendig im thurme eine stufte von einer stigen zum fenster hinaus geführt, die man nachmals vnten fur dem Schlosse bey der stallung funden hat. Dergleichen den knopff an der neuen spitzen gantz nichts vorseert, sondern an einem ercker oder zweien vnten am Schlos die knöpfe wunderbarlich von den stangen gerissen vnd vortürt. Es hat auch die hultzene negel an den banden der gebeude etliche gar ausgezogen, etliche aber widerumb darinne bis vber die helffte stecken lassen, vnd damit also vermutlich gehandelt, gleich als nu alles zu drümmern gerissen vnd inn grundt zerschlagen het werden sollen.

Zum Neunzehenden hat es an dem Rathause einen gantz starcken seer vesten vnd mit eisern anckern wol vorwarten alten Gibel (welcher wol lenger den zweihundert iar gestanden) eingeworffen vnd darunter funff personen inn den heusern, so an das Rathaus gebawet gewesen, erschlagen. Diese funffe vnd nicht mehr hat dis erschreckliche vngewitter entleibt, wiewol acht personen darinne gewesen, so sind jr doch drei dauon wunderlich vnter allem ziegelgrause erretet vnd beim leben erhalten worden. Sonderlich ein kind, das inn einer wiegen gelegen. Vnd wen man es itzund fraget, was jm widerfaren sey, so gibt es ein zeichen mit einem finger vnd weist inn den himel. Daraus wol vnd gnugsam zu vermuthen, das dis vnschuld kindlin etwas wunderbarliches gesehen hat. Da man aber die andern fünffe also tod funden vnd herfür gereumet hat, sind sie einer gar erbermicklicher gstat gewest, also das jnen ire glidmasse vnd heubter so wunderbarlich zurschlagen vnd zurknirst, das jnen auch die beine, die knochen inn heubtern, armen vnd schenckeln vber die haut vnd das fleisch gantz hoch vnd weit heraus gestanden. Das auch die, so solche personen gesehen, so wunderbarlichen dergleichen, so erbermicklichen, genugsamen dauon nicht reden können. Ferner, so hat es inn der Ratstube den Ofen am forderteile

⁶⁴⁾ Der Straßburger Nachdruck sagt verkert.

oben eine schicht kacheln oder zwo, vom Thurme anzuheben bis vnten an den fus, vngeferlich drey kacheln breit weggerissen vnd ist zu einem glASFensterlein hinaus gefaren, dasselbe also mit genommen, das man nichts dauon funden. Dennoch an der Stüben sunst, welches ein fast hubsch vnd alt wercklichs gewelb ist, keinen schaden gethan. Bey neben vnter demselben fenster ausserhalb des Rathauses ist auch ein Schindeldach, darunter die Rathern das Saltz zu verkeuffen pflegen, gewesen, welches auch also hiermit abgeworffen, zurissen vnd verfür.

Zum zweintzigisten vnd letzten hat es an des Herrn Burgermeisters hause, mit namen Heintz Pankel, welchs auff derselben seitten vnd eben dem Rathause gegen vber an einer ecken einer gassen gelegen, oben an der maure am dache vnd gibel angestrichen, hinden vnd forne an der ecken der mauren bey zwen oder dreien zigeln vngeferlich weggenommen. Darnach dieselbige gasse hinder gefaren ein gros steinern Creutze, vngeferlich eines mannes lang, auff vnser lieben frawen Kirchen oben vom dache, welches mit eisern ankern vnd gefast gewest, mit hinweg geführt, das man nicht das geringste stucklein dauon finden hat kunnen ⁶⁵). Nachmals auff des heiligen leichnams kirche, die da nicht weit von diser gelegen, die keule ⁶⁶) zusamt dem knopff daran vnten am dache abgerissen, dieselbe jnn des erbarn Lucas Kosselers F. G. zur Olsen etc. Secretari garten geworffen, das gebends ⁶⁷) auff der kirchen, samt der Glocken jnn grundt gerissen vnd eingeschlagen.

Vnd da man des morgens frue die keule vnd den knopff daran vnuerseeret jnn gedachtem garten gefunden, haben am vnterteile der keulen, welche da vnten an dem orte, damit sie auff dem dache gestanden, hol gewesen, alle vol der gedruckten Jüdischen briue, so es hin vnd her verfurt, gestackt, gleich wie sie mit gewalt von jemand hinein gestossen vnd geschlagen gewest weren. Vnd ist also hinder derselben kirchen vber die statmaur hinaus gefaren, alda an der statmaur vngeferlich bey vierzehen oder funffzehen zinnen mit hinweg genommen. Dergleichen zwey thorheuslein, die auff der maure gestanden, zurissen vnd verfurt.

Beschlus.

Günstiger lieber Herr vnd freund, so viel hab ich dieser wunderbarlicher glaubhaftiger Geschichte vnd wunder durch befehl hochgedachter F. G. Hertzog Karls etc., auch durch gnediges vnd vleissiges zuthun Hertzog Heinrichs etc., jrer F. G. meiner Gnedigen Herrn vnd anderer fromer

⁶⁵) Die Liebfrauen- oder Marienkirche ist die Propsteikirche am Nordausgang der Stadt. Bei der Kirche vom heiligen Leichnam (Corpus Christi) handelt es sich um eine der eingegangenen mittelalterlichen Kapellen, nicht um die weiter entfernt stehende Salvatorkirche.

⁶⁶) Vgl. Anm. 50.

⁶⁷) Der Straßburger Nachdruck sagt gebew; gebew auff der kirchen könnte den Dachaufbau meinen. Unter dem gebends der Wittenberger Ausgabe ist vielleicht ein Bänderwerk zur Befestigung des Dachstuhls gemeint.

biderleute zu diesem mal zu hauffe brengen mögen. Bitte derwegen vnaußhörlich, Ewr Acht. w. wollen euch, dieselben ferner zu declarirn, lassen befolen sein, damit wir alle daran ein guts vnnachleslichs bedencken haben mögen, einmal von vnserm sundlichen leben abzustehen, auff die stimme des Herren mit vleis zu hören, die liebe des nechsten vnd vnser seelen seligkeit zu betrachten. Darzu helff vns Got vatter, Son, Heiliger geist. Amen.“

Das kurze Nachwort und der Bericht über Schmellwitz, die Moiban der breit angelegten Darstellung Knorrs folgen läßt, zeigen noch deutlicher als seine Psalmauslegung, wie sehr auch er als Kind seiner Zeit von den ungeheuerlichen Vorgängen erschüttert ist.

Er sagt:

„Vber alles das, so oben von diesem vngewitter geschrieben ist, werden andere vnzeliche wunder angezeigt, die es getrieben hat hin vnd wider jnn der Slesien, auch jnn den andern lendern, die dran stossen, welche man billich alle mercken solte. Aber wer kan von einem jglichen ein sonderlich Buch schreiben, vnd wen man gleich schriebe vnd schriebe, so sind doch alle Bücher zu wenig, die wunder Gottes alle zu begreifen.

Kurtzlich aber dauon zu reden, so hat dis vngewitter jnn vielen dorffern vnd Steten die heuser auffgedackt, zurissen vnd etliche sampt den menschen jnn den lufften weggeführt. Auch hat es kirchen auff der erden auffgehoben vnd vmbgesturzt. Der hagel, der an vielen örten gefallen ist, hat die decher eingeschlagen vnd menschen vnd viehe darinne entleibet. An etlichen örten ist das vngewitter komen mit solchem sturmwinde, das es kannen vnd schusseln von den tischen weggeführt, auch andere ding jnn den heusern mit sich weggenommen hat.

Item, Viel zeigen an, das im hagel etliche steine grosser last gefallen sind, die man nicht hat mügen bewegen, vnd allererst nach etlichen tagen zergangen sind. Dieser steine sind etliche gantz rund gewesen vnd an farbe, wie sie rot weren. Etliche haben rote streiffen vnd linien gehabt. Solche steine vnd andere mehr, so gemeiner grösse gewesen, haben die vogel jnn den lufften, das wild jnn den welden, das vihe vnd menschen auff dem felde schrecklich erschlagen.

⁶⁵⁾ Dunkel heraufziehende Wolken erschienen auch sonst verängsteten Beobachtern wie Kriegsheere. Am 5. Dezember 1530 schreibt Luther an Johannes Heß in Breslau: „ . . . At recens iam spectrum, quod apud Baden visum est, scilicet exercitus pedestris in aëre, et in latere eius militem primarium, iactantem et vibrantem lanceam et velut triumpho gestientem ea facie montem vicinum et Rhenum transiisse. Haec Brentius heri mihi scripsit. De Turca mira et horrenda hic dicuntur. Miror, quod vos nihil de hac re scribatis. Oremus Christum, ut finem faciat istis monstris et veniat cum gloria et maiestate nos erepturus ex his motibus.“ Martin Luther, Briefwechsel Bd. 5, Weimar 1934, S. 696. Vgl. E. L. Enders, Briefwechsel Luthers, Bd. 8, Calw 1898, S. 329–330.

Inn manchen orten hat man gesichte gesehen jnn den wolcken, gleich als zwo heerspitzen wider einander zögen vnd eine der andern wiche ⁶⁸⁾. Auch hat man viel gerumpels vnd gedöhnes gehört, als weren grosse buchsen verhanden, die man abschüsse. Aber dauon genug. Ich wil noch ein vngewitter verzelen, das sich auff ein andere zeit begeben hat, vnd damit beschliessen.

Beschreibung des Vngewitters, so sich im Dorffe Schmelwitz bey der Schweidnitz begeben hat.

Es haben mir viel glaubwürdige personen, Edel vnd vnedel, vnd sonderlich der Edle Ehrenfeste Sigmund Seidlitz alda sitzender Erbherr auff Schmelwitz, ⁶⁹⁾ schriftlich angezeigt, das sichs mit diesem vngewitter also habe zugetragen, wie folgt.

Den nechst vergangen Sommer des funff vnd dreissigesten jars am nechsten Sonntag vor Margaretham, des morgens frue, so der obgelte Sigmund Seidlitz sampt seinem volcke vnd andern zu kirchen gewest vnd predig gehört, ist jnn einem schnellen ein gros fewr jnn der kirchen worden, dafür alles volck erschrocken ist. Vnd jnn demselbigen hat der donner einen schrecklichen schlag jnn die kirche gethan, dauon balde zwo personen todt blieben, nemlich ein weib vnd ein junckfraw. Sonst aber sind bis jnn dreissig personen jnn der kirchen von dem schwinden schlage so harte betöbet vnd entsatzt worden, das man sie auch fur todt gehandelt. Aber der Almechtige Gott hat jnen widerumb gnediglich geholffen.

Es hat dis vngewitter auch vielen die kleider verseret, gleich als hette man sie mit einer groben nadeln durchstochen. Doch ist denselbigen menschen am leibe kein leid widerfaren. Aber etliche personen sind am leibe vnd an den schenckeln verbrant vnd versenet, das man sie hat aus der kirchen tragen vnd füren müssen. Jr vielen sind die schuch an den füssen versenet vnd zu nicht worden, doch one verletzung der füsse vnd anderer glieder. Auch ist eine jung fraw an einem auge seer verseert worden. Aber Got durch mittel der Ertzte jr widerumb geholffen.

⁶⁹⁾ Das eine reichliche Meile nördlich von Schweidnitz gelegene Schmelwitz gehörte seit 1503 den Seidlitz. Sie saßen entweder auf Schmelwitz oder auf dem benachbarten Kratzkau. Ein Siegmund von Seidlitz auf Kratzkau war 1505 Hauptmann des Königlichen Hofgerichts. Siegmund von Seidlitz hieß auch dreißig Jahre später der Herr von Schmelwitz und Kratzkau. Um die Jahrhundertmitte gehörte er zu den bedeutendsten Grundbesitzern im Weichbild Schweidnitz. Er besaß außer Schmelwitz und Kratzkau noch neun weitere Güter und hatte außerdem die Grüssauer Stiftsdörfer Kallendorf, Hohgiersdorf, Bertholdsdorf und Raaben in Pfandbesitz. Er starb 1555, und die Gütermasse fiel der Teilung. Vgl. . . . Schmelwitz. In: Tägliche Rundschau. Heimatblatt für den Stadt- und Landkreis Schweidnitz, 74. Jahrgang Nr. 9, Reutlingen 10. 5. 1956, S. 3–4. — Leonhard Radler, Kratzkau. In: Tägliche Rundschau, 74. Jg. Nr. 7 vom 10. 4. 1956, S. 5–6 und Nr. 8 vom 25. 4. 1956, S. 5–6. — Ders., Wappensagen Schweidnitzer Adelsfamilien. In: Tägliche Rundschau, 82. Jg. Nr. 3, vom 10. 2. 1964, S. 2–3.

Jn diesem schrecklichen blitz vnd donnerschlage sind viel menner gantz zur erden gefallen vnd zum teil nicht kleinen schaden an jrem gehöre befunden.

Es hat auch der starcke geruch vnd gestanck, so jnn der kirchen von solchem fewr gewesen, vielen zu schaffen gegeben, denn es nicht anderst gestuncken, als hette man viel schwefel verbrant.

Was aber die kirche belanget, hat das fewr keinen schaden daran gethan, aber der donner hat so wunderlich jnn den Thurm vnd jnn das dach der kirchen, darzu auch jnn das gemeure geschlagen, das es zu beschreiben fast seltzam vnd vnmöglich ist. Denn alle, so solches gesehen haben, sagen, es sei jnen nicht müglich recht auszureden, wie sie es gesehen haben.

Wir wollens aber dabei lassen bleiben vnd zu hertzen nemen, das es die wunderlichen werck Gottes seien, welche er darumb sehen lest, das wir betrachten sollen, wie er allein vnser Gott vnd schepffer sey, wir aber ein armer staub vnd asche, den er durch den Geist seines mundes lebendig gemacht hat vnd jn auch widerumb, wenn er will, kan dahin werffen, als habe er nie gelebet. Darumb wir alle schuldig sind, jm alleine lob, ehre vnd preis nachzusagen nu vnd jnn ewigkeit. Amen.

Gedruckt zu Wittenberg durch Hans Lufft.“

Daß Moiban den Oelser Bericht durch Mitteilungen gerade aus der Schweidnitzer Gegend ergänzte, hängt mit den nahen persönlichen Beziehungen zusammen, die ihn durch seine Ehefrau Anna Boncke mit der Fürstentumshauptstadt verbanden. Aus diesen Beziehungen erklärt sich wohl auch das besondere Bemühen Moibans, der Reformation in Schweidnitz zum Durchbruch zu verhelfen. Er war im Jahre 1530 daran beteiligt, daß der Magister Ambrosius Berndt aus Jüterbog zum Pfarrer von Schweidnitz berufen wurde. Berndt war ihm vom gemeinsamen Studium in Wittenberg her bekannt; er hatte auch einige Zeit als Lehrer am Elisabethan gewirkt und danach für weitere Studien in Wittenberg ein Stipendium der Stadt Breslau erhalten ⁷⁰⁾. Luther hielt ihn für den schwierigen Posten nicht für geeignet, und in der Tat vermochte er sich in Schweidnitz nicht durchzusetzen. Erst 1544 kam die Reformation hier zum Siege ⁷¹⁾.

Die Schweidnitzer Chronisten des 16. Jahrhunderts gehen natürlich an den ungewöhnlichen Ereignissen, die sich im Sommer 1535 in Oels und

⁷⁰⁾ Bauch, Breslauer Schulwesen, S. 59–60, 99, 382–383.

⁷¹⁾ Enders, Luthers Briefwechsel, Bd. 8, S. 330. — Luther, Briefwechsel Bd. 5, Weimar 1934, S. 695–696. Konrad, Moiban, S. 35–36. — K. Engelbert, Anfänge der lutherischen Bewegung, V. Teil. In: Archiv für schles. Kirchengeschichte Bd. 22, Hildesheim 1964, S. 178–179.

Schmellwitz zugetragen hatten, nicht achtlos vorüber. Hieronymus Thommendorff (1504–1573) gibt von den Vorgängen im nahen Schmellwitz folgenden kurzen Bericht: „A. 1535 dominica ante Margerethe (11. Juli) ist eyn gros wetter gwest circa horam XII. sub missa vnd hoth czw Schmelwicz yn der kirchen 2 person yrschlagen, auch seinth dy leutte also gwest yrschragken, das mhan syhe hoth mussen kühlen vnd aus der kirchen furhen, vnd hoth sunste den leutten dy kleyder vorsengt vnd dy schuhe wegk gesatten (gesotten), wihe mhan syhe gbruhet hett. Was aber das bdeut, ist got verborgen“ ⁷²). Thommendorff gibt als Zeit des Unglücks die 12. Stunde an, er rechnet noch nach der ganzen Uhr ⁷³). An Moibans Angabe, daß der Gottesdienst „des morgens frue“, also um 6 Uhr, stattgefunden hat, ist jedenfalls nicht zu zweifeln. Dem Empfinden dieser Übergangsepoche entspricht es, wenn Thommendorff die Gemeinde sich zur missa versammeln läßt, während der Reformator von Predigt redet.

Einen ergänzenden Bericht über Oels liefert uns der Schweidnitzer Chronist Michael Steinberg: „1535 yst zcu Oelse, vyer meyl wegges von Breslaw gelegen, ym anfang septembris eyn stundt yn dy nacht geheling (jählings) eyn solcher sturmwyndt angefallen, dass her bysz yn 60 heuser hot auffdeckt alss man es mit eynem besen habe abgeret, acht personen erschlagen und ym windt verdorben, vyel gybel hienyder geworffen, auch eynen leren wagen auff eyn haus und tach gewehet, daß dy hyndrn redern yn dem tachwerk und latten gehangen, mit den foerden rade herab vom haus gehangen synt. Dyss hot man also zcum wunder etliche tage lassen hangen biss zcu des fursten zukunft“ ⁷⁴). Die Abweichungen von Knorrs Darstellung erklären sich damit, daß Steinberg einem anderen Gewährsmann folgte, Sebastian Franck von Wörth (1499–1542), der die Kunde vom „Sturmwind in der Schlesy“ in sein „Germaniae Chronicon“ von 1538 aufgenommen hatte ⁷⁵). Noch zu Beginn des 17. Jahrhunderts bewies die ausführliche Darstellung der Oelser Ereignisse im dritten Bande von Nikolaus Pöls „Jahrbüchern der Stadt Breslau“, daß sie in Schlesien nicht vergessen waren ⁷⁶).

Am lebendigsten blieb die Erinnerung an den 1. September 1535 in der Stadt Oels selbst. Er bildete für die Oelser eine Art Zeitmarke. Johannes Sinapius, der eifrige Historiker der Stadt und des Fürstentums, kann

⁷²) Schimmelpfennig und Schönborn, Schweidnitzer Chronisten des XVI. Jahrhunderts. *Scriptores rerum Silesiacarum* Bd. 11, Breslau 1878, S. 20.

⁷³) Die Umstellung der Schweidnitzer Turmuhren auf die halbe Uhr erfolgte im Oktober 1593. *Scriptores* Bd. 11, S. 95.

⁷⁴) *Scriptores* Bd. 11, S. 139.

⁷⁵) Ebenda Anm. 10. — Über die sonstige Abhängigkeit Michael Steinbergs von der Geschichtsschreibung Sebastian Francks vgl. das Vorwort des Herausgebers, S. 119–120.

⁷⁶) *Scriptores* Bd. 11, S. 139, Anm. 10.

z. B. an die Mitteilung, daß Balthasar Wiedemann, der Kanzler Herzog Johanns, 1535 in Münsterberg geboren wurde, die Bemerkung knüpfen: „ist eben das Jahr, da zur Oels das grosse Gewitter gewesen“⁷⁷⁾. Immer wieder forderten ähnliche, wenn auch zum Glück geringere Katastrophen zum Vergleich heraus. Im Jahre 1664 war wieder einmal eine Renovation des Rathauses fällig. Da besann man sich natürlich darauf, daß die letzte große Instandsetzung 1536, im Jahr „nach dem grossen Gewitter“, stattgefunden hatte⁷⁸⁾.

Über solche gelegentlichen Erinnerungen hinaus war der 1. September alljährlich in Oels sozusagen ein offizieller Gedenk- und Gelöbnstag. An ihm wurde ein auf Knorrs und Moibans Vorarbeit beruhender Bericht in der Kirche verlesen. Als die altertümliche Erzählung den Hörern nach hundertzwanzig Jahren allmählich zu phantastisch erschien, ordnete Herzog Sylvius, der erste Fürst aus dem Hause Württemberg-Oels, im Jahre 1657 eine Neufassung an. „Den 18. Aug. anni ejusd.“, erzählt Sinapius, „wurde auff gnädigste Verordnung Hertzog Sylvii, von Dero Fürstl.Räthen das zur Oels d. Aegidii 1535 beschehene grausame und fast unerhörte Wetter in bessere Ordnung gebracht, gedruckt und künfftig jährlich auff den Tag Aegidil in hiesiger Kirchen abzulesen decretirt, wie denn auch den 1. Sept. drauff beym Früh Gebeth erfolget“⁷⁹⁾. Diese bereinigte Fassung von 1657 liegt der Darstellung zugrunde, die Sinapius selbst in dem Kapitel „Von allerhand merckwürdigen Begebenheiten, welche sich in Oelße zugetragen“ von dem Ereignis liefert⁸⁰⁾. Sie nimmt darin die erste Stelle ein und bleibt auch in der zeitbedingten Abschwächung eine „Wunderbarliche geschicht“.

Dr. Gotthard Münch

⁷⁷⁾ Sinapius, Olsnographia, Bd. I, S. 638.

⁷⁸⁾ Olsnographia, Bd. II, S. 275–277, 318.

⁷⁹⁾ Olsnographia, Bd. II, S. 361. Hier teilt Sinapius auch mit: „Zu Breßlau wird in der Kirche beym reichen Hospital die Historie dieses Gewitters auch jährl. an selbigem Tage abgelesen.“

⁸⁰⁾ Olsnographia, Bd. II, S. 314–318. Der Vergleich ist aufschlußreich dafür, was von der „Wunderbarlichen Geschicht“ von 1536 am Beginn des Jahrhunderts der Aufklärung noch übrig geblieben war. Sinapius berichtet: „A. 1535, den 1. Sept. am Tage Aegidii, als sich Tag und Nacht voneinander scheiden wolten, erschrockte die Stadt Oelße ein unerhörtes Ungewitter, dessen Beschreibung den 1. Sept. jährlich auff gnädigste Verordnung in der Fürstl. Schloß- und Pfarr-Kirchen zur Oelße abgelesen zu werden pfliget. Erstlich führte der Sturmwind einen Holtz-Wagen, wie oder woher kan niemand wissen, in der Lufft auff den Marckt, jagte ihn etliche mahl auff schnellste umbs Rath-Haus, machte nachmahls ein Rädlein, führte den Wagen vor eines Rathsherrn Thur, Nahmens Gregorius Rüdell, riß ein Rad davon und ließ ihn also umbgestürztet liegen. Hierauf zerschmetterte der Sturm die Brunnswengel, riß die Dächer und Böden ein und deckte biß 60 starcke gemauerte Giebel von den Häusern gantz ab. Man observirte, daß es mit unter Feuer von vielen vermischten Farben geregnet, dahero jedermänniglich vermeinet, Oelße würde wie Sodoma und Gomorraha erbärmlich untergehen müssen, doch fiel ein schwerer Regen, welcher das Feuer wieder dämpfte. Einem armen Tuchmacher mit Nahmen Matthaeus Kühne führte es aus der Kammer ohngefehr bey 20 Stein Wolle biß auff anderthalb Meilweges von der Stadt hinweg. Des Landes-Hauptmanns Bernhards von Bohrau, Keßel genannt, zugehörigen Knecht, den eben der Herr in währenddem Ungewitter vom Schloße in die Stadt nach Lichten geschickt, ergriff der Sturm auff

der Gassen und warff ihn über die Häuser zur Stadt hinaus, jedoch ohne einige Verletzung des Leibes, ausser daß er sich anfangs nicht wohl versonnen, auch die Zeit seines Lebens nicht wohl gehöret hat. Überdieß riß der Sturm dem Stadt-Rath alle Maltz-Häuser ein, hob ein auff der Breßlauischen Gassen zwischen andern Häusern gelegenes ganzes Haus ein gut Theil auff die Gasse herfür, führte einen Wagen auff eines Juden Namens Elias Haus und warff hingegen etliche Juden mit Weib und Kindern aus ihren Schlaf-Gemächern, sambt den Betten über die Dächer auff die Gaßen. Die Druckerey, worinnen die Juden das Alte Testament sambt der Auslegung Hebräisch druckten, riß das Wetter sambt dem Gemach, welches sie mit gedruckten Exemplarien bereits erfüllet hatten, gänzlich ein. Die Exemplarien flogen alle über die Häuser in das weite Feld und blieben die Bogen hin und her rings umb die Stadt an den Zäunen und Bäumen und weiter eine gute Meilweges und darüber von der Stadt in den Hayden und Wäldern hangen. Ja, was noch mehr zu verwundern, so fand man in dem Knopfe, welchen der Wind von dem Thurm der Judenkirche, im Seidenbeutel stehende (— der Seitenbündel ist die spätere Wendestraße im Nordwestteil der Stadt —) warff, solcher Bogen die Menge und also voll, daß auch nicht ein einiger mehr darinnen Raum hatte. Jedoch konte von allen solchen Bogen kein gantz Exemplar zusammen gebracht werden. Bey Anfang solches Wetters sperrten, wie bey ihnen gebräuchlich, die Juden ihre Thüren und Fenster an den Häusern und sonderlich ihre Synagoge mit aller Solennität auff, in gewisser Zuversicht, es wäre nun die Stunde vorhanden, daß ihr Messias, sie zu erlösen, kommen würde. Als aber der Sturmwind ihre Häuser und Synagoge zerriß, vergaßen sie ihres Messiae und liessen sich ausdrücklich hören: Wenn ihr Messias nicht anders denn also kommen wolte, solte er nur aussenbleiben, sie begehrten seiner auff solche Weise nicht zu erwarten. Auff dem Schlosse erzeugte sich solch Ungewitter auch wunderbarlich. Am Rathhause geschah grosser Schaden, sonderlich ward ein starker und mit eisernen Anckern wohlverwarhter alter Giebel eingeworffen, welcher 5 Personen in den Häusern, so an das Rathhaus gebauet gewesen, erquetschte. In der Raths-Stube fand man den Tisch dergestalt zugerichtet, als wenn derselbe mit eines grausamen wilden Thieres Klauen zerkrählet; nicht minder sahe man die Säule, so mitten im Rathhause zu Unterstützung der Rüspen gesetzt, mit solchen sichtbaren Klauens- Zeichen, also daß man sie mit Bretern verkleiden muste. Die Kirche zum H. Leichnam empfand gleichfalls Schaden. Über dieses alles hörte man in der Luft eine Stimme, so dreymal diese Worte brauchte: Soll ich? Soll ich? Soll ich? Drauff wiederumb eine Stimme dreymal geantwortet: Laß es bleiben, laß es bleiben, laß es bleiben. Daraus zu schlüßen, daß der böse Feind die ganze Stadt in Grund gerne verderbet hätte, aber es hat in seiner Macht nicht gestanden.“

Johann Georg II. Markgraf von Brandenburg Herzog von Jägerndorf 1577–1624

1. Teil

Der Straßburger Bistumsadministrator

Als die Reformation in Deutschland Eingang fand, begann auch Schlesien in den konfessionspolitischen Auseinandersetzungen des Reiches eine Rolle zu spielen. Schon 1536 hatten Johann Friedrich von Sachsen und Philipp von Hessen versucht, den evangelisch gesinnten Rat der Hauptstadt Breslau für die Sache des Schmalkaldener Bundes zu gewinnen, und luden ihn ein, „2 verständige Personen“ zu Verhandlungen nach Schmalkalden zu entsenden. Damals antworteten die Breslauer noch ablehnend mit der Begründung, sie könnten sich ohne Fühlungnahme mit ihrem Landesherrn, König Ferdinand von Österreich, nicht an fremde Fürsten wenden.

Bald jedoch änderte sich die Haltung der Schlesier, als sich nämlich 1541 eine Bedrohung des Landes durch die Türken abzeichnete, und eine umfangreiche Korrespondenz zeigt auf der einen Seite die größtenteils dem Schmalkaldener Bund angehörenden Herzöge Johann Friedrich und Moritz von Sachsen, Landgraf Philipp von Hessen, Joachim II. von Brandenburg und Johann von Küstrin, auf der anderen Seite den Breslauer Rat und die schlesischen Fürsten und Stände, bei denen es schlesischerseits um Hilfeleistung gegen die Türken ging. Es kann nicht wundernehmen, daß seitens der Schmalkaldener konfessionelle Bedingungen gestellt wurden, so daß sich schon damals die Zugehörigkeit der schlesischen Fürsten zur evangelischen Glaubens- und Interessengemeinschaft im Reich anbahnte. Unter den von den Sachsen gestellten Gegenforderungen befand sich auch die Hilfeleistung für die Schmalkaldener im Falle eines Religionskrieges. Als am 9. Oktober 1541 die Vertreter der schlesischen Stände, der Kanzler des Fürstentums Liegnitz Wolf Bock von Hermsdorf und der Breslauer Syndikus Dr. jur. Wipert Schwab von Buchen der Einladung des Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg zur Teilnahme an der Naumburger Versammlung der evang. Reichsfürsten folgten, enthielt ihre Instruktion das Anerbieten, ihre Truppen im nächsten Türkenkrieg dem obersten Feldhauptmann des Reiches zu unterstellen, die Erlaubnis, Verbindungen mit den evang. Reichsfürsten einzugehen und das Versprechen, für den Fall von deren Hilfeleistung gegen die Türken sie gegen die Anhänger des alten Glaubens zu unterstützen. Diese Zusagen mußten aber bei folgerichtiger Durchführung das schlesische Untertanenverhältnis zum habsburgischen König beeinträchtigen, und wenn die Reichsfürsten in ihrer Antwort mit Genugtuung das religiös-politische

Einverständnis mit den Schlesiern feststellten, so deutet dies auf eine Entwicklung hin, die ihren Höhepunkt in der Teilnahme der Schlesier auf Seiten der evangelischen Partei im Böhmischem Aufstand fand. Als 1549 Kaiser Ferdinand I. über die Schlesier ein Strafgericht verhängte, befanden sich unter den Anklagepunkten auch die schlesischen Versprechen in Naumburg ¹⁾).

Seit dem 15. Jahrhundert standen die schlesischen Fürstenhäuser Liegnitz-Brieg durch Heiraten brandenburgischer Frauen mit dem Hause Brandenburg in naher verwandtschaftlicher Beziehung, und in der Folgezeit gestaltete sich die Verbindung der beiderseitigen Fürstengeschlechter noch enger. Herzog Friedrich II. von Liegnitz-Brieg-Wohlau heiratete Sophie, eine Prinzessin aus der fränkischen Linie. Die gleichnamige Tochter Friedrichs II. wurde die Gemahlin des Kurprinzen Johann Georg I. von Brandenburg, und umgekehrt heiratete Barbara, die älteste Tochter von Kurfürst Joachim II., den Sohn Friedrichs II., Georg II. von Brieg. Bei diesen engen Beziehungen ergab es sich, daß die beiden Fürstengeschlechter in die Erbverbrüderung von 1537 traten. Doch ist wichtig festzustellen, daß der Krone Böhmen die Lehnsheheit über sämtliche schlesischen Gebiete für den Fall des Übergangs an Brandenburg ausdrücklich gewahrt blieb ²⁾).

Es ist hier nicht der Ort, auf die Streitigkeiten einzugehen, die sich daraus entwickelten, daß König Ferdinand I. den Erbvertrag nicht anerkannte, nachdem König Ludwig von Ungarn das freie Verfügungsrecht der Schlesier genehmigt und auch Ferdinand selbst es wenigstens allgemein bestätigt hatte. Daß Herzog Friedrich II. gegen alle Anfechtung der Habsburger an dem Erbvertrag festhielt, erklärt sich aus seiner entschiedenen Hingabe an die Reformation, die er mit Hilfe des Kurhauses Brandenburg zu sichern gedachte ³⁾). Was Kurbrandenburg betrifft, so tat es mit dem Erbvertrag nur das, was für das Haus Habsburg zu dem Sprichwort geworden ist: „Bella gerant alii! Tu, felix Austria, nube!“ Es bemühte sich, durch Geltendmachung von Erbensprüchen sein Territorium zu erweitern.

16 Jahre, bevor der umstrittene Erbvertrag geschlossen wurde, wurde der Grund zum Streit zwischen Brandenburg und Österreich um das schlesische Herzogtum Jägerndorf gelegt. Im Jahre 1521 kaufte Georg der Fromme von Brandenburg-Ansbach, der als Neffe des Königs Wladislaw II. von Böhmen in diesem Lande die vormundschaftliche Regierung führte, von Georg von Schellenberg das Fürstentum Jägerndorf

¹⁾ Zeitschr. d. Ver. f. Gesch. u. Alt. Schlesiens. S. 349–353.

²⁾ Fix S. 55.

³⁾ a. a. O. S. 56.

und die Herrschaft Freudenthal. Ein Erbvertrag, den er in demselben Jahre mit Herzog Johann von Oppeln abschloß, brachte ihm den Anspruch auf die Fürstentümer Oppeln und Ratibor und die Herrschaft Oderberg ein. Obgleich König Ferdinand auch diesen Vertrag nicht anerkennen wollte, ließ er dem Fürsten für die Abtretung seiner Rechte 180 000 Gulden zusichern und verpfändete ihm bis zur Zahlung Oppeln, Ratibor und die Herrschaft Beuthen. Georgs Sohne Georg Friedrich kündigte Ferdinand 1552 die Pfandschaft in Oppeln und Ratibor, und 1558 wurde auf Betreiben der kath. Geistlichkeit, die den protestantischen Fürsten höchst ungerne sah, die Pfandsumme abgetragen, so daß sich Georg Friedrichs Besitz nunmehr auf Jägerndorf, Oderberg und Beuthen beschränkte ⁴⁾. Da er kinderlos blieb, kam es 1598 zu dem Geraer Hausvertrag mit dem Kurhause Brandenburg, worin er u. a. die bereits früher ausgesprochene Schenkung des schlesischen Gebietes an den Kurfürsten Joachim Friedrich bestätigte und dessen Entschluß billigte, es seinem zweiten, gleichnamigen Sohne zuzuwenden ⁵⁾.

Johann Georg, der spätere Straßburger Administrator, wurde am 16. Dezember 1577 als 2. Sohn von Joachim Friedrich, dem damaligen Administrator von Magdeburg, in der Burg zu Wolmirstedt, der Residenz des Bistumsverwesers, geboren. Mit seinem älteren Bruder Johann Sigismund, dem späteren Kurfürsten, genoß er eine ausgezeichnete Erziehung. Er begleitete 1588 seinen Vater nach Franken, von wo aus beide zur Fortsetzung ihrer Studien nach Straßburg geschickt wurden. Hier wurde er bald in den höchsten Kreisen der Stadt bekannt, woraus man schließen kann, daß der junge, von Tatendrang erfüllte und in protestantischer Tradition erzogene Fürst aktiven Anteil an den Geschicken der Reichsstadt nahm, die unter den evang. Reichsständen eine führende Rolle spielte, wo aber auch der westliche Drang nach der Rheinlinie und die mit ihm verbundene Gegenreformation spürbar waren ⁶⁾.

Die Stadt Straßburg hatte sich schon 1262 durch ihren Sieg über Bischof Walter von Geroldseck von der bischöflichen Herrschaft befreit und sich allmählich zur freien Stadt entwickelt. Schon 1524 führte sie die Reformation ein, wurde bald die einflußreichste aller deutschen Städte und gewann unter Jakob Sturm eine führende Stellung unter den evang. Reichsständen. Das Straßburger Münster wurde ein evang. Gotteshaus, und nur noch geringe Reste des Katholizismus konnten sich in der Stadt halten. Im Bistum Straßburg, dessen Domstift als das edelste der rheinischen Stifter galt, hatte es das mit angesehenen Mitgliedern

⁴⁾ a. a. O. S. 61/62.

⁵⁾ a. a. O. S. 62.

⁶⁾ Brockhaus. 2. Sect. 20. T. S. 430–31.

des deutschen Adels besetzte Domkapitel verstanden, sich gegenüber dem Bischof eine unabhängige Stellung zu verschaffen, und es beanspruchte gegenüber diesem sogar die Reichsunmittelbarkeit. Seit 1525 saßen im Domkapitel Protestanten, die allmählich die Mehrheit erlangten, und sie sowohl wie die Straßburger Bürgerschaft waren seit 1568, dem Tode des Bischofs Erasmus von Limburg, bedacht, auf den Bischofsstuhl einen Anhänger der Reformation zu setzen. Eine auf Betreiben der Kurie entsandte Abordnung der vorderösterreichischen Regierung sowohl wie eine kaiserliche Kommission setzten sich jedoch für einen Anhänger des alten Glaubens ein, und tatsächlich gewannen sie die Mehrheit der Domherren, 1569 den katholischen Grafen Johann von Manderscheid-Blankenheim zum Bischof zu wählen. Doch lag er von Anfang an mit der Stadt in Streit ⁷⁾.

1585 erreichte die Reformation im Elsaß ihre größte Ausdehnung und umfaßte ein reichliches Drittel der rund 1000 Gemeinden. Ihr Haupt war die Stadt Straßburg, die von der Gegenreformation die „Schlammgrube aller Abtrünnigen“ genannt wurde. Manderscheid begünstigte die Jesuiten, die im Elsaß eine eifrige Tätigkeit entfalteten, und da Straßburg ihre Aufnahme verweigerte, richtete er ihnen 1571 in Zabern eine Schule und 1580 in Molsheim ein Kolleg ein. Sie sollten ein Gegengewicht zu dem weitbekannten Straßburger Gymnasium bilden, von wo aus nach den Worten des Petrus Canisius „über 1000 Studenten ihre Pestilenz in Frankreich und Deutschland ausgebreitet“ hatten ⁸⁾.

Auf der Versammlung zu Rothenburg ob der Tauber 1584, wo auf kaiserliche Einladung die Kurfürsten von Mainz und Trier und Erzherzog Ferdinand von Tirol als katholische Vertreter und die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg und Herzog Ludwig von Württemberg als protestantische Vertreter mit den kaiserlichen Kommissaren über eine gütliche Beilegung der Kölner Wirren berieten, wurde die Straßburger Frage in weitere Kreise getragen und aktivierte die evangelischen Reichsfürsten, denen die Verhältnisse des Straßburger Domkapitels schon wegen seiner Bedeutung als Versorgungsquelle für nachgeborene Söhne von Reichsständen nicht gleichgültig sein konnten ⁹⁾.

Da von den Straßburger Domherren 10 zugleich Mitglieder des Kölner Domstifts waren, konnte es nicht ausbleiben, daß die Kölner Wirren, die ebenfalls aus den Bestrebungen um die Protestantisierung des Bischofsstuhls entstanden waren, auf Straßburg übergriffen, da dessen Domkapitel auch der Kölner Erzbischof Gebhard Truchseß von Waldburg, seit 1574 als Domdechant, und 3 zu seiner Partei gehörende Köl-

⁷⁾ Gförer S. 5, 10. Ziegler S. 6, 9.

⁸⁾ Adam S. 10, 11.

⁹⁾ Meister S. 65–72.

ner Domherren angehörten. Diese drei zogen sich 1584 auf die Straßburger Pfründen zurück, so daß das Domkapitel schließlich aus 14 Lutheranern und 7 Katholiken bestand. Nach der päpstlichen Amtsentsetzung der vier in Köln behaupteten aber die katholischen Kapitularen in Straßburg, daß diese auch für Straßburg gelte, wählten einen neuen Domdechanten und schlossen die anderen Gebannten vom Kapitel aus. Auch der Bischof wünschte die Entfernung der vom Papst in Köln Abgesetzten aus seinem Domkapitel und veranlaßte den Papst, auf den Kaiserhof einen Druck auszuüben und durch kaiserliche Maßnahmen seine Gegner einzuschüchtern ¹⁰⁾.

Die kaiserlichen Ermahnungen kamen jedoch zu spät. Die protestantischen Domherren erkannten die Absetzung Gebhards als Domdekan nicht an und fühlten sich verpflichtet, durch Übernahme der Domdekanei die Rechte der Abgesetzten zu wahren. Inzwischen hatten die Gebannten auch im städtischen Magistrat und im Straßburger evangelischen Kirchenkonvent, die schon lange nach einem evangelischen Bischof verlangten, einen Rückhalt gefunden. Als die katholische Minderheit des Domstifts mittels eines vorgetäuschten Mehrheitsbeschlusses und unter Mißachtung der geltenden Bestimmungen die vier Domherren ihrer Pfründen für verlustig erklärte, griffen die evangelischen Domherren, unter denen sich auch der später als protestantischer Heerführer bekannte Domkapitular Ernst von Mansfeld befand, Bruder der Gemahlin Gebhards, Agnes von Mansfeld, zur Gewalt, bemächtigten sich des sogenannten Bruderhofs, eines großen Gebäudekomplexes neben dem Münster, in dem sich die Domdekanei befand, und nahmen ihn zu ihrer Residenz, während sich die katholische Minderheit nach der Stadt Zabern zurückzog, wo bereits der Bischof Hof hielt ¹¹⁾.

Um möglichst viele evangelische Reichsfürsten für ihre Interessen zu gewinnen, beauftragten die Bruderhöfischen 1586 zwei ihrer Mitglieder, Ernst von Mansfeld und Hermann Adolf von Solms, mit einer großen Werbereise durch das Reich. Eine ihrer wichtigsten Aufgaben war, junge Söhne evangelischer Fürsten für das evangelische Kapitel zu gewinnen und sie so mit ihren Interessen zu verbinden. Der Erfolg zeigte sich bald u. a. darin, daß Administrator Joachim Friedrich seinen zwei ältesten Söhnen den Eintritt ins Straßburger Kapitel erlaubte und selbst die Seele von dessen Politik wurde ¹²⁾.

Der Teilnehmerkreis des Konfliktes weitete sich aus, als König Heinrich von Navarra im Januar 1587 die deutschen evangelischen Reichsstände um Hilfe anging, und er stieß dort auf fruchtbaren Boden. Denn auch in Deutschland gab es weitsichtige protestantische Politiker, die

¹⁰⁾ ADB Bd. 8. S. 468, Larousse S. 1127, Meister S. 23.

¹¹⁾ Gförer S. 10, Meister S. 11, 82/83, Ziegler S. 9, 10.

¹²⁾ Meister S. 82/83, 183, 190/91.

nicht von den Satzungen eines bestimmten Dogmas gefesselt waren, bei ihren Bestrebungen die europäische Lage in Betracht zogen und in einer unabhängigen französischen Krone die Bedingung für die religiöse und politische Freiheit des übrigen Europa und insbesondere der deutschen Staaten und Stände erblickten. Die Lage war für Heinrich sowohl wie für die europäischen Freiheiten bedrohlich. Denn während Heinrichs außenpolitischer Leitgedanke die religiöse Toleranz und das europäische Gleichgewicht war, waren Papst Gregor XIV. und Philipp II. von Spanien entschlossen, in Frankreich das alte kirchliche System im Sinne der päpstlichen universalen Machtvollkommenheit wiederherzustellen. Das religiöse Bekenntnis war der Leitsatz der europäischen Politik geworden, und bei dem Übereinandergreifen der religiösen Interessen mußten die deutschen evangelischen Fürsten, wenn sie nicht ihren eigenen Bestand gefährden wollten, die konfessionsverwandten Fürsten im Ausland unterstützen, was unter den katholischen Fürsten auf Grund des kirchlichen Universalismus selbstverständlich war¹³⁾. „Wir alle, die wir uns hier mit Politik befassen, wissen wohl, daß es sich nicht nur um den Krieg in Navarra und Eure Kirchen, sondern auch um uns und unsere Kirchen handelt. Ihr seid fürs erste, wir fürs zweite Treffen bestimmt“, schrieb man vom Hofe Johann Kasimirs von Kurpfalz nach Frankreich. Aus dieser Erkenntnis ergab sich die Notwendigkeit eines Zusammenschlusses der evangelischen Reichsstände und einer europäischen Koalition der evangelischen Staaten zur Wahrung der gemeinsamen Interessen gegenüber Rom und Habsburg. Diese Anschauungen erfüllten Johann Kasimir, und er war entschlossen, alles nur Mögliche zu ihrer Verwirklichung zu tun¹⁴⁾. Daher verpflichtete er sich vertraglich, dem französischen König ein Hilfskorps von deutschen und schweizerischen Söldnern zu stellen, und ungeachtet der Zurückhaltung seiner protestantischen Mitstände marschierten das mit Hilfe englischer und dänischer Gelder aufgestellte Korps unter dem kurpfälzischen Marschall Fabian von Dohna und die Schweizer unter Clervant im Herbst im Elsaß ein, um Heinrich von Navarra die Hand zu reichen. Doch wurden die Deutschen bald von den Schweizern im Stich gelassen und im November von den Truppen der französischen Liga fast aufgerieben¹⁵⁾.

Damals erhob auch der Straßburger Dichter Johann Fischart seine Stimme und warnte die deutschen Reichsstände vor den Gefahren, die dem Reiche von dem Papste und der Liga drohten. Er schilderte mit düsteren Farben die Drohung einer spanischen Universalmonarchie, die die Unterdrückung aller Freiheit nach sich ziehen würde. Schon hätten Rom und die Jesuiten so viel Mißtrauen und Feindschaft in

¹³⁾ Ranke, Heinrich IV., S. 52–55.

¹⁴⁾ Droysen S. 358, 362.

¹⁵⁾ Andrieux S. 207, 213, Droysen S. 367/68, Ziegler S. 11–15.

Deutschland gesät, daß das Reich in sich gespalten sei und nunmehr ein Teil die Vorhaben von Papst und Spanien begünstige. Er brandmarkte aber auch den Geiz, die kleinliche Interessenpolitik und den Mangel an christlicher Liebe bei den deutschen Fürsten, die die besten Bundesgenossen der katholischen Liga seien und evangelische Fürsten in deren Dienst trieben. Wenn die Deutschen sich nicht endlich aufrafften, dann werde durch Gottes Strafe ein Glied nach dem anderen dem Reiche entzogen werden! Wie halte dagegen der Papst die Seinen im Zuge, und wie energisch verfochten diese ihre Sache! Fischarts außerhalb der dogmatischen Streitigkeiten der Protestanten stehende Auffassung sah als einen der größten deutschen Feinde den inneren Zwiespalt unter den evangelischen Reichsständen. Diese mit ungeheurem Pathos vorgetragene Gedanken sind ein Erbe der Blütezeit Straßburgs, als man die Versöhnung aller Protestanten in Glauben und Politik betrieb.

Der Konflikt zog noch weitere Kreise, als die katholische Partei im Reich beschloß, dem Straßburger Bischof einen Koadjutor in Gestalt des Kardinals Karl von Lothringen, Bischofs von Metz, beizugeben, der seit 1585 ebenfalls Mitglied des Straßburger Domkapitels war. Jetzt wurde der Straßburger Rat alarmiert, der einer Verbindung mit einem Fürsten abgeneigt sein mußte, dessen Haus der französischen katholischen Partei verpflichtet war ¹⁶⁾. Das auf Ansuchen Manderscheids ergangene kaiserliche Mandat vom 20. Mai 1587, das die Wiederherstellung des Status quo ante binnen 4 Monaten forderte, bewirkte, daß die Bruderhöfischen, die auf die Ablehnung hinarbeiteten, Ernst von Mansfeld wiederum auf Reisen schickten, um die protestantischen Fürsten zu veranlassen, beim Kaiser für die Aufhebung des Mandats einzutreten. Als Anfang 1588 sich lothringische Truppen an der elsässischen Grenze zeigten, entsandte man in Eile Hermann von Solms zu den evangelischen Fürsten, um ihre Unterstützung zu erlangen, und der Kurfürst von Brandenburg versicherte Straßburg der Hilfe Brandenburgs gegen den katholischen Gegner. Auch schrieb er gemeinsam mit Sachsen und Hessen an den Kaiser und schlug im Sinne Straßburgs die Entscheidung durch die Reichsstände vor. Als der Senior der Bruderhöfischen, Graf Georg von Sayn-Wittgenstein, am 16. Juli 1588 starb, gewann Ernst von Mansfeld den Magdeburger Administrator, seinen zweiten Sohn Johann Georg am 23. November 1588 zum evangelischen Domherren ernennen zu lassen, da man sich aus einer Verbindung Straßburgs mit dem Kurhause eine Stärkung des Straßburger Protestantismus versprechen durfte. Gleichzeitig wählten sie den jungen Markgrafen zum Bistumserben, geheim deshalb, weil Bischof Johann noch lebte ¹⁷⁾.

¹⁶⁾ Ziegler S. 11–15.

¹⁷⁾ Gförer S. 46, Meister S. 250–252, 264, 266, 274/75.

Um dem kaiserlichen Mandat zu begegnen, bewirkten die Bruderhöfischen auch, daß im März 1589 18 evangelische Gesandte in der kaiserlichen Residenz zu Prag erschienen. Nachdem es bisher noch keine geschlossene katholische Front gab, machte sich jetzt Herzog Wilhelm von Bayern daran, das katholische Lager zu sammeln, und er wurde die Hauptstütze von Bischof Johann ¹⁸⁾.

Die Ankunft Gebhards Truchseß von Waldburg am 5. August 1589 in Straßburg erregte Opposition auch bei den protestantischen Fürsten, weil sie darin eine Erschwerung der Straßburger Frage erblickten. Obgleich auch der Magdeburger Administrator diese Meinung teilte, entfaltete er eine rührige Tätigkeit gegen die Liga, derem „antichristlichen Blutvergießen“ er zu begegnen wünschte, und als der niedersächsische Kreis für den Notfall eine Kreishilfe zu Gunsten der Bruderhöfischen beschloß, bat Joachim Friedrich im Dezember 1589 um eine vertrauliche Zusammenkunft, um für alle Fälle Truppen aufzustellen in der nicht unbegründeten Befürchtung, daß Lothringen sich mit der Liga vereinigen, die rheinischen Protestanten überfallen und das Straßburger Stift besetzen wolle. Gebhard und Ernst von Mansfeld übernahmen die Leitung der bruderhöfischen Politik und bemühten sich, einem drohenden kaiserlichen Sequester vorzubeugen. Am 26. Juli 1590 besetzten die Bruderhöfischen die Domküsterei und wiesen sie dem Markgrafen zu ¹⁹⁾. Am 15. September und 24. November lehnten in einem Schreiben an den Kaiser die niedersächsischen Stände mit Sachsen und Brandenburg eine Sequestration ab, und im Februar und März 1591 wurden zu Torgau auf Initiative Johann Kasimirs die Grundlagen für ein protestantisches Bündnis gelegt. Am 8. Dezember 1591 errichteten der Domdechant Gebhard Truchseß und im Namen der Stadt der Stettmeister Hugo Sturm ein Schutz- und Trutzbündnis, worin sich die Stadt verpflichtete, nur einen von der protestantischen Mehrheit gewählten Bischof anzuerkennen. Der Kaiser aber verfügte die Sequestration und bestellte Erzherzog Ferdinand zum kaiserlichen Kommissar. Als am 2. Mai 1592 unerwartet der Bischof starb, entflammte bei der nun erfolgenden Doppelwahl der Kampf der beiden Prätendenten um das Bistum ²⁰⁾.

Die Domherren waren auch diesmal wegen des Wahlkandidaten und des Wahlorts in zwei Parteien gespalten. Während die Katholiken die Wahl in Zabern vornehmen wollten, beriefen sich die Protestanten auf Herkommen und Verträge, wonach die Wahl in Straßburg selbst stattfinden habe, und Domprobst Herzog Karl von Braunschweig setzte die Katholiken davon in Kenntnis, die aber der Wahl fernblieben ²¹⁾. Un-

¹⁸⁾ Meister S. 312/13, 319/20.

¹⁹⁾ a. a. O. S. 330, 350/51, 370/71.

²⁰⁾ Meister S. 373/74, 388/89, 408, Reuss S. 6/7.

²¹⁾ Großes vollst. Univ.-Lex. Bd. 40. Sp. 698.

geachtet dessen wählten („postulierten“) die Protestanten am 30. Mai 1592 den 15jährigen Markgrafen Johann Georg, wie es in der „Relatio belli alsatici“ heißt, im Münster „von wegen beywohnenden hohen verstandts, wahrer gottesfurcht, uffrechtem teutschem gemütes, und allen fürstlichen tugenden einem wolbetagten herrn zu vergleichen“ zum Administrator des Bistums. Den Titel „Administrator“ gaben nach der Reformation die Domkapitel den protestantischen Inhabern des Bischofsitzes, um sich gegen den „geistlichen Vorbehalt“ von 1555 abzusichern, daß nämlich den geistlichen Fürsten das Bekenntnis nicht freigestellt, sondern das römisch-katholische vorbehalten wurde, so daß jeder geistliche Fürst, „der von der alten Religion abtreten würde“, sein Bistum sofort zu verlassen hatte, worauf das Kapitel mit den anderen Wahlberechtigten „zugelassen sein sollte, eine der alten Religion verwandte Person zu wählen“²²⁾. Nachdem der Prinz die Wahl angenommen hatte, wurde er mit den üblichen Zeremonien investiert, öffentlich im Münster ausgerufen und mit Freuden in den bischöflichen Hof begleitet, wo er nach allgemeinem Brauch von der Stadt beglückwünscht wurde. Danach leistete er im Bischofssitz dem Magistrat den Eid auf Bestätigung ihrer Privilegien und nahm als Landgraf des Untereisaß die Huldigung der städtischen Vertreter entgegen. Die zwischen Domkapitel und Administrator abgeschlossene Kapitulation bestimmte u. a., daß er die Stiftsverwaltung erst mit vollendetem 19. Lebensjahr übernehmen sollte²³⁾. So wurde das Haus Brandenburg in eine Angelegenheit verwickelt, die für das ganze Reich von einschneidender Bedeutung war, und der Prinz wurde in den Strudel der konfessionspolitischen Bewegungen im Reich gezogen, denen er bis ans Lebensende verhaftet blieb, und ob er im Reich anerkannt werden sollte oder nicht, gehörte zu den damals das Reich bewegenden Streitfragen²⁴⁾.

Joachim Friedrich stimmte auf Anfrage der Wahl seines Sohnes zu und versprach 300 Reiter zur Besitznahme des Bistums. Seine am 28. Mai 1592 erschienenen Gesandten Balthasar von Schlieben und Johann von Loeben baten ihrerseits die Stadt um Unterstützung der evangelischen Sache, stellten die Hilfe des Administrators, des Kurfürsten und des Markgrafen Georg Friedrich von Ansbach in Aussicht und empfahlen Johann Georg als Inhaber des Bruderhofes ihrem Schutz. Schlieben und der für Loeben eingetretene Johann von Minnigerode blieben in Straßburg und wahrten seine Interessen. Im Bistum wurde die Wahl bekanntgemacht und versprochen, seine Freiheiten in Religions- und Profansachen zu schützen. Die Stadt teilte dem Kaiser gegenüber dem kaiserlichen Mandat, sich jeder Einmischung zu enthalten, mit, daß Johann Georg rechtmäßig zum Bischof gewählt worden sei, und riefen gegen Karl von Lothringen seine Hilfe an.

²²⁾ Droysen S. 12, Großes vollst. Univ.-Lex. Bd. 40. Sp. 698.

²³⁾ Ranke, Zwölf Bücher . . . S. 183, Ziegler S. 35–41.

²⁴⁾ Droysen S. 381.

Dem Rat der Stadt war klar, daß es nicht ohne Streit abgehen würde. Er bewilligte daher gleich nach der Wahl dem Administrator Kriegsvolk, um ihm die Besitzergreifung des Bistums zu ermöglichen, ließ das erste bischöfliche Schloß, Kochersberg, und andere Schlösser besetzen, und am 4. Juni 1592 des Abends rückten 4 Fähnlein Fußvolk, 60 Reiter und 4 Geschütze gegen Zabern, Residenz der katholischen Kapitularen und Schlüssel zum Paß nach Lothringen. Die sich dann entwickelnden Kriegshandlungen sind als der bischöfliche Krieg bekannt geworden²⁵⁾.

Die katholische Partei blieb indes nicht untätig. Sie nahm das Angebot Karls von Lothringen an, mit seinen Söldnern zu Hilfe zu kommen. Die sieben katholischen Mitglieder des Domstifts traten in Zabern unter der Leitung des energischen Grafen von Kriechingen ebenfalls zur Wahl zusammen, und am 10. Juni 1592 wählten sie Karl zum Bischof von Straßburg. Noch 1590 hatten sie seine Wahl zum Koadjutor abgelehnt, da sie Bedenken trugen, für den Straßburger Bischofssitz einen Nachfolger zu designieren, dessen Reichsangehörigkeit unklar war, dessen Zugehörigkeit zu dem mächtigen lothringischen Fürstenhaus Besorgnisse um die Freiheit ihres Kapitels erweckte und die Gefahr mit sich brachte, in die westeuropäischen Kämpfe verwickelt zu werden. Jetzt war die Wahl gut vorbereitet und gesichert, da der Kardinal in Zabern an der Spitze lothringischer Truppen erschien²⁶⁾. Gleich nach seiner Wahl schrieb er an den Straßburger Rat und verlangte, daß ihm die besetzten Schlösser eingeräumt würden. Da aber eine abschlägige Antwort erfolgte, fiel er mit einer Kriegsmacht von 10 000 Mann im Bistum ein, besetzte fast alle Bistumsorte, und bei Molsheim und Andlau kam es zu kleinen Gefechten. Als aber ein lothringischer Trompeter vor Straßburg mit einem Mandat Karls erschien, das die Besetzung des Hochstifts ankündigte, duldete der Magistrat nicht, daß er es an den Stadttore anheftete, sondern verwies zu diesem Zweck an den Galgen²⁷⁾.

Die Straßburger Doppelwahl erregte großes Aufsehen. Die Parteien formierten sich. Baden-Durlach und Brandenburg-Ansbach erklärten sich für Johann Georg und sicherten ihm ihren Beistand zu. Kurfürst Johann Georg, sein Großvater, war zurückhaltender und begnügte sich damit, die Rechte seines Enkels als dem geistlichen Vorbehalt nicht entgegenstehend am kaiserlichen Hofe und andernorts zu verteidigen²⁸⁾. Für das Straßburger Bistumsterritorium stand nun die Frage zur Entscheidung, ob es unveränderter katholischer Besitz sein oder in protestantische Hände übergehen würde. Da das lothringische Haus

²⁵⁾ Ziegler S. 26, 33–36, 40.

²⁶⁾ Droysen S. 381, Ziegler S. 35–41.

²⁷⁾ Droysen S. 382, Großes vollst. Univ.-Lex. Bd. 40. S. 698. Ziegler S. 44–49.

²⁸⁾ Ziegler S. 26, 33/34, 40.

zur Liga gehörte, bestand jetzt die Gefahr, daß diese sich in deutsche Angelegenheiten einmischen könnte²⁹⁾. In der Überzeugung, daß noch mehr getan werden müsse, um die Protestantisierung des Bistums zu sichern, bemühte sich die Stadt im Juni 1592 um die Hilfe Heinrichs IV., den sie in seinem Kampf um den Thron mit Geld unterstützt hatte, und im Juli auch das Domkapitel, was umso nötiger war, als jetzt auch Österreich für die katholische Seite Truppen warb. Auch war der Skeptizismus derjenigen Straßburger berechtigt, die sich von den protestantischen Reichsfürsten nicht viel versprochen. So versagte der streng lutherische Ludwig von Württemberg seine Hilfe, weil die Vorkämpfer des Straßburger Streites, die gebannten Domherren, Reformierte waren, und trotz mehrfachen Ersuchens lehnte er eine Teilnahme ab, weil in der Straßburger Sache der „kalvinistische Irrtum“ mit beteiligt sei³⁰⁾. Die Kurpfalz besaß seit dem Tode von Johann Kasimir (6. 1. 1592) keine Antriebskraft. In Sachsen vollzog sich nach dem Tode Christians I. 1591 der Sieg des orthodoxen Luthertums und die Annäherung des Albertinischen Sachsens an die katholische Partei, und selbst der brandenburgische Kurfürst scheute den Vorwurf, zur Zerrüttung des Reiches beizutragen³¹⁾.

Am 22. Juni begannen die Verhandlungen einer von Erzherzog Ferdinand mit der Bistumssequestration beauftragten Kommission mit den Protestanten. Diese aber erklärten, daß die Sache vor das ganze Reich gehöre, bestritten dem Kaiser das Recht, den Prozeß allein ohne die Reichsstände zu führen, da er entsprechend dem Reichstagsabschied von November 1566 selbst „pars catholicae religionis“ sei und als Partei nicht zugleich Richter sein könne, und Johann Georg lehnte es ab, vor einer Entscheidung seines Vaters Stellung zu nehmen³²⁾. Jetzt wollte der Kardinal das Schwert entscheiden lassen, eroberte die Schlösser Kochersberg und Dachstein sowie den der Stadt Straßburg gehörenden Ort Wasselnheim³³⁾. Die protestantische Sache erhielt aber neuen Auftrieb, als Fürst Christian von Anhalt-Bernburg sich dem Administrator zur Verfügung stellte und den Befehl über die rund 8000 Mann betragende Streitmacht übernahm. Er war als französischer Generalleutnant der Befehlshaber der Truppen, die auf Grund der Torgauer Beschlüsse von Anfang 1591 die deutschen evangelischen Fürsten Heinrich IV. zu Hilfe geschickt hatten, hatte aber am 13. Juli 1592 mit seinen Soldaten wegen Zahlungsunfähigkeit des Königs seinen Abschied genommen. Straßburg und Johann Friedrich waren sogleich bereit, die ihn begleitenden 200 bis 300 Reiter anzuwerben. Der Plan der

²⁹⁾ Reuss S. 4–6.

³⁰⁾ Ziegler S. 42–49.

³¹⁾ Droysen S. 382.

³²⁾ Ziegler S. 44–49.

³³⁾ Großes vollst. Univ.-Lex. Bd. 40. S. 699.

Stadt war, einschließlich 3000 Eidgenossen ein Heer von 10000 Mann Fußvolk und 1200 Reitern aufzustellen, wobei sie über die Mittel der Stadt Ulm unbeschränkt verfügen konnte. Christian v. Anhalt eroberte ungefähr die Hälfte des Bistumsgebietes zurück, und die Voraussetzungen für einen Straßburger Erfolg schienen günstiger denn je, doch wurde er vor Ende 1592 durch kaiserliches Machtgebot am weiteren militärischen Fortschritt gehindert ³⁴).

Inzwischen hatte der Kaiser, der es wegen der Türkengefahr mit den evangelischen Ständen nicht verderben wollte, auf die Sequestration verzichtet, und er bemühte sich jetzt, durch Verhandlungen auf sie einzuwirken, zumal ihm die reichs- und kaisertreue Gesinnung des brandenburgischen Kurfürsten bekannt war. Die Wahl Johann Georgs zu bestätigen, wie es die von den brandenburgischen Fürsten an seinen Hof nach Prag gesandte Abordnung am 20. Juni verlangte, lehnte er aber ab, vielmehr verlangte er, den jungen Administrator zum Verzicht zu veranlassen. Die Mehrheit im oberrheinischen Kreis betrachtete die Wahl Johann Georgs aber als rechtmäßig und bewilligte Straßburg die Kreishilfe ³⁵).

Da die ständigen Vergleichsverhandlungen zu keinem Erfolg führten, entschloß sich Rudolf II., die kaiserliche Macht geltend zu machen. Am 16. November 1592 erschien ein mit den kaiserlichen Emblemen und vergoldetem Stabe versehener Herold in Straßburg, der auf dem Markte einen kaiserlichen Befehl verlas, kraft dessen der Rat und das Domkapitel aufgefordert wurden, die Waffen niederzulegen und ihre Sache vor den Richtern auszumachen. Dasselbe geschah beim Kardinal. Ohne Rücksicht darauf versuchte dieser im Januar 1593, die Reichsstadt Schlettstadt zu überrumpeln, bis schließlich die kaiserlichen Gesandten, vor allem Gallus Popelius von Lobkowitz, mit ihren Vergleichsbemühungen durchdrangen und es am 27. Februar 1593 zu einem Waffenstillstand kam, während dessen der Besitz des Straßburger Stifts beiden Parteien geteilt verblieb. Ihren Streit sollte eine paritätische „Hauptkommission“ von 6 Reichsfürsten schlichten: Der Kurfürst von Mainz, der Bischof von Würzburg und Erzherzog Ferdinand von Österreich als katholische, Landgraf Ludwig von Hessen, Pfalzgraf Philipp Ludwig von Pfalz-Neuburg und der kursächsische Administrator Friedrich Wilhelm als evangelische Mitglieder. Sobald sich die Hauptkommission wegen der Einkünfte geeinigt habe, sollten sie die in ihrem Besitz befindlichen Stiftsgebiete der Kommission übergeben, die dann die Sequestration übernehmen sollte ³⁶). Nach hartnäckigen Verhand-

³⁴) Allg. Encykl. S. 430, Droysen S. 382/83, Ziegler S. 59–61, 87/88.

³⁵) Ziegler S. 61–64, 96–99, 104–113.

³⁶) Droysen S. 383, Larousse S. 1127, Großes vollst. Univ.-Lex. Bd. 40. Sp. 699, Reuss S. 127–130.

lungen, bei denen sogar Kurbrandenburg seinen Entschluß zu revidieren drohte, kam es schließlich am 11. März 1593 zu Straßburg zum Friedensschluß. Er bestimmte die Einstellung aller Kriegshandlungen und Teilung der Bistumsgebiete. In den Gebieten, die den beiden Fürsten zufielen, sollten die Untertanen bei freiem Gewissen, im alten Stand, in Freiheit eines jeden Gewissens und unbeschwert, er sei geistlichen oder weltlichen Standes, ungestört bei ihren Privilegien, Rechten und Bräuchen belassen werden. Gegen Stift, Kapitel und die Stadt Straßburg sollte nichts Feindseliges unternommen werden³⁷⁾.

Die Hauptleidtragende des ganzen Streites war die Stadt Straßburg. Die Hauptschuld an ihrem Ruin gab ihr Stadtschreiber Hochfelder den evangelischen Fürsten, die ohne Rücksicht auf Versprechen und übernommene Verpflichtungen rücksichtslos ihre Sonderinteressen verfolgt hatten³⁸⁾. Aber auch die katholische Seite war nicht zufrieden. Herzog Wilhelm v. Bayern verlangte vom Kaiser, Karl als rechtmäßigen Bischof anzuerkennen, und protestierte gegen den Vertrag unter Bezugnahme darauf, daß er schon im Kölner Krieg so schwere Opfer gebracht habe und es unverständlich wäre, wenn er nun diesen Vertrag guthieße. Papst Clemens VII. billigte das Verhalten des Bayern und äußerte: „Jener schmachliche Vertrag öffne den Ketzern den Weg zur Vernichtung der heiligen Religion im ganzen Reich“ und verlangte, „die Kirche vor den gewaltsamen Anmaßungen der Brandenburger zu retten, die ganz Deutschland zu bedrängen wagen würden, wenn man es zulasse, daß sie sich so weit von ihrer Heimat fremden Besitzes bemächtigten. Denn die Macht und die Wut dieses unheilvollen Hauses, das der Kirche schon so große Niederlagen bereitet habe, werde sich noch mehr steigern“³⁹⁾.

Im April 1593 traten die Gesandten der benannten Fürsten zu Speyer zusammen, verschoben jedoch die Verhandlungen auf den Juni. Da man aber zu keiner Einigung gelangen konnte, verglich man sich, alles in der Sache bisher Geschehene und Geschriebene dem Kaiser zur Entscheidung vorzulegen. Im Dezember wollte man in Frankfurt wieder zusammentreffen, und kein Teil sollte befugt sein, bei einer vom Kaiser festgesetzten Strafe in geistlichen oder weltlichen Dingen etwas zu ändern⁴⁰⁾. Es waren nicht nur, wie der Straßburger Stadtschreiber Hochfelder kritisierte, die Sonderinteressen der evangelischen Fürsten, die eine folgerichtige Vertretung der protestantischen Belange im Reich unmöglich machten. Hinzu kam noch die konfessionsideologische Verblendung der Lutheraner, für die der Calvinist der größere Feind war

³⁷⁾ Reuss S. 127–130, Ziegler S. 116.

³⁸⁾ Ziegler S. 113.

³⁹⁾ Droysen S. 384/85.

⁴⁰⁾ Brockhaus, 2. Sect. 20. T. S. 430/31.

als der Papist, und die nicht sahen, daß ihnen, wie es später der Große Kurfürst seinen Lutheranern vor Augen hielt, bei einer Gegnerschaft zum Calvinismus nur die Aussicht des Odysseus blieb, von der streitenden Kirche „als letzte gefressen zu werden“⁴¹⁾. Diese Zerrissenheit des Protestantismus zeigte sich wieder auf dem zum 17. April 1594 ausgeschriebenem Regensburger Reichstag, der für den militanten Katholizismus als wichtigste Aufgabe hatte, den Kampf gegen die Gesamtheit der protestantischen Bistumsinhaber zu führen, nachdem es ihm gelungen war, das Erzstift Köln wieder in katholische Hände zu bringen. Wohl sollte der Reichstag der Abwendung der drohenden Türkengefahr dienen. Für die protestantischen Teilnehmer hätte es aber nahegelegen, die Genehmigung der Türkensteuer beim Kaiser von der Abhilfe aller Beeinträchtigungen auf religiösem Gebiet abhängig zu machen, und Friedrich IV. von der Pfalz unternahm es auch, die Glaubensverwandten in dieser Frage zu einigen. Auf seine Anregung traten nach einer Vorbesprechung in Speyer im März Pfalzgraf Johann von Zweibrücken, Herzog Friedrich von Württemberg, die Markgrafen Georg Friedrich von Brandenburg-Ansbach und Ernst Friedrich von Baden-Durlach und Gesandte des Administrators Joachim Friedrich zu Heilbronn zusammen, doch blieb es bei allgemeinen, unverbindlichen Beschlüssen, da vor allem der lutherische Württemberger nicht geneigt war, die vom Kurpfälzer zusammengestellten Beschwerden auf dem Reichstag vertreten zu helfen.

Die evangelischen Stiftsadministratoren waren zum Reichstag nicht eingeladen, hatten aber Bevollmächtigte entsandt, die jedoch zurückgewiesen wurden, und damit stand die Auslegung des geistlichen Vorbehalts zur Diskussion. Kaiser Rudolf, der der Hilfe beider Parteien bedurfte, ging nun daran, nach beiden Seiten zu verhandeln. Während die Mehrzahl der altgläubigen Fürsten gegen die Zulassung war, weil, wie der neue kölnische Kurfürst Ernst von Bayern erklärte, er nicht in das mindeste einwilligen könne, was dem Augsburger Religionsfrieden zuwider sei, erklärten schließlich die Magdeburger, vorläufig ihren Platz im Fürstenrat nicht einzunehmen, und nun bestanden auch die Gesandten der anderen Administratoren nicht auf ihrem Anspruch⁴²⁾. Das den evangelischen Ständen gegebene Versprechen, ihre Beschwerden auf dem nächsten Reichstag zu untersuchen und abzustellen, hielt der Kaiser nicht ein.

Um zur Proposition betr. Türkenhilfe und zu ihren Religionsbeschwerden eine gemeinsame Stellungnahme zustandezubringen, trafen sich die Evangelischen am 26. Mai und 5. Juni 1594 in der Herberge der Pfälzer. Dort aber wurde der alte Gegensatz zwischen Lutheranern und

⁴¹⁾ Lehmann S. 149 ff.

⁴²⁾ Droysen S. 385–389.

Reformierten, vertreten durch Sachsen und Kurpfalz, von den lutherischen Theologen wieder hochgespielt. Man legte dar, daß die reformierte Lehre „dem Worte Gottes, der Augsbургischen Konfession und deren Apologie nicht gemäß“ sei, und die kursächsischen Hoftheologen D. Aegidius Hunnius und M. David Seleis forderten ihren Kurfürsten auf, „sich von diesem Werk zu separieren“, weil man die Calvinisten nicht „in ihrer gottlosen Lehre“ bestärken dürfe, und weil sich die katholische Seite umso weniger verpflichtet fühlen würde, den Religionsfrieden zu halten, wenn man solche „verworfenen Sekten in die Gemeinschaft der augsburgischen Konfession und des auf sie fundierten Religionsfriedens zöge“. Daher konnte Kursachsen auch nicht der kurpfälzischen Beschwerdeschrift zustimmen, die auf kirchlichem Gebiet die Abschaffung des geistlichen Vorbehalts, evangelische Bekenntnisfreiheit in den katholischen Territorien und Freiheit des Übertritts zur neuen Lehre forderte. Auf politischem Gebiet stellte sie den öffentlichen Rechtszustand als unhaltbar hin, verurteilte das Vorherrschen der Katholiken im Reichskammergericht und das Übergreifen des ganz katholischen Reichshofrats in dessen Zuständigkeiten. Da aber der Uneinigkeit der Evangelischen die geschlossene Haltung der Katholiken gegenüberstand, endete der Reichstag schließlich in einer neuen Niederlage der Protestanten, indem ihre Beschwerden nicht behoben und die evangelischen Administratoren von der Session ferngehalten wurden. Das Gleiche geschah auf dem Speyerer Deputationstag von 1595 und dem Regensburger Reichstag von 1598⁴³⁾.

Joachim Friedrich versuchte weiterhin, der Sache seines Sohnes eine günstige Wendung zu geben, und bei einem Treffen mit den gleichgesinnten Reichsständen zu Heidelberg im Juni 1595 wurde auch Johann Georg als „postulierter Administrator“ des Bistums Straßburg hinzugezogen. Durch Reisen an mehrere Höfe und in die Stadt Straßburg bemühte er sich, die Anhängerschaft seines Sohnes zu erweitern.

Dem Friedensschluß zu Straßburg folgte der Vertrag von Saarbürg vom 20. September 1595 mit ergänzenden Bestimmungen. Auch in diesem ist festgelegt, daß sich beide Fürsten und Untertanen aller „Injurien, Gezänk, Schmähungen und Tätlichkeiten“ enthalten sollen. Alles, was bisher geschehen, „soll sein, als ob es nicht geschehen, und ein Strich dadurch gemacht werden“⁴⁴⁾. Doch die habsburgische Restaurationspolitik blieb folgerichtig. Denn 1598 erhielt der Kardinal vom Kaiser die Erlaubnis, den 1586 geborenen Erzherzog Leopold zu seinem Koadjutor zu machen, und 1599 wurde Karl mit dem Bistum Straßburg belehnt. Der Einspruch der Protestanten beim Kaiser blieb wirkungslos⁴⁵⁾.

⁴³⁾ a. a. O. S. 389–411.

⁴⁴⁾ Reuss S. 138–145.

⁴⁵⁾ The Cambridge Mod. Hist. S. 709, ADB Bd. 18. S. 398, Deutsche Geschichte . . . S. 220, Winter S. 47.

Auch der Reichshofrat entschied zugunsten des Lothringers, und Anfang 1600 verlangte ein verschärftes Hofratsmandat, daß die Bruderkhöfischen bei Strafe der Acht die Güter des Kapitels und die von ihnen bisher bezogenen Einkünfte den katholischen Kapitularen aushändigen sollten ⁴⁶⁾.

Auf dem im Sommer 1600 begonnenen Deputationstag zu Speyer ging es um das reichsmittelbare Kirchengut, welches die evangelischen Reichsstände seit dem Passauer Vertrag 1552 unter Bezugnahme auf das ihnen zugestandene uneingeschränkte Reformationsrecht säkularisiert hatten. Die gegenreformatorischen Tendenzen gingen neuerdings nun dahin, dies auf dem Wege über das mehrheitlich mit Katholiken besetzte Reichskammergericht und den ganz katholischen Wiener Reichshofrat rückgängig zu machen. Um den neuen Gefahren zu begegnen, trafen sich am 4. August auf Anregung der Kurpfalz die evangelischen Deputierten zu Sonderberatungen. Im Oktober zog man auch den Straßburger Administrator hinzu, und jetzt wurde seine Sache zur Reichssache erhoben. Auf dem Fürstentag zu Friedberg (Wetterau) im Februar 1601 und März 1602 wurden die Beratungen fortgesetzt. Eine durchgreifende, endgültige Regelung erfolgte aber nicht, da viele Bedenken hatten, sich in die Sache einzumischen, so daß der Bistumskrieg wieder ausbrach. Jetzt unterstützten Johann Georg nur noch Württemberg und die Stadt Straßburg, so daß der Kardinal das militärische Übergewicht erlangte und dem Administrator nur noch das Schloß Dachstein erhalten blieb.

Da bald aber die neue Lage auch andere evangelische Fürsten mit Besorgnis erfüllte, traten sie im Januar 1603 in Oehringen und im Februar vor Beginn des Regensburger Reichstages in Heidelberg zusammen, um sich auf ein gemeinsames Vorgehen auf dem Reichstag zu einigen, und in Heidelberg kam es zu einem Bündnis, der „Heidelberger Correspondenz“. Man beschloß u. a., die Bewilligung der Türkenhilfe von der Abstellung ihrer Beschwerden abhängig zu machen und dem Administrator nicht allein Geldhilfe zu leisten, sondern ihm auch Sitz und Stimme auf den Reichstagen und die Unterstützung Frankreichs zu verschaffen. Auf dem Reichstag waren es vor allem Kurbrandenburg und Kurpfalz, die den auf die Rückgängigmachung der Säkularisierungen hinielenden Beschlüssen entgegentraten. Damit gewann Brandenburg eine Schutzstellung auch für das protestantische Oberdeutschland, trat damit aber umso mehr in Gegensatz zu den katholischen Reichsständen ⁴⁷⁾. Doch lehnte Joachim Friedrich, seit 1598 Kurfürst von Brandenburg, trotz seines Beitritts zu diesem Bunde ebenso wie Württemberg

⁴⁶⁾ Brockhaus 2. Sect. 20. T. S. 430.

⁴⁷⁾ Brockhaus 2. Sect. 20. T. S. 430, Droysen S. 415–421, Winter S. 47/48.

jede Gewaltmaßnahme ab und warnte auch den Administrator davor. Als Heinrich IV. sich im März 1603 in Metz aufhielt, um verschwörerischen Tendenzen entgegenzutreten, suchte ihn Johann Georg mit mehreren anderen protestantischen Fürsten auf, um seine Vermittlung zu erbitten, weil man seine politische Geschicklichkeit und Unparteilichkeit schätzte. Auch nach Paris nahmen protestantische Reichsfürsten ihren Weg, um den autoritären Bestrebungen der Habsburger im Reich entgegenzutreten ⁴⁸⁾.

Schließlich ergriff Herzog Friedrich von Württemberg eine neue Initiative. Durch seine und Heinrichs IV. Vermittlung kam es nach Verhandlungen zu Zabern und Nancy am 22. November 1604 zwischen den beiden Gegnern zu Hagenau zu einem Vergleich, wonach der Brandenburger dem Lothringer alle Ansprüche auf das Bistum gegen eine Entschädigung von 130000 Fl. und einen jährlichen Zuschuß von 9000 Fl. abtrat. Zur Garantie dieser Summe, die durch eine Schuldübernahme von 50000 Fl. vermindert wurde, sollte der Herzog von Württemberg als Bürge das gesamte Stiftsamt Oberehnheim mit Stadt 30 Jahre lang als Pfandschaft behalten, daraus dem Markgrafen für die Zeit seines Lebens jährlich 9000 Gulden bezahlen und 30000 Taler Schulden für ihn begleichen. Nach Ablauf der 30 Jahre sollte das Amt mit allem, was dem Herzog übergeben worden war, vom Bistum mit 400000 Gulden ausgelöst werden. Dem französischen König wurde wegen seiner Vermittlerrolle das Recht der Intervention zugestanden. Auf Grund dieses Vergleiches resignierte der Markgraf und verzichtete 1605 auf alle Ansprüche auf das Bistum. Die evangelischen Domherren ließ er ihrer Pfründen versichern, was allerdings später die Liga zur Erwirkung einer richterlichen Stellungnahme veranlaßte. Die Stadt Straßburg aber, die die Hauptlast des Kampfes getragen hatte, war wirtschaftlich ruiniert. Auch wurden von nun an nur noch Katholiken in das Domkapitel gewählt ⁴⁹⁾, und alles in allem bedeutete der Ausgang des Straßburger Bistumstreites einen Sieg der Gegenreformation.

Der Kampf zwischen dem Administrator Johann Georg von Brandenburg und Kardinal Karl von Lothringen zählt wie der Fall Donauwörth zu den Vorspielen des 30jährigen Krieges. „En Dieu gist ma confiance“ und „Ich wags, Gott walts“, diese Devisen stehen auf einem Stich des jungen Straßburger Administrators von 1604. In der Folgezeit sollte ihm beschieden sein, seinen auf Gottvertrauen begründeten Wagemut bis zur letzten Konsequenz zu bewähren.

Dr. Georg Jaeckel

⁴⁸⁾ Andrieux S. 482, Brockhaus 2. Sect. 20. T. S. 430/31, d'Estailleur-Chanteraine S. 300, 337, Droysen S. 427, Großes vollst. Univ.-Lex. Bd. 14. Sp. 992, Ranke, Zwölf Bücher . . . S. 183/84.

⁴⁹⁾ ADB Bd. 14, S. 175, Brockhaus 2. Sect. 20. T. S. 430/31, Großes vollst. Univ.-Lex. Bd. 14. Sp. 698–703.

Benutztes Schrifttum

- Adam, Johann, Evangelische Kirchengeschichte der elsässischen Territorien bis zur französischen Revolution. Straßburg 1928.
- Allgemeine Deutsche Biographie. Leipzig.
- Bd. 8. Gebhard Truchseß von Waldburg. 1878. S. 457–470.
- Bd. 14. Johann Georg, Markgraf von Brandenburg, Bischof von Straßburg. 1881. S. 175/76.
- Bd. 18. Leopold V., Erzherzog von Österreich. 1883. S. 398–402.
- Andrieux, Maurice, Henri IV. Paris 1955.
- Brockhaus, F. A., Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste. Leipzig.
- [1. Section]. 17. T. Christian von Anhalt. 1818. S. 87/88.
2. Section. 20. T. Johann Georg II., Markgraf von Brandenburg-Jägerndorf. 1842. S. 430/31.
- The Cambridge Modern History. Vol. 3. Cambridge 1904.
- D'Estailleur-Chanteraîne, Philippe, Henri IV, Roi de France et de Navarre. Paris 1954.
- Deutsche Geschichte in Daten. Hrsg. vom Institut f. Geschichte der Dt. Akademie der Wissenschaften. Berlin 1967.
- Droysen, Gustav, Das Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges. Geschichte und Vorgeschichte. Berlin 1888. (Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen. Hrsg. von Wilhelm Oncken. 3. Hauptabt. 3. T.)
- Fix, W., Die Territorialgeschichte des Preußischen Staates. 2. Aufl., Berlin 1869.
- Gförer, Eduard, Straßburger Kapitelstreit und Bischöflicher Krieg im Spiegel der elsässischen Flugschriften-Literatur (1569–1618). Straßburg 1905. (Diss. phil. Straßburg 1905.)
- Großes vollständiges Universallexikon aller Wissenschaften und Künste. Leipzig 1744. Bd. 14. Johannes Georgius. Sp. 992/93. Bd. 40. Straßburg. Sp. 695–703.
- Larousse, Grand dictionnaire universel. B. 14.
- Lehmann, Max, Preußen und die katholische Kirche seit 1640. Leipzig 1878. (Lehmann-Granier, Preußen und die katholische Kirche. Bd. 1) (Publikationen aus den K. Preußischen Staatsarchiven. Bd. 1.)
- Meister, Aloys, Der Straßburger Kapitelstreit 1583–1592. Straßburg 1899.
- Ranke, Leopold von, Heinrich IV., König von Frankreich. Schloß Laupheim o. J.
- Ranke, Leopold von, Zwölf Bücher preußischer Geschichte. 1. u. 2. Bd. Leipzig 1874.
- Reuss, Rudolf, Die Beschreibung des Bischöflichen Krieges anno 1592. Straßburg 1878.
- Winter, Georg, Geschichte des Dreißigjährigen Krieges. Naunhof 1934.
- Zeitschrift des Vereins für Alterthum und Geschichte Schlesiens. Bd. 19. 1885. S. 338 bis 353. Roßbach, H.: Die Türkengefahr des Jahres 1541 und die Schlesier.
- Ziegler, Oskar, Die Politik Straßburgs während des bischöflichen Krieges (1592–93). Leipzig 1906. (Diss. phil. Straßburg 1906.)

Schicksale der Pfarrerrfamilie Feige im 30jährigen Kriege nach Kirchenbuchaufzeichnungen

Wie sehr unsere Heimat während des 30jährigen Krieges durch Plünderung, Brand und Pest gelitten hat, ist zu bekannt, als daß darüber Allgemeines wiederholt zu werden brauchte. Unser allerdings oft nur summarisches Wissen wird durch die Kenntnis von Einzelschicksalen vermehrt, die aus Augenzeugenberichten stammen, die dem Gesamtbilde Farbe verleihen und eine persönliche Note geben. Solche keineswegs zahlreich vorhanden gewesenen Aufzeichnungen, die, wenn überhaupt je veröffentlicht, kaum erhalten geblieben sind, dienen außerdem der Familienkunde und bieten vielfach Anlaß zu weiteren Nachforschungen.

Die im folgenden wiedergegebenen oder benutzten Auszüge aus dem ältesten, mit dem ersten Kriegsjahr 1618 beginnenden Kirchenbuche von Adelsdorf, Kreis Goldberg, sind im Frühjahr 1946 angefertigt worden; heute ist diese wichtige Quelle, ein schmaler Halbfolioband, verschollen und nicht mehr erreichbar ¹⁾.

Adelsdorf ist damals bereits ein großer Ort gewesen und bildete mit den eingepfarrten Ortschaften ²⁾ eine räumlich weit ausgedehnte Pfarodie mit einer reich dotierten und einträglichen Pfründe ³⁾, weshalb auch schon seit dem Ende des 16. Jahrhunderts neben dem Pastor ein Diakon als zweiter Geistlicher amtierte, was sonst in keiner anderen Landgemeinde des Kreises der Fall war. Als vorletzter in der Reihe der seit 1599 bekannten Diakone wurde 1620 Augustin Feige berufen.

Dem alten Feige'schen Geschlecht in seinem Goldberger Zweige ⁴⁾ ist er nicht zuzurechnen ⁵⁾, da er sowohl bei seiner Immatrikulation 1609 in

¹⁾ Im heutigen Staatsarchiv Breslau befinden sich Taufregister von Adelsdorf für die Jahre 1701–1733, 1780–1799 sowie Tauf-, Trau- und Begräbnisbücher (Duplikate der Kirchenbücher) von 1794–1853, 1859–1874.

²⁾ Es gehörten neben dem langgestreckten Kirchort damals nur die verschiedenen Anteile von Leisersdorf offiziell zur Pfarrei Adelsdorf; Seifersdorf war zu der bis 1654 evangelischen Kirche von Brockendorf eingepfarrt, hielt sich aber teil- und zeitweise auch zur Adelsdorfer Kirche (vgl. Armin Kraudt, Nachrichten über die Pfarodie Adelsdorf, Liegnitz 1846, S. 6).

³⁾ Nach dem Besoldungsgesetz von 1898 hatte Adelsdorf – bei Zugrundelegung des Pfründenwertes – das höchste Pfarrstelleneinkommen im Kirchenkreise Goldberg, nämlich 5578 Mark im Jahr (vgl. K. Nietschmann, Schlesischer Pfarralmanach, Breslau 1907, S. 141).

⁴⁾ Vgl. Zur älteren Geschichte der Goldberger Familie Feige, in: Der schlesische Familienforscher 3. Band (1943) S. 56–60. – Joh. Caspar Ebert, Peplus bonorum ingeniorum Goldbergensium (Öls 1704) S. 9 zählt ihn unter die aus Goldberg stammenden Gelehrten.

⁵⁾ Er ist wiederholt für einen Sohn des Pastors Martin Feige in Bienowitz (1558–1629) und einen Bruder von Theophil Feige, gest. 1652 als Superintendent in Liegnitz, gehalten worden, was unzutreffend ist.

Frankfurt und S S 1616 in Leipzig als auch bei seiner Ordination „Parchwicensis“ genannt wird. Bei den späteren Taufen seiner Kinder werden die geistlichen Namensvettern der Liegnitz-Parchwitzer Gegend als Paten angeführt, woraus geschlossen werden darf, daß Augustin Feige mit ihnen verwandt war und selbst auch aus einem Pfarrhause stammt. So möchte ich, ohne diese Vermutung zunächst beweisen zu können, den um 1554 in Hirschberg geborenen Martin Feige für den Vater Augustins halten, der unter dem 8. 5. 1569 in der Wittenberger Universitätsmatrikel steht und mit dem für 1572 und 1585 an der Schule zu Schweidnitz nachgewiesenen Lehrer namens Martin (ohne Familiennamen) ⁶⁾ personengleich sein dürfte. Wenn Ehrhardt ⁷⁾ den Pastor Martin Feige auch bereits am 27. 5. 1581 im Katalog der Pfarrer von Groß-Läswitz ansetzt, was sich auf seine Richtigkeit hin nicht nachprüfen läßt und nicht zwingend sein muß, so ist es durchaus möglich, daß dieser Groß-Läswitzer Pfarrer mit dem Schweidnitzer Lehrer identisch ist, der demnach zuerst die dortige Pfarrstelle und seit 1604 das Pastorat und Seniorat in Parchwitz innehatte. Diese Kombination wird durch zwei Tatsachen unterstützt: einmal spricht die Grabschrift auf den 1612 verstorbenen Parchwitzer Pastor auch von dessen Schuldienst ⁸⁾, und zum andern hatte Augustin Feige einen Bruder Johannes, der kein anderer sein kann als der am 16. 5. 1599 in Frankfurt immatrikulierte Johannes Feigius Svidnicensis, der seiner Jugend wegen noch nicht den Eid leisten konnte ⁹⁾: er ist 1583 geboren und hat seit 1606 in Wittenberg studiert ¹⁰⁾; 1612 wurde er Pastor in Arnsdorf bei Schweidnitz, von wo er 1633 des Krieges wegen zu seinem Bruder nach Adelsdorf floh; 1634 er-

⁶⁾ H. Schubert, Die evang. lateinische Schule in Schweidnitz (1561–1635) im Correspondenzblatt des Vereins für Geschichte der evang. Kirche Schlesiens X. Band 1. Heft (1906) S. 47.

⁷⁾ S. J. Ehrhardt, Presbyterologie des evang. Schlesiens (4. Teil) 1789 S. 637.

⁸⁾ Die Inschrift lautet: „Martino Feigio, Hirschbergensi, Ecclesiae Parchwicensis Pastori et Seniori, Theologo Pacifico et doctrina vitae inculcato, qui postquam non sine Laboribus et Doloribus annos Vitae LVIII, Ministerii scholastici et ecclesiastici XXXVII complevisset, fide in Christum plenus praemeditate obiit, Prid. Non. Apr. (4. April) A. C. M. DC. XII. Liberi superstites P. C. H. M. (poni curaverunt hoc monumentum)“. Vgl. David Zeller, Hirschbergische Merckwürdigkeiten 1720 S. 100; Ehrhardt a. a. O. S. 616.

⁹⁾ E. Friedlaender, Ältere Universitäts-Matrikeln. Universität Frankfurt (Oder). 1. Band (Leipzig 1887) S. 438.

¹⁰⁾ B. Weissenborn, Album Academiae Vitebergensis. Jüngere Reihe I (1602–1660) (Magdeburg 1934) S. 47.

hielt er das Diakonat in Winzig und starb dort 1646 ¹¹⁾). Johannes hatte eine Schwester Dorothea Feige, die sich als jüngste Tochter des verstorbenen Pastors und Seniors Martin Feige bei ihrem Bruder in Arnsdorf aufhielt und 1614, am Dienstag nach Invocavit (18. 2.), auf dem adeligen Rittersitz zu Wickendorf mit dem Pastor M. Johannes Preibisch in Jauernick bei Schweidnitz getraut wurde ^{11a)}). Damit dürfte der klare Beweis erbracht sein, daß Augustin Feige ein Sohn des Parchwitzer Pastors gewesen ist, und dieser scheint sich durch die Angabe der Herkunft seiner Söhne bei deren Immatrikulation als identisch mit dem vormaligen Schweidnitzer Lehrer zu erweisen! Denn auch den 1598 in Frankfurt als Schweidnitzer immatrikulierten Martin Feige möchte ich für einen älteren Bruder Augustins halten: etwa 1580 geboren, wurde er 1609 Professor der Eloquenz am fürstlichen Gymnasium in Goldberg, wo er in erster Ehe die Tochter Eva des Ratsherrn Simon Kulhase am 3. 11. 1609 heiratete ¹²⁾; vom Schulamt in Guhrau, das er seit 1615 verwaltet hatte, wechselte er ins Pfarramt über und empfing am 30. 5. 1618 in Liegnitz die Ordination zum Pastor in Groß-Läswitz, wo früher sein Vater gewesen war, und heiratete 1621 in zweiter Ehe die Witwe des Goldberger Pastors und Dekans M. David Namsler, Elisabeth geb. Feige, eine Tochter des Bürgermeisters und Rektors Johannes Feige in

¹¹⁾ An der Kirche zu Winzig befand sich sein Grabstein mit der Inschrift: „Christo Animar. Archi-Episcopo Sacro. Ego Johannes Feigius, cujus e nomine tale repullulat Anagr. In Jova se Figens, Arnsdorf. primum in Ducatu Jaurov. postea Ecclesia hac in Wincingana, Christi veritatem in pace docui Annos XXXIV, ac tandem Laborum Dolorumque Satur, praemiss. priore Conjuge Barbara Hertelia cum Libb., relicta vero posteriore Conjuge Regina Springeria, unico & Filio, ex Eccles. Militante in triumphantem Anno human. salutis M. DC. XLVI Aetat. LXIII. Mens. V. Hebd. I. commigravi“ (Ehrhardt, Presbyterologie 3. Teil 1784 S. 289). Die Abschrift des Textes konnte mit dem Grabstein nicht verglichen werden. Möglicherweise steht dort statt Arnsdorf Jauroviensis „Swidnicensis“, da Johann Feige fraglos in das bei Schweidnitz gelegene Arnsdorf gehört. Die Übereinstimmung in den Ausdrücken labor et dolor bei den beiden Grabinschriften ist gewiß nicht zufällig; sie fügt dem oben geführten Beweise verwandtschaftlicher Beziehungen – Vater–Sohn – ein weiteres Argument hinzu.

^{11a)} Leichenpredigt auf M. Johannes Preibisius, Pastor in Cunzendorf im Fürstentum Sagan, gest. 26. 6. 1667, gehalten von Michael Fetter, Mitdiener der lutherischen Gemeinde zu Sagan; Abdankungssermon von Melchior Francke, Pastor zu Wachsdorf. Leipzig 1669, 4^o (Stolberger Katalog III, 353). – Gottlob Kluge, Schlesischer Jubelpriester (Breslau 1763) S. 147. – Georg Steller, Die Familien Seliger aus Sprottau (ca. 1550–1670) und verwandte Familien: Preibisch, Rümpler, Scultetus, in: Jahrbuch für schlesische Kirchengeschichte 51. Band (1972) S. 40. – Über die Familie Preibisch vgl. auch Archiv für Sippenforschung 17. Jahrg. (Görlitz 1940) S. 44.

¹²⁾ Zu den Carmina Gratulatoria auf die Hochzeit Martin Feige mit Eva Kulhase (Frankfurt 1609, 4^o) steuerten poetische Freundschaftsbezeugungen bei: Matthias Polenius, U. J. D. et Professor Acad. Francof., M. Christianus-Theodorus Schofferus a Friedhelm Marchicus, Civis Romanus, Reipublicae Regimontanae Physicus designatus, Salomon Schwartzbach Legnicensis Sil., Fridericus a Mauschwitz Equus Silesius, haeres in Armruh, Praeceptoris suo bene merito, Brandanus a Festenbergk Packisch dictus Eq. Sil. Haeres in Leussersdorff, Praeceptoris suo optime merito f., Sebastianus Namsler Boleslav. Sil., Johannes Seilerus Boleslaviensis (vorhanden in der Universitätsbibliothek Breslau Signatur 4 V 10,23 und 544953).

Goldberg. Zwischen 1628 und 1630 muß er gestorben sein ^{12a)}). Von zwei weiteren Schwestern, die in Goldberg lebten, werden wir später hören. Augustin Feige wird um 1595 in Groß-Läswitz geboren sein. Vom Sommersemester 1616 an studierte er in Leipzig, am 3. 6. 1620 wurde er in Liegnitz zum Diakon in Adelsdorf ordiniert, wo er zuerst neben den beiden rasch aufeinander folgenden Pastoren Jakob Hase und Melchior Schurtz bis 1626 arbeitete. Bereits 1622 forderte der Krieg die ersten Opfer in der Gemeinde: am 24. November erschlugen durchmarschierende Kosaken den Häusler Georg Kunze und die hinterlassene Tochter Ursula des Bauern Jakob Rode in Leisersdorf. 1627 plünderten Soldaten Wallensteins die Kirche und raubten aus der Sakristei neben 30 Talern auch die Chorröcke der Pastoren. Der Schäfer Melchior Hauptmann in Ober-Adelsdorf wurde im November 1631 von herumstreifenden Kaiserlichen so schwer verwundet, daß er kurz danach starb ¹³⁾).

Trotz der unsicheren Zeiten hatte der junge Pastor den Mut zur Gründung des eigenen Hausstandes. Anfang 1623 führte er die 18jährige Pfarrerstochter Ursula Lindner aus Salzbrunn in die bescheidene, neben dem Pfarrhof gelegene Diakonatswohnung heim. Die Taufe des ersten Kindes am 11. 1. 1624, „H. Augustini Feigii tum Diaconus, Christoph“, hat der Kollege Schurtz ins Kirchenbuch eingeschrieben, der mit seiner Frau Elisabeth das Patenamt übernahm, und außerdem noch der Pastor von Märzdorf Adam Stoltzer. Als im nächsten Jahr, am 9. 9. 1625, das Töchterlein Susanna getauft wird, ist u. a. Frau Regina, „H. Johannis Feigii Pastoris Arnsdorffensis im Schweidnitzschen conjux“ Patin. Nachdem Feige 1626 in das Pastorat aufgerückt war, hat er die Eintragungen selbst vorgenommen und besonders das Totenbuch als sein Manuale und Handbuch gebraucht, wobei er, seine Familie und Verwandtschaft betreffend — erfreulicherweise, setzen wir hinzu! —, viele Angaben gemacht hat, die streng genommen in ein Kirchenbuch nicht hineingehören, die uns aber das Leben dieses leidgeprüften Mannes, Seelsorgers und Familienvaters in schwerer Kriegszeit anschaulich vor Augen führen. „Er hat hier mehrfache schreckliche Plünderungen erlebt und den größten Teil seiner Gemeinde durch Krieg und Pest untergehen sehen“, bemerkt der Adelsdorfer Chronist ¹⁴⁾), und wir fügen hinzu: auch seiner eigenen Familie. Diese wollen wir zuerst noch vollständig kennenlernen und dem Taufregister seine weiteren ihm nacheinander geborenen Kinder entnehmen:

„1628, 18. 1., Augustini Feigii Pastoris filius Augustinus“. Unter seinen Paten finden wir außer dem inzwischen nach Neumarkt berufenen Mel-

^{12a)} G. Bauch, Valentin Trozendorf und die Goldberger Schule (Monumenta Germaniae Paedagogica 57. Band) Berlin 1921 S. 422 und 443. — H. Schubert, Bilder aus der Geschichte der Stadt Schweidnitz (Schweidnitz 1911) S. 324, zählt Martin Feige unter die aus Schweidnitz stammenden Gelehrten.

¹³⁾ Kraudt, Nachrichten über die Parochie Adelsdorf S. 72 (nach dem Kirchenbuch).

¹⁴⁾ Kraudt S. 52.

chior Schurtz benachbarte Amtsbrüder seines Vaters wie „Melchior Theodorus, Pastor zu Altzen (Alzenau), Paulus Hallman, Pastor zu Cunnersdorff (Konradsdorf), Johannes Beck, Pastor zu Ulberßdorff und Georg Pontanus, Diaconus alhir zu Adelßdorff“ sowie „Martini Feigii, Pastoris zu Groß Leßwitz conjux“, und „Johannes Feigii Past. zu Arnßdorff conjux“, die beiden Tanten des Täuflings.

Bei dem nächsten Kinde, am 14. 1. 1630, „Mea, Augustini Feigii p(ro)t(empore) Ecclesiastae, Filiola, Anna“ getauft (Zusatz: „obiit An 1631, 24. Apr.“), haben wiederum Verwandte das Patenamnt übernommen: „Theophilus Feigius, Pastor zum Groß Tinntz, Johannes Schellbach, Diac. zum Saltzborn, und Herrn Martini Feigii p. m. (piae memoriae) relicta vidua zu Groß-Läßwitz“.

Als letztes Kind aus Feiges erster Ehe wird vor dem Katastrophenjahr 1633 geboren und am 16. 3. 1632 getauft „Filiola mea Annula secunda“ (die Paten habe ich seinerzeit nicht notiert). Von der Trauer des Vaters über den frühen Tod auch dieses zweiten Ännchens werden wir noch aus der lateinischen Grabschrift hören, die er dem Kinde gewidmet hat.

Es sollen nun die Eintragungen im Totenbuche folgen, soweit sie Familie und Verwandtschaft des Pastors betreffen. Als erste gebe ich – aus dem Lateinischen übersetzt – die Inschrift wieder, die wie auch die weiteren entsprechenden Texte für einen dann wohl nicht errichteten Grabstein der früh Verstorbenen bestimmt gewesen sein mag.

„Anna, das Töchterlein Augustin Feiges, des Pastors dieser Kirche, ist, nachdem sie gänzlich entkräftet durch viele Krankheiten, die sie hat ausstehen müssen und die schließlich – welch ein Schmerz! – ihren Tod herbeiführten, selig verschieden im Jahre des menschlichen Heils 1631, am 24. April, als sie ein Jahr, 15 Wochen und 3 Tage alt war“. Nach einer lateinischen Klage reimt der tiefbetrübte Vater diese deutschen Verse:

Änlin, Du liebstes Hertz vnd Kind,
Wann kommen wird die selig Stund,
Da Gott auß diesem Threnenthal
Zu Dir inß Himmelß Freuden Saal
Mich ruffen wird, wie wil ich doch
So gern vnd frölich folgen nach!

Wir hören Feige weiter wörtlich – und es reiht sich eine Hiobsbotschaft an die andere, die er seinem Kirchenbuche anvertraut:

„1632, 25. Mart., ward meineß hertzlieben Herrn Schwehr Vaters deß weil. Ehrw., Achtb. vnd Wolgelarten Herrn Christophori Lindnerj, in die 30 an. gewesenen Pastoris zum Saltzburn, tödlicher Abgang, welcher

den 20. Martii geschehen, alhir abgekündigett, vnd Ihm auch zum Ehrendächtniß ein starcker Pulß außgeläutett“¹⁵⁾.

„1633, 14. August, Meineß hertzlieben Bruder(s) Herrn Johannis Feigii, Pastoris Arnsdorffensis (der mitt den lieben Seinen hiehero kommen von Schweidnitz in Meinung, Sich vor Krieges- vnd Lebensgefahr zu salviren), liebes Kind vnd Söhnlein Christianus, 9 Jahre seines Alters gestorben, vnd, weil man befürchten müssen, eß möchte (etwas) Gefehrliches sein, mit rath vnd verordnung der Adelich Lehnsherrschaften (so auch vorhin ihm zur Habitation ein wüstes Gutt verwilligett) beygesetzet vnd versenckett worden. Der hülfreiche Gott wolle für Gefahr vnd fernem Vnglück allergnädigst bewahren!“

Gewiß wäre der Bruder im befestigten Schweidnitz sicherer gewesen. Und es sollte ja erst noch ganz schlimm kommen in dem so furchtbaren Jahre 1633! Dem Bruder starb am 27. September der Sohn Gottfried mit 12 Jahren. 4 Wochen zuvor hatten die Pastorenbrüder in Goldberg ihren Schwager verloren: „1633, 21. August, ward abgekündigett, daß Goldberga mein Herr Schwager vnd Schwester Mann Paul Jentzsch, 65 Jahr alt, gestorben (auch außgeläutett)“.

Seit Anfang Oktober hausten die Kaiserlichen unter der persönlichen Führung Wallensteins, der im Pilgramsdorfer Schlosse sein Quartier genommen hatte, in der Gegend. Am 4. Oktober plünderten die beute gierigen Horden die Stadt Goldberg, nachdem sie mit List sich Eingang verschafft, und mißhandelten die Bürger auf scheußliche Weise, besonders schwer den Bürgermeister Daniel Feige. In der Nacht vom 5. zum 6. Oktober fiel den Feinden durch Verrat die Burg Gröditzberg in die Hände, wohin die Bewohner der Umgegend ihre besten Sachen und sich selbst in Sicherheit gebracht hatten. Hierbei verlor auch die Adelsdorfer Kirche ihre beiden Silberkelche und den besten Chorrock des Pfarrers. Bereits am 2. Oktober war die Kirche erbrochen und das Pfarrhaus geplündert worden. Dabei geschah es wohl, daß die junge und zarte Pfarrfrau einen schweren Schock erlitt; möglicherweise hatte sie sich auch mit den Kindern auf die Gröditzburg geflüchtet. Sie erkrankte schwer, und wir lesen mit innerer Bewegung, was der Pfarrer ins Begräbnisbuch eingetragen hat:

„1633, den 19. Oct., Fr. Vrsula gebohrne Lindnerin, mein Treueß vnd vielgeliebteß Ehehertze, Welche, nach deme Sie bey gewaltsamer Einnemung der Festung Gretzberg, vnsäglicheß Schrecken, Furcht vnd Angst, vnd drauf vier Tage lang grosse Leibeß Kranckheit vnd Schmerzen an pestilenzialischen Carbunkeln außgestanden, den 17. Oct. Zu

¹⁵⁾ Christoph Lindner, geb. 16. 9. 1562 in Kauder bei Bolkenhain, Vater Paul L., Pfarrer. 15. 5. 1585 Student in Wittenberg, einige Jahre Lehrer in Schweidnitz. 1595 Diakonus in Freiburg, Martini 1602 Pastor in Salzbrunn. Gest. 20. 3. 1632 in Schweidnitz (vgl. Th. Krause, Literati Suidnicenses. Leipzig und Schweidnitz 1732 S. 57; C. Cunrad, Silesia Togata. Liegnitz 1706 S. 173). Ein Sohn Paul Christoph Lindner war fürstlich Liegnitzer Rat.

Mittage gar sanffte vnd im Herren selig eingeschlaffen ihres Alterß 29. Jahr“.

Zwei Kinder folgten der Muter unmittelbar im Tode nach:

„1633, den 30. Oct. (begraben) Annula secunda, mein hertzliebsteß Töchterlein, welches, nach deme eß weg. tödl. Abganges ihrer lieben Mutter abgewohnen müssen, 12 Tage dysenteria (an der Ruhr) gekranket, vnd den 29. hujus gestorben, 1 Jahr, 32 Wochen minus 1 Tag“.

„1633, den 5. Novbr., Mein gehorsamer vnd fromer Sohn Christophorus, 10 Jahr, minus 10 Wochen, 3 Tage“.

Ich kann es mir nicht versagen, die beiden schönen Grabschriften hier wiederzugeben, die der schwer geprüfte Ehemann und Vater seiner toten Frau und dem Töchterchen zu Ehren verfaßt hat und die Feige auch als Dichter zeigen, und zwar für Kenner des Lateinischen im Original und dann in deutscher Übersetzung:

Virtutum Matronalium Exemplar
Charitatis Fidelitatis Materna
Speculum

Ursula Lindneria

Quae ubi
Fatales Patriae Calamitatis
tandemque
cum stupore et animi deliquio
oppugnationem, expilationem et
incendium quo totum prope
Graecimontium, commune nostrum
asylum, arsit,
vidisset
acutissimo morbo
enervata exspiravit,
et in hanc urnam
quod mortale fuit,
deposuit
AN. CHR. M.DC.XXXIII.
S. Ae. XXIX.
Conj. XI.
Augustinus Feigius
Ecclesiastes Adelsdorfensis
Conjugi desideratissimae
fidem et constantiam
Gratitud. C. H. M. Pos.

Hanc posui Cineres statuum super
Altera Corde
fixa meo, corde haut interitura
pri(dem).

(Hier ruht)

Das Vorbild an weiblichen Tugenden,
der Spiegel mütterlicher Liebe
und Treue,

Ursula Lindner

Als sie
die schicksalhafte Katastrophe des
Vaterlandes und endlich
in Apathie und geistiger Umnachtung
Belagerung, Plünderung und den
Brand,
durch welchen fast der ganze
Gröditzberg, unsere gemeinsame
Zuflucht, in Flammen
aufging,
gesehen hatte,
verschied sie, durch eine sehr
schwere Krankheit entkräftet,
und in diese Urne legte das,
was an ihr sterblich gewesen ist,
nieder
im Jahre Christi 1633,
ihrem 29. Lebensjahre
und 11. Ehejahre
Augustin Feige, Pfarrer in Adelsdorf.
Der heißgeliebten Frau
aus Dankbarkeit für ihre Treue und
Standhaftigkeit setzte er diesen
Denkstein.

Diesen Denkstein hab ich gesetzt
über ihre sterblichen Reste.
Niemals wird sterben in mir dieses
mein anderes Ich.

Ob mitt der Zeitt diß Monument

Vergehn, Vnd nehmen möcht ein End:

Sol Deiner Trew im Hertzen mein

Doch nimmer mehr vergessen sein.

Die der kleinen Tochter gewidmete Inschrift ist nicht weniger ergreifend: „Annula Secunda, Augustini Feigii Filiola, puella lepidissima, unica Parentum laetitia, eheu! quam cito, sed quam bene Matrem in via ad vitam subsecuta Anno 1633 D(ie) 29. 8br. (Octobris), qui erat dies Engelhart.“ (Hier ruht die kleine Anna, ihres Namens die Zweite, Töchterchen von Augustin Feige, ein allerliebstes kleines Mädchen, die einzige Freude seiner Eltern, das ach, wie schnell, andererseits wie wohl ihm geschehen, seiner Mutter auf dem Wege zum ewigen Leben gefolgt ist im Jahre 1633, am 29. Oktober, dem Tage Engelhart).“

„Mit Fleis am Tage Engelhard
Auff Dein' Seel' Gottes Engel wart't,
Mitt ihr zu halten Himmelfart“ —

so tröstet sich der Vater in seiner Trauer.

An den Sterbebetten hat das Hausmädchen seine Kräfte aufgeopfert: „1633, 3. Novbr., Barbara, meine in die drey Jahr gewesene Dienerin, die sonderlich bey Kranckheit meineß seligen Weibes vnd Töchterlinß große Trewe gethan hatt“.

Einsam ist es in des Pfarrers Hause geworden, die Gemeinde fast ausgestorben; seinen Kollegen, den Diakonus Georg Brückner, hatte die Pest gleich zu Anfang hingerafft; am 14. April 1633 war der 42 Jährige mit einer Leichenpredigt des Goldberger Pastors und Dekans Georg Winckler begraben worden. Die Witwe überlebte und mußte noch am 4. November 1634 ihr jüngstes Töchterlein Barbara hergeben. Und es trafen noch weitere Trauernachrichten im Pfarrhause ein, die Post von Salzbrunn ging lange, wir lesen:

„1633 im Nov., bekam Ich Zeittung von Saltzburn, daß daselbst 22. Octb: (titul) Herr Johan Schellbach Pastor, mein Herr Schwager ¹⁶⁾, mitt 2 Kindern, einem Söhnlin vnd Töchterlin, vnd den 21. Sept. Jungfer Judith, wie auch den 13. Oct. Josua, meineß seligen Weibeß Geschwister, peste gestorben.“

¹⁶⁾ Johann Schellbach aus Freiburg, sein Vater M. Esajas Sch. bis 1610 Pastor in Hirschberg, weshalb der Sohn 1611 als Hirschbergensis in der Wittenberger Matrikel steht. Er wurde in Oels am 29. 10. 1620 zum Pastor von Borganie, Kr. Neumarkt, ordiniert, wo er nicht bis 1643 gewesen sein kann (Jahrbuch für schles. Kirchengeschichte 50/1971, S. 31), da er 1631 Substitut seines Schwiegervaters in Salzbrunn wurde. Das Datum seines frühen Todes ist allein aus dem Adelsdorfer Kirchenbuche bekannt. Seine Witwe Susanna Lindner starb am 15. 11. 1639 auf dem Fürstenstein (Jahrbuch des Vereins für schles. Kirchengesch. XXV. Band 1935 S. 52).

So ging das schreckliche Jahr zu Ende, und das nächste sollte nicht leichter sein. Die Chronik berichtet: „1634 waren wieder kaiserliche Soldaten hier. Am 10. Mai hatten Kroaten den Kretschmer Kaspar Baumert in Nieder-Adelsdorf mit Feuer und Wasser gemartert, daß er am 4. Tage darauf starb, und den Bauern Hans Jüttner in Nieder-Adelsdorf erschossen sie an jenem Tage. Wer nur irgend konnte, war nach Goldberg geflohen, und das Dorf stand ziemlich leer“¹⁷⁾.

Pastor Feige hielt aus bei seiner Kirche. Er sorgte nachträglich für die würdige Bestattung seiner Verwandten und für das Ehrengedächtnis seiner teuren Toten:

„1634, den 10. Mart. wurden meineß geliebten Brudern H. Johannis Feigii, Pastoris Arnsdorffensis, Zween Söhne Godfrid vnd Christianus (welche in Seinem Exilio hier zu Adelsdorff, tempore pestis, gestorben vnd in meinen Garten gelegen), außgehoben vnd auff Vnserm Kirchhoff begraben“.

„1635, den 27. Februarii, habe meiner gewesenen trewen Ehgattin, vnd Zwey lieben Kindern, die bey höchst bekümmerter Zeitt vnd grassirend Pest gestorben, zu Bezeugung Ihres gegen Gott vnd Menschen Christlichen Wolverhaltens, vnd meiner vnerstorbenen Liebe, durch ein Christliches Leichenbegengnüß ich ein immrwehrendes Ehrengedechtnüß gestiefftet; da in Volckreicher vnd ansehlicher Versammlung einheimischer vnd benachtbarten, von Adel vnd Pawrschafft, auch meiner Anverwandten, (titul) Herr Johannes Reimann, Decanus vnd Pastor Goldbergensis, die Leichen Predigt vnd (titul) Herr Melchior Höfichen, Past. Lobendaw., die Abdanckung auffm Kirchhoffe verrichtet. Die Predigt war aus dem Spruche Jobs im 19. cap.: Ich weiß, daß mein Erlöser lebt“.

Dazwischen steht noch ein Eintrag, der für die Pfarrergeschichte wichtig ist:

„1634 Dom: 7. p. Trin. ward abgekündigett, daß (titul) Herr Nicolaß Specht, meiner hertzlieben Schwester Sohn, Pfarrher zu Straupitz, zum Goldberge an der Pest gestorben, daselbsten Er mitt einer Leichenpredigt begraben worden, vnd ward Ihme alhir außgeläutett“¹⁸⁾. Auch das genaue Todesdatum des Goldberger Dekans Georg Winckler erfahren wir nur aus Feiges Eintragung in das Adelsdorfer Kirchenbuch: es war der 4. August 1634.

¹⁷⁾ Kraudt, Nachrichten S. 73.

¹⁸⁾ Danach ist Ehrhardt IV S. 600 und die Predigergeschichte von Haynau (Glogau 1938) S. 30 im Pfarrerkatalog von Straupitz zu berichtigen bzw. zu ergänzen. Das Schriftchen von Adam Gottfried Thebesius, Pastorum Straupicensium in circulo Haynoviensi ducatus Lignicensis series (Hirschberg 1745), setzt Specht „circa annum 1635“ als Pastor von Straupitz an.

Pastor Feige hat 1636 noch ein zweites Mal geheiratet und zwar die hinterlassene Tochter Helena des Pastors Adam Frantz, eines Exulanten aus Neurode ¹⁹⁾. Aus dieser Ehe sind 2 Kinder hervorgegangen, die das Kirchenbuch erwähnt: das Söhnlein Gottfried, geboren am 12. September 1637, wurde bereits am 19. Oktober, 5 Wochen alt, begraben, wobei Heinrich Brachvogel, Pfarrer zu Modelsdorf und Senior des Goldberger Weichbildes, die Leichenpredigt und M. Caspar Wenzel, Diakon zu Goldberg, die Abdankung auf dem Kirchhof verrichtete. Die Tochter Anna Judith ist 1640, am Sonntag nach Weihnachten, in der Nacht zwischen 10 und 11 Uhr geboren und am 2. Januar 1641 in Goldberg getauft worden. Wahrscheinlich hatten sich die Eltern des Krieges und der größeren Sicherheit wegen vorübergehend in der Stadt aufgehalten. Das Adelsdorfer Pfarrhaus war während der Kriegsjahre fast unbewohnbar geworden, und der Wunsch, den der Pfarrer nach dem Tode Kaiser Ferdinands II. 1637 in das Kirchenbuch geschrieben, hatte sich nicht erfüllt:

„Hilff, heilige Dreyfaltigkeit,
Durch Deine Gnad' vnd Güttigkeit,
Daß mit dem newen König zugleich
Werd' newer Fried' im Röm'schen Reich!“

Seine letzte Eintragung ist eine persönliche Notiz, die seine Verwandtschaft betrifft:

„1641 ward abgekündiget, daß den 4. Maji Zum Saltzburn gestorben Fr. Susanna Lindnerin, gebohrne Herrmannin, meine geehrte vnd geliebte Fraw Schwieger alß Mutter, 60 Jahre alt, vnd ward ihr zum Ehrngedechtniß außgeläutett“.

Anfang Oktober 1641 reiste Pastor Feige nach Breslau, um seine älteste Tochter Susanna zu besuchen. Dort ist er, wohl noch im selben Jahre ²⁰⁾, plötzlich verstorben und bei St. Christophori begraben worden. Die Witwe lebte in Goldberg, dort heiratete sie am 14. 1. 1646 der Rektor der Goldberger Schule, David Pirner, der im gleichen Jahre zum Pastor in Kamöse bei Neumarkt berufen wurde ²¹⁾.

Von den am Leben gebliebenen Kindern aus der ersten Ehe Pastor Feiges wissen wir nicht viel. Die Tochter Susanna heiratete am 28. 4.

¹⁹⁾ Adam Frantz (Franciscus) aus Neurode, 1594 Student in Frankfurt, ord. in Liegnitz 27. 3. 1601 zum Pastor von Königswalde bei Habelschwerdt, 1613 in Neurode. Nach seiner Vertreibung 1623 wurde er um 1625 Pastor in Schwengfeld bei Schweidnitz, wo er um 1630 gestorben ist. Seine Witwe Katharina – die Mutter von Helena Feige – wurde am 29. 3. 1632 in Steinseifersdorf begraben (vgl. Jahrbuch für schles. Kirchengeschichte 39/1960 S. 48, wo in Anm. 129 Schwengfeld statt Schwentnig stehen muß).

²⁰⁾ Nach Erhardt IV S. 521 erst 1642.

²¹⁾ Jahrbuch für schles. Kirchengeschichte 50/1971 S. 40.

1643 in seiner zweiten Ehe der im Vergleich zu ihr schon bejahrte Archidiakon Johann Stoltzer von St. Johannis in Liegnitz, zuletzt Pastor in Winzig ²²). Der Sohn Augustin studierte seit dem 12. 10. 1650 in Wittenberg. Was aus ihm geworden ist, ließ sich nicht ermitteln. Wahrscheinlich stammt aus Feiges zweiter Ehe noch ein etwa 1639 gebohrer Sohn Gottfried, der im Kirchenbuch nicht steht; in Wohlau heiratete 1666 der Tuchmacher Gottfried Feige aus Adelsdorf Elisabeth Grünwaldin ²³).

Proben von Pastor Feiges lateinischer Dichtkunst lernten wir bereits aus dem Kirchenbuch kennen. Kurz vor seinem Tode hat er drei kleine poetische Ergüsse veröffentlicht, die in der Universitätsbibliothek Breslau erhalten geblieben sind ²⁴). Der Verfasser zeigt darin, daß er die damals so beliebten Formen des Anagramms und des Chronogramms ²⁵) bestens beherrscht und seine Verse ansprechend und geistreich mit Inhalt zu füllen versteht. Der Titel des ersten Schriftchens lautet: „Meletemata Anagrammatica, Honori, amplissimi et clarissimi Collegii Senatori Goldbergensis, consecrata a. M. Augustino Feigio, Past. Adelsd. Anno Christi quo: aVrea paX nostris eheV DeCesslt ab orls! Ferrea sVnt Vere praesentla teMpora Vltae! ²⁶). Lignitii Typis Zach. Sartorii“. Dem am 23. 11. 1640 verstorbenen Bürgermeister Daniel Feige widmet er ein lateinisches Distichon, dem Feige'schen Wappen ²⁷) diesen deutschen Vers: „Den Fruchtbaren Stam der Feygen tregt / Von Judae Stam der Lew vmbhägt“. Die Goldberger Ratsherren Caspar Fabricius (als Praetor Provincialis), Johann Winde (als Stadtvogt), Gottfried Werner (als Ädil), Johann Hillinger (als Notar) und Friedrich Hentschel (als Quästor) werden mit je einem Anagramm und Distichon, das jedesmal die Jahreszahl 1640 enthält, bedacht. Mit dem zweiten Schriftchen „Lusus Anagrammatici“, ebenfalls von 1640, will der Verfasser die ihm nahestehenden geistlichen Freunde ehren, es sind die Liegnitzer Pastoren

²²) Confessio Davidico-Sacerdotalis, das ist Davidische Priester-Beichte, Leichenpredigt auf Johann Stoltzer, Pastor der fürstlichen Stadt Winzig und Senior des Distrikts, gest. 29. 3. 1666, von Christoph Raussendorff, Pastor und Senior in Wohlau. Steinau a. O. 1666, 4°. Staatsbibliothek Berlin Signatur Ee 705–1403.

²³) Joh. Christian Köllner, Wolaviographia (Bautzen 1726) S. 480.

²⁴) Signatur 352247.

²⁵) Anagramm: Durch Buchstaben- und Silbenwechsel wird aus dem Vor- und Zunamen des Bewidmeten ein seine Person oder seinen Beruf charakterisierender Begriff geprägt.

²⁶) = 1640 („Ach, daß der goldene Fried' muß' unsern Augen entschwinden! Eisern dagegen sind die Zeiten des Lebens heut!“).

²⁷) Das Feigesche Wappen, das in Goldberg mehrfach erhalten ist, zeigt einen blauen Schild auf grünem Berge, aus dessen Mitte sich ein Feigenbaum erhebt, der in drei Äste ausläuft und in jedem Ast 3 Feigen trägt. Auf dem Hügel sind 2 stehende, goldfarbene Löwen mit erhobenen Wedeln und roten, herausgestreckten Zungen, die mit den Vorderpranken den Feigenbaum angreifen. Auf dem Schilde ist ein Stechhelm mit blauen und goldfarbenen Helmdecken, darüber ein verkürzter, gekrönter Löwe mit erhobenem Schweif und herausgestreckter Zunge, in den Pranken hält er einen belaubten Ast mit 3 reifen Feigen zwischen 2 Adlersflügeln.

Caspar Keseler von St. Marien, M. Adam Thebesius von St. Peter und Paul und Theophilus Feige von der Stiftskirche zu St. Johannis, ferner die Goldberger Geistlichen M. Johann Reimann, Pastor und Dekan, und M. Caspar Wenzel, Diakonus; angefügt ist noch ein Trostgedicht für den Ulbersdorfer Nachbaramtsbruder Georg Heerfart zum Tode seines einzigen Söhnleins. Ein drittes Schriftchen widmet Feige 1641 dem neu eingeführten Goldberger Rat, dem Bürgermeister Michael Stempel, dem Ädilen Zacharias Wiehl und dem Mühlenpräfekten Laurentius Feige. Auf dem Titelblatt lesen wir die flehentliche Bitte aus der tiefen Not der Zeit: „Komm, Christe, rett' uns, o Christe, und dämpfe das Wüten! Mach ein Ende dem Krieg, komme, o Christe, nur bald!“ Diese Bitte ist dem angefochtenen Manne nicht erfüllt worden, wohl aber wurde er durch den Tod von aller Not befreit.

Wo Feige den Magistergrad erworben hat, den er auf dem Titelblatt seiner Gedichte führt, war nicht festzustellen.

Der Adelsdorfer Heimatdichter Waldemar Walter hat die Erlebnisse Pastor Feiges in seiner Familie und Gemeinde zu einer Erzählung geformt, die bei aller dichterischen Freiheit den geschichtlichen Tatsachen weitgehend treu bleibt ²⁸⁾.

Johannes Grünewald

²⁸⁾ „Ursula, die Pfarrfrau von Adelsdorf. Eine historische Erzählung aus dem dreißigjährigen Kriege“ von Waldemar Walter. 2. Auflage Haynau 1897, 50 Seiten. Das anscheinend einzige noch vorhandene Exemplar befindet sich in der Universitätsbibliothek Breslau unter der Signatur 8 n E 5148 c (ehem. Stadtbibliothek).

Die kolonisatorische Tätigkeit Friedrich d. Gr. in Schlesien und ihre konfessionelle Bedeutung

Die kolonisatorischen Leistungen der Hohenzollern vom Großen Kurfürsten bis zu Friedrich II., dem Großen, gehören unbestritten zu den bedeutendsten Taten dieser Dynastie. Kein deutsches Herrscherhaus hat dem Gleichwertiges entgegen zu setzen. Kein deutsches Herrscherhaus hat sich auch so energisch bemüht die Wunden der großen Kriege im eigenen Lande so zu heilen wie die Hohenzollern. Natürlich ging es Friedrich Wilhelm, dem Großen Kurfürsten, dabei darum, die durch den Dreißigjährigen Krieg von Menschen entleerten Lande wieder zu bevölkern und wieder Wohlfahrt den verarmten Menschen zu bringen. Aber meines Erachtens tritt seit Friedrich Wilhelm über Friedrich d. Gr. hinaus bis zu Friedrich Wilhelm III. der konfessionelle Gesichtspunkt in den Vordergrund. Dieser Familie gebührt der Ruhm in Europa von Toleranz nicht nur gesprochen zu haben, sondern sie praktisch von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, von Jahrhundert zu Jahrhundert immer mehr in allen Landesteilen Brandenburg-Preußens angewandt zu haben. Dazu führte eine Reihe von Gründen. Nachdem die Hohenzollern 1613 vom lutherischen zum reformierten Bekenntnis übergetreten waren, drängten sie ihr Bekenntnis den überwiegend lutherischen Untertanen nicht auf, wie es etwa viele deutsche Fürsten, am unrühmlichsten sind die Pfälzer dafür bekannt, taten. Im Gegenteil, die Toleranz, die ihnen selbst schwer fiel, setzten sie gegen sich selbst und unter ihren Untertanen durch. Ja, sie gingen bald über die engen Grenzen der beiden Bekenntnisse hinaus. So verwendet sich Friedrich Wilhelm (1640–1688) 1662 bei Herzog Karl Emanuel II. von Savoyen für die Waldenser, erläßt im Januar 1683 das Toleranzedict für die Sozinianer und verwendet sich am 12. 2. 1685 in einem Schreiben an den Erzbischof von Salzburg für die evangelischen Deferegger¹⁾. Das Potsdamer Edict vom 29. 10. 1685, das die Aufnahme der französischen Hugenotten einleitet, ist hinreichend bekannt. Auch um ihre Freiheit wie die der pfälzischen Einwanderer sorgt er sich eingehend²⁾. Auf diesem Wege folgt ihm Friedrich III. mit der Aufnahme der Waldenser 1690 und der Schweizer Mennoniten 1711³⁾. Der wichtige weitere Schritt war die Anerkennung der religiösen Eigenart der Einwanderer. So erhalten die französischen Hugenotten 1697 ein eigenes Konsistorium, und den Schweizer Mennoniten werden 1711 eigene von der preußischen Landeskirche unabhängige Prediger zugestanden. Friedrich Wilhelm I. (1713–1740) setzt die Politik seiner Vorgänger unter erneut verstärkter Betonung des evangelischen Standpunktes fort, wie es sein Edict vom 23. 12. 1719 ausweist, das den

¹⁾ Max Beheim-Schwarzbach: Hohenzollernsche Kolonisation Leipzig 1874, S. 627

²⁾ Beheim-Schwarzbach a. a. O. S. 627

³⁾ Beheim-Schwarzbach a. a. O. S. 628 und 629

schlesischen Emigranten alle früher veröffentlichten Freiheiten erneut zugesagt⁴⁾). Dieser evangelische Standpunkt wird besonders deutlich in seinem Edict vom 2. und 24. 3. 1725, das bei strengen Strafen verbietet, Polen, Litauer oder Juden als Kolonisten in Preußen aufzunehmen, „sondern lauter deutsche Leute in Lithauen und Preußen anzusetzen“⁵⁾). Daß es dabei darum geht, Protestanten in das Land zu ziehen, steht ebenso außer Zweifel wie seine Verfügung vom 26. 6. 1726, die auf den Domänen in Preußen für die dort angesetzten Kolonisten die Leibeigenschaft aufhebt wie in den brandenburgischen Provinzen auf aufgesiedelten Domänen bereits 1719⁶⁾). Den tschechischen Exulanten im Raume von Berlin wird in den dreißiger Jahren des 18. Jahrhunderts evangelisch-hussitische Religionsausübung zugesagt, aber auch 1738 verordnet, vor der tschechischen Predigt eine deutsche Ansprache zu setzen, damit die Einfügung in die deutsche Umwelt, wie es natürlich ist, gefördert werde⁷⁾). Die Aufnahme der Salzburger Exulanten durch Edict vom 2. 2. 1732⁸⁾ ist hinlänglich bekannt. Allein rund 12 000 Personen insgesamt siedelten in Preußen, deren Namenslisten uns erhalten sind⁹⁾). Weniger bekannt dagegen dürfte sein, daß unter seiner Regierung der katholische Kultus auch in Berlin freigestellt und katholische Militärgeistliche angestellt wurden¹⁰⁾). Der persönlich pietistisch-fromme König übte Toleranz, wie sie schon in den überwiegend katholischen Landesteilen Kleve, Lingen, Geldern und Moers üblich war, obwohl 100 000 katholischen 2 400 000 evangelische Landeskinder gegenüberstanden und diese Toleranz im ganzen übrigen Europa kein Beispiel hatte. In diese Fußstapfen des Vaters trat der Sohn, Friedrich II., der Große (1740–1786). Seine Toleranz war durchaus echt, wenn auch vom Deismus nicht aber vom Atheismus getragen. Und er konnte seine staatlichen, politischen und konfessionellen Probleme keinesfalls in der Rolle eines Unbeteiligten lösen. Dazu war die Vermehrung des katholischen Bevölkerungsanteiles im preußischen Staat um etwa das Achtfache doch zu gewichtig und der Zuwachs von etwa 1 Million Protestanten in Schlesien, Westpreußen und Ermland bis zum Ende seiner Regierung auf Grund ihrer bisherigen religiösen Verfolgung doch zu explosiv. So mußte einfach seine kolonisatorische Tätigkeit die Befragung dieser Probleme einschließen.

4) Beheim-Schwarzbach a. a. O. S. 630

5) Beheim-Schwarzbach a. a. O. S. 631

6) Beheim-Schwarzbach a. a. O. S. 631

7) Beheim-Schwarzbach a. a. O. S. 632 und Günter Machert: Andreas Macher und die böhmischen Exulanten. Jahrbuch für Schlesische Kirchengeschichte 50/1971 S. 70ff. Düsseldorf

8) Beheim-Schwarzbach a. a. O. S. 631

9) Beheim-Schwarzbach a. a. O. S. 520ff.

10) Georg Jaeckel: Die Bedeutung der konfessionellen Frage für die Besitzergreifung Schlesiens durch Friedrich d. Gr. Jahrbuch für Schles. Kirchengeschichte 34/1955 S. 84ff Düsseldorf.

Wie sah denn die Lage der schlesischen Protestanten 1740 aus? Die Gegenreformation hatte das 100 Jahre fast völlig evangelische Land in Oberschlesien, dem nachmaligen Österreich-Schlesien und in der Grafschaft Glatz fast ganz rekatholisiert. Hier hatten sich Geheimprotestanten nur dort halten können, wo sie evangelische Grenzkirchen oder Zufluchtskirchen besuchen konnten oder wo, wie in der Errichtung der Gnadenkirche zu Teschen nach der Altranstädter Konvention von 1707 diese einen Rückhalt gewährte. Sie hatte nicht umsonst 5000 Sitzplätze und erlebte noch 1740 nicht weniger als 50 000 Abendmahlsgäste im Jahr ¹¹⁾).

Besser stand es um die Evangelischen in den rekatholisierten Gebieten, die eine Grenz- oder Zufluchtskirche im „Ausland“, also in Sachsen, in Brandenburg oder in Polen erreichen konnten oder eine solche in den einigermaßen verschont gebliebenen Gebieten der Stadt Breslau und der Fürstentümer Liegnitz–Brieg–Wohlau und Oels–Münsterberg. Eduard Anders zählt in seiner Historischen Statistik von 1867 111 solcher Zufluchtskirchen und nennt die wichtigsten im Breslaurischen, Liegnitzschen, Briegischen, Wohlauschen, Oelschen, sächsischen, brandenburgischen und polnischen Bereich ¹²⁾. Seine beigegebene Karte veranschaulicht die Lage ausgezeichnet nämlich so, daß für die Oberschlesier gerade die Kirchen im Briegisch-Oelsnischen Kreise Kreuzburg, Brieg und Strehlen wichtig waren, weshalb das Haus Habsburg nach dem Aussterben der Briegischen Piasten 1675 diese Zufluchtskirchen wie Kreuzburg ¹³⁾, Stoberau ¹⁴⁾, Löwen ¹⁵⁾ zu schließen trachtete. Für die bedrängten schlesischen Evangelischen wurden auch in den genannten protestantischen oder protestantischfreundlichen Gebieten an den Grenzen sogenannte Grenzkirchen gebaut, oft aus Scheunen und Schuppen errichtet, wie die zu Kriegheide und Hummel, Kreis Lüben ¹⁶⁾. Daneben versorgten jahrelang vertriebene Pastoren und Lehrer als „Buschprediger“ in Gebirgs- und Heidewäldern die Gläubigen, bis sie als dauernd Verfolgte weichen mußten. Für viele aufrechte Protestanten blieb mit ihren Familien besonders in den von Zufluchts- und Grenzkirchen weit entfernten Räumen Ober- und Niederschlesiens und der Grafschaft Glatz nur die Auswanderung. Solche Verse wie der anlässlich des Zwanges zur Teilnahme an der Fronleichnamsprozession gedichtete:

¹¹⁾ Hellmut Eberlein: Schlesische Kirchengeschichte (Bd. I der Reihe: Das Evang. Schlesien. Herausg. Gerhard Hultsch) Goslar 1952 S. 93

¹²⁾ F. G. Eduard Anders: Historische Statistik der Evangelischen Kirche in Schlesien-Breslau 1867 S. 30

¹³⁾ Anders a. a. O. S. 683

¹⁴⁾ Anders a. a. O. S. 181ff.

¹⁵⁾ Anders a. a. O. S. 163

¹⁶⁾ Alfred Wiesenhütter–Gerhard Hultsch: Der Evangelische Kirchbau Schlesiens. (Bd. III Das Evang. Schlesien) Düsseldorf 1954 S. 28/29 und Abb. 47–50

„Heuer muß Du zusehn, übers Jahr mittegehn,
Über ein Kleines den Hut abziehn, über ein Kleines niederknien.
Wirst Du dann dein Herze kränken und dich nicht gar wohl bedenken,
So nimm den Stab in deine Hand und gehe in ein andres Land“.

Oder der von Johann Heermann:

Traur' nicht zu sehr, o frommer Christ,
Der du jetzt und im Elend bist,
Mußt gehn auf fremden Straßen.
Schwer ist das Joch, doch lebet noch,
Der sein Volk nie verlassen“ ¹⁷⁾.

– sie waren blutiger Ernst. Zwischen 1618–1620 erfolgte die Auswanderung etwa zwei Drittel des Adels, Scharen von Bürgern und Bauern aus der Grafschaft Glatz ¹⁸⁾. 1628/1629 zog eine ganze Stadt, nämlich Guhrau, mit 4000 Evangelischen über die polnische Grenze. Sie zogen nach Lissa, Fraustadt, Bojanowo, Jutroschin und Reisen und erbauten mit Hilfe des Landrichters von Schlichting das Städtchen Schlichtingheim mit Kirche, Pfarrhaus und Schule „auf grünem Rasen“ ¹⁹⁾. Aus Löwenberg zogen über 1500 evangelische Bürger, meist Weber, in die Lausitz ²⁰⁾.

Nach 1675 müssen die Sozinianer, die von den Brieger Piasten nach 1660 im Kreuzberger Lande aufgenommen worden waren, nach Westen wandern ²¹⁾. 1640 flüchten soviele Hirschberger Bürger, daß nur 8 katholische Bürgerfamilien übrig bleiben ²²⁾.

Der Grüssauer Abt Rosa vertreibt 1687 alle Evangelischen aus dem Klostergebiet. Davon erbauen die vertriebenen Reichhennersdorfer den Ort Neugersdorf auf lausitzischem Boden. 1240 Menschen, meist Bleicher und Weber, waren von dieser Austreibung betroffen ²³⁾. Dies sind nur einige Beispiele. Es ging dabei oft nicht nur um Habe, Gut und Heimat, sondern oft um Schlimmeres. So mußten die auswandernden Frankensteiner ihre Söhne unter 18 und ihre Töchter unter 12 Jahren zurücklassen. Mehr als 200 000 Menschen hat die Gegenreformation aus Schlesien vertrieben. So entstanden neue gewerbefleißige Orte jenseits der

17) Eberlein a. a. O. S. 83ff.

18) Gerhard Hultsch: Die evangelische Kirche in der Grafschaft Glatz – in: Die Grafschaft Glatz, Bd. V. Herausgeb. Alois Bartsch. Lüdenscheid 1968 S. 132ff.

19) Anders a. a. O. S. 197 und 735

20) Beheim-Schwarzbach a. a. O. S. 229/30

21) Anders a. a. O. S. 685

22) Beheim-Schwarzbach a. a. O. S. 230

23) Eberlein a. a. O. S. 86 und Beheim-Schwarzbach a. a. O. S. 230

schlesischen Grenzen wie Rothenburg a. O., Halbau, Goldentraum, Christianstadt, Unruhstadt, Zaborowo, Bojanowo und das schon genannte Schlichtingsheim und eine große Zahl von Dörfern²⁴⁾. Vergeblich hatte man die 6 Gnadenkirchen geschickt in Grenznähe entstehen lassen. Sie sollten ja die Auswanderung verhindern²⁵⁾. Aber das Übel der Intoleranz saß zu tief. Noch 1714 wird über die überhandnehmende Auswanderung geklagt trotz aller Verbote²⁶⁾. Helfen konnte nur volle Glaubensfreiheit. Und die brachte nicht der Habsburger sondern der Hohenzoller.

Welchen kirchlichen Besitzstand fand Friedrich 1740 vor, als er zur Inbesitznahme Schlesiens schritt? Das Land glich kirchlich einer Wüste. Von Grünberg über Bunzlau nach Habelschwerdt und von Landsberg in Oberschlesien bis Bielitz und Pleß gab es in Zweidritteln des ganzen Landes keine evangelischen Gotteshäuser und Schulen mehr. Oasen in dieser Wüste waren nur die Herzogtümer Brieg—Liegnitz—Wohlau und Oels mit der Stadt Breslau, von denen ersteres Herzogtum nach 1675 ebenfalls vor der Kirchenwegnahme stand. Dazu kamen als kirchliche Trinkwasserstellen die 3 Friedens- und 6 Gnadenkirchen im sonst kirchenentblößten Lande. Man muß einmal in die Konfessionskarte von Eduard Anders in der Statistik von 1867 oder in seinen Historischen Atlas zur schlesischen Kirchengeschichte von 1856 hineingeschaut haben, um zu sehen, wie weit die Verwüstung gottesdienstlichen Lebens in Schlesien bis 1740 gediehen war. Etwa 100 Jahre nach der Reformation standen in Schlesien 1520 evangelischen Gotteshäusern rund 400 katholisch gebliebene gegenüber²⁷⁾. Vor der Altranstädter Konvention von 1707 befanden sich noch 221 Kirchen in evangelischem Besitz, mit dem brandenburgischen Dorf Großburg bei Strehlen 222 Gotteshäuser. Weit über 1000 Kirchen waren rekatholisiert worden, von denen inzwischen viele zerfallen waren²⁸⁾. Infolge der Altranstädtischen Konvention wurden über 100 Kirchen den Evangelischen wieder zurückgegeben und 6 Gnadenkirchen gestattet, so daß ihre Gesamtzahl sich auf 363 belief. Dazu trat 1735 noch die Schloßkapelle der Prinzen Biron in Groß-Wartenberg, deren Benutzung aber nur dem Adel und den Stadtbewohnern von Wartenberg erlaubt war²⁹⁾. Das heißt also, daß überwiegende Teile Schlesiens kirchenleer und von evangelischem Gottesdienst entblößt waren. Neben den Kirchen gab es keine Pastoren. Mit den evangelischen Schulen fehlten die evangelischen Leh-

24) Eberlein a. a. O. S. 86 und Anders a. a. O. S. 20/21

25) Norbert Conrads: Die Durchführung der Altranstädter Konvention in Schlesien 1707—1709, Köln—Wien 1971 S. 205ff.

26) Beheim-Schwarzbach a. a. O. S. 230

27) Anders a. a. O. S. 8ff.

28) Anders a. a. O. S. 34ff.

29) Anders a. a. O. S. 40ff.

rer und Kantoren. Es gab keine evangelischen Friedhöfe, keine evangelischen Kulturveranstaltungen und vieles andere mehr. Das schlimmste aber war die fehlende Seelsorge für Alte und Kranke und die evangelische Unterweisung der Jugend. Die „große Kirchfahrt“ zu den Friedens- und Gnadenkirchen, zu den Grenz- und Zufluchtskirchen begann an jedem Sonnabend um 14 Uhr. Dahin wanderten die Brautpaare zur Trauung; dahin brachte man die Kinder zur Taufe. An den meisten dieser Gotteshäuser wurden Übernachtungsmöglichkeiten, auch wenn sie noch so primitiv waren, notwendig. Diese Kirche unter dem Kreuz aber lebte! Sie lebte von der Hausandacht und häuslichen Erziehung zur Frömmigkeit, vom Lesen der Bibel und Postillen, vom Beten aus Betbüchern und Erbauungsbüchern, vom Singen aus den Gesangbüchern. Dort erwuchs in den Familien in Stadt und Land ein Segen, der unübersehbar bleibt³⁰). Dieser Lage mußte sich Friedrich d. Gr. stellen, denn sie war auch für ihn überraschend, da sie weithin eine Tatsache des Untergrundes war. Aus konfessionellen und politischen Gründen läßt sich dabei erkennen, wie der König schrittweise den schlesischen Protestanten stärker entgegenkommt und zugleich die absolute Vormachtstellung der katholischen Kirche langsam und vorsichtig abbaut. Er, der widerwillige Protestant, muß erkennen, zu welchen Opfern die fromme Gemeinde fähig ist. Bis zu seinem Tode entstehen so 212 evangelische Gotteshäuser mit Pfarrhäusern und Dorfschulen, von denen bis 1769 238 gemeldet werden. Diese Kirchen, Pfarr- und Schulhäuser mit ihren Pfarrern und Lehrern wurden von den Gemeinden erhalten ohne Pfarräcker, die der katholischen Kirche wie die rekatholisierten Gotteshäuser verblieben. Auch die sogenannte Kollatur ist ein Zeichen eines nicht nur negativen Wandels. Der Grundherr hat zwar das Recht der Berufung des Pfarrers, aber ein solches aus einer geringen Anzahl von Bewerbern, die die Kirchengemeinde aus einer größeren Bewerberzahl auswählt, wofür sie auch größere Lasten trägt³¹). Zum ersten Male wird in der Geschichte das gesamte evangelische Kirchenwesen Schlesiens zusammengefaßt und zu einer preußischen Landeskirche mit 3 Oberkonsistorien in Breslau und Glogau 1742 und Brieg (vorher Oppeln) 1756 zusammengefügt. Und gerade dieser Kirche führt Friedrich d. Gr. durch seine Kolonisation neue Kräfte und neues Leben und nicht nur Kirchen, Pfarr- und Schulhäuser zu, die er in den dörflichen Kolonien auf Staatskosten errichten läßt.

Das Land und seine Bewohner zeigten noch immer die Spuren des Dreißigjährigen Krieges. In den Städten waren viele Haus- und Hofstellen wüst. Graf Hoym erwähnt in seinem Hauptbericht an König Friedrich II. von 1786 noch 746 solcher Wüstungen, obwohl unter seiner Verwaltung immerhin 681 Wüstungen verschwunden und durch neue

³⁰) Eberlein a. a. O. S. 92ff.

³¹) Eberlein a. a. O. S. 102ff. und Anders a. a. O. S. 43ff.

Häuser ersetzt worden seien³²⁾. Aus einem Reisebericht von 1780 durch die oberschlesischen Städte geht beispielsweise hervor, daß in Tarnowitz 48, in Beuthen 19, in Sohrau 108, in Loslau 23 und in Ratibor noch 56 solcher Wüstungen vorhanden waren, während in Cosel diese Wüstungen von der Garnison als Gärten benutzt wurden³³⁾. Noch schlimmer sah es auf dem Lande aus. Zu den Nachwirkungen des Dreißigjährigen Krieges kamen nun für Preußen die noch frischen und verheerenden Nachwirkungen der drei schlesischen Kriege, die sich in Schlesien besonders furchtbar ausgewirkt hatten. In Schlesien betrug der Bevölkerungsverlust allein 115 000 Menschen bei einer damaligen schlesischen Gesamtbevölkerung von etwa 1,1 Millionen. Der König sagt selbst nach dem Hubertusburger Frieden: „Um sich einen Begriff von der allgemeinen Zerrüttung zu machen, in die das Land gestürzt war, um sich die Trostlosigkeit und Entmutigung der Untertanen vorzustellen, muß man sich völlig verheerte Landstriche vergegenwärtigen, wo sich kaum die Spuren der früheren Wohnstätten entdecken ließen. Städte, die von Grund aus zerstört, andere, die zur Hälfte in Flammen aufgegangen waren, 13 000 Häuser, die bis auf die letzte Spur vertilgt waren, nirgends bestellte Äcker, kein Korn zur Ernährung der Einwohner; 60 000 Pferde fehlten den Landleuten zur Feldarbeit, und im ganzen Lande hatte sich die Bevölkerung um 500 000 Seelen gegenüber dem Jahre 1756 vermindert, was bei 4,5 Millionen Seelen viel bedeutet. Adel und Bauern waren von so vielen verschiedenen Heeren ausgeplündert, gebrandschatzt und ausgefouagiert, daß ihnen nur das nackte Leben blieb und elende Lumpen, um ihre Blöße zu bedecken . . .“³⁴⁾. Dennoch gab der König nicht auf sondern versuchte, wie er es bereits nach 1740 für Preußen und Schlesien getan, dem Lande aufzuhelfen und seine Bewohner glücklich zu machen. Das konnte nur durch Anwerbung von Kolonisten und Anlage von Kolonisationen in Stadt und auf dem Lande geschehen, ob die Staatsfinanzen noch so schwach und die Bürokratie schwerfällig und oft verständnislos war. Friedrich ging energisch und wohlüberlegt an die Ausführung seiner Pläne. Neben den Staat traten in der Anlage von Kolonisationen städtischer und dörflicher Art die Städte, die katholische Geistlichkeit auf den großen Kirchengütern, die Gutsbesitzer und kolonisationsorientierte Unternehmer, sogenannte Entrepreneure, diese auf staatlichem Grund und Boden. In Schlesien überwogen bei weitem die nichtstaatlichen Kolonisatoren in ihrer Tätigkeit. Aber Friedrich d. Gr. Energie war die Ursache der Gesamtveränderung, so daß 1802 nach Abschluß der kolonisationsorientierten Tätigkeit der friderizianischen Epoche auf einer Quadratmeile in Schlesien 2795 Menschen

³²⁾ Beheim-Schwarzbach a. a. O. S. 308 Anm. 2

³³⁾ Herbert Schlenger: Friderizianische Siedlungen rechts der Oder bis 1800. Breslau 1933 S. 137

³⁴⁾ Udo Froese: Das Kolonisationswerk Friedrich des Großen. Heidelberg 1938 S. 7.

wohnten, während es 1740 erst etwa 1656 Menschen gewesen waren ³⁵⁾. Es wurden Dörfer mit Vollbauernstellen ab 30 Morgen aufwärts angelegt und Kolonien mit Teilbauern- und Büdnerstellen, um den Vollbauern und Großgütern Arbeitskräfte zur Seite zu stellen. Daneben entstanden Spinner- und Weberkolonien, Holzfäller- und Hüttenarbeiterkolonien ³⁶⁾. Hiermit ist der Umfang der Siedlung auf dem Lande angegeben. In den Städten ging es darum, die Wüstungen zu beseitigen und „Professionalisten“ zu gewinnen. Das waren dann in der Hauptsache wiederum Weber und Textilverleger, also Kaufleute. In einer Beschreibung Schlesiens von 1785 heißt es „Diese Provinz erhält ihren Wohlstand nicht bloß vom Landbau, sondern großen Teils durch Verarbeitung ihrer und ihrer nachbarn naturprodukte und durch den Handel damit...“ ³⁷⁾. Die Hauptezeugnisse des Bodens waren neben Getreide, „flax, wolle, holz, färberröte, erze und steinkohlen“ ³⁸⁾. Der Ertrag, der in den Jahren um 1760 jährlich aus Schlesien ausgeführten Leinwand und Garne wird auf 5 Millionen Taler, der der Tuch- und Wollwarenausfuhr auf 1,5 Millionen Taler geschätzt. Das sind 65% der gesamten Ausfuhr Schlesiens ³⁹⁾. Damit wird deutlich, daß Friedrich d. Gr. bei der schlesischen Siedlung auf die gewerbliche Kolonisation auf der Grundlage des Textilgewerbes besonderen Wert legte und daher die landwirtschaftlichen Kolonistenstellen bewußt klein hielt, damit sie in erster Linie als Weber und Spinner für die städtischen Verleger arbeiteten. Das Spinnen war ja damals eine Fertigkeit, die auf dem Lande allgemein im Winter ausgeübt und in Schlesien besondere Güte erreicht hatte ⁴⁰⁾. Daneben ging es Friedrich um die Förderung der Eisenindustrie. Deren Kerngebiet lag in Schlesien und damals noch auf der Grundlage der Verhüttung von Raseneisenerz, das sich vor allem in den Kreisen nördlich der Oder, Oppeln, Groß-Strehlitz usw. reichlich und qualitativ gut fand. Hier verfügte auch der Staat über ausgedehnte Wälder, deren Holz der Verhüttung als Holzkohle zur Verfügung gestellt werden konnte. Daher werden im Oppelner Kreis zunächst die Wüstungen möglichst rasch besetzt, allein in 4 Jahren 1301 Stellen mit 6505 Menschen ⁴¹⁾. Und hier finden sich dann auch die vielen Holzfäller- und Hüttenarbeiterkolonien ⁴²⁾, im Kreise Oppeln allein 56 Kolonien, im Kreise Rosenberg 29 und im Kreise Kreuzburg 23 solcher Siedlungen.

³⁵⁾ Schlenger a. a. O. S. 98

³⁶⁾ Froese a. a. O. S. 37ff.

³⁷⁾ von Kloeber: Von Schlesien vor und seit dem Jahre 1740 – 2 Teile, Freiburg 1785 I. S. 227 und 205.

³⁸⁾ Kloeber a. a. O. S. 303

³⁹⁾ Kloeber a. a. O. S. 317, 327 und 337

⁴⁰⁾ Froese a. a. O. S. 43

⁴¹⁾ Friedrich Stumpe: Der Gang der Besiedlung im Kreise Oppeln – Schriften des Vereins oberschlesische Heimatkunde, I/Oppeln 1932 S. 47

⁴²⁾ Schlenger a. a. O. S. 116ff.

gen⁴³). Daß gerade diese oberschlesischen Kolonien nicht so gediehen, wie es der König erhofft hatte, lag daran, daß sich die Eisenindustrie südöstlich nach der Steinkohlenbasis um Gleiwitz, Beuthen und Kattowitz hin verlagerte. Darum soll im Oppelner Bezirk auf das Spinnen größerer Wert gelegt werden. So soll die Kolonie Sacken 1791 10 Ballen Baumwolle verspinnen⁴⁴). Das Hauptgebiet der Heimarbeiter für das Textilgewerbe mit landwirtschaftlichem Rückhalt in Kleinlandwirtstellen aber lag im Gebirge und am Gebirgsrand. So wurden im Kreis Glatz 42 solcher Stellen, im Kreise Habelschwerdt 19 Kolonien und in den Kreisen Reichenbach, Schweidnitz, Waldenburg und Löwenberg 35 Kolonien angelegt⁴⁵). Den Kolonisten wurden große Freiheiten und Hilfen zuteil. Friedrichs wichtigster Grundsatz, nach dem er sich immer zu handeln bemühte, war die persönliche Freiheit der Siedler. „Sicherlich ist kein Mensch geboren“, so schreibt der König, „um der Sklave seinesgleichen zu sein. Die Vernunft verabscheut solchen Mißbrauch“⁴⁶).

Zu der persönlichen Freiheit trat die Militärdienstfreiheit, traten Freijahre von allen Abgaben, Zins- und Steuerzahlungen, weitgehendes Verfügungsrecht und Freizügigkeit. Umgekehrt wurden in einem Kanon genau die Pflichten der Kolonisten über Erbzins, Hausbau, Landbestellung und Dienstverpflichtungen auf den staatlichen wie privaten Kolonien festgelegt⁴⁷). In 88 Edikten hat Friedrich d. Gr. zwischen 1740 und 1785 Kolonisationsmaßnahmen festgeschrieben. Von diesen Edikten befassen sich außer den allgemeinen allein 16 mit schlesischen Verhältnissen⁴⁸). Die Gesamtzahl der unter Friedrich d. Gr. in Preußen angesiedelten Kolonisten bezeichnet Froese unter Bezugnahme auf die Beheim-Schwarzbachschen Mindestzahlen auf mehr als 400 000 Menschen, wovon auf Schlesien mindestens 100 000 entfallen dürften, davon etwa 70 000 ländliche und mindestens 30 000 städtische Kolonisten⁴⁹). Den Kolonisten wurden übrigens auch die Reisekosten erstattet, wie auch die Hofwehr, also landwirtschaftliche Geräte, Saatgut und Vieh weitgehend zur Verfügung gestellt und auch die größte Rodung, Melioration und der Hausbau vorgegeben. Die Siedler sollten „Ausländer“ sein, damit die Binnenkolonisation sich als zusätzliches Element auswirken konnte. Nun waren diese „Ausländer“ nur im damaligen Sinne Ausländer und praktisch nur als Nichtpreußen zu verstehen und kamen vorwiegend aus der Lausitz, Sachsen, Franken, der Pfalz und Hessen und dann aus Böhmen und schließlich als wirkliche Aus-

43) Froese a. a. O. S. 139ff.

44) Schlenger a. a. O. S. 116 Anm. 1

45) Froese a. a. O. S. 137ff.

46) Froese a. a. O. S. 3

47) Froese a. a. O. S. 25ff.

48) Beheim-Schwarzbach a. a. O. S. 633ff.

49) Froese a. a. O. S. 53ff.

länder aus Polen. Von diesen „Ausländern“ waren mehr als 95% Deutsche, Friedrich weist ausdrücklich darauf hin: „deutsche Polen“ anzuwerben, „schlechterdings aber keine Stockpolen anzunehmen“⁵⁰⁾. Unter den 483 schlesischen Kolonien sind nur von den 56 Kolonien im Kreise Oppeln 10 mit polnischsprechenden Siedlern besetzt worden⁵¹⁾. Zu den nichtdeutschen Kolonisten gehörten auch die tschechischsprechenden Hussiten, die um 1780 14 Siedlungen haben⁵²⁾.

Die letzte Angabe führt uns zur letzten, zur konfessionellen Seite der großen Kolonisation Friedrich d. Gr. Daß sich der König einmal als der große Beschützer der Protestanten wußte und die schlesischen Kriege ohne konfessionelle Aspekte nicht denkbar sind, steht außer Frage ebenso wie dies, daß man aber Friedrich d. Gr. auch den Blick über die konfessionelle Enge von Luthertum und Katholizismus hinaus zugehen muß. Im Rahmen des allgemein evangelischen Verständnisses von Protestantismus kann ruhig die Behauptung gewagt werden, daß auch etwa 95% der unter Friedrich II. angesetzten Kolonisten evangelisch waren. Es ist dies belegbar, auch wenn Schlenger darauf verweist, daß es in Oberschlesien auch katholische Kolonien gab und der Hinweis auf gewünschte Ansetzung von Protestanten in Heinrichsfelde, Amt Kupp, Krs. Oppeln, nur als „privat-direktion“ ausgesprochen worden sei⁵³⁾. Friedrichs Edikte beziehen sich überwiegend auf Protestanten wie das Toleranzedict für die Mennoniten vom 14. 8. 1740, für die Schwenckfeldianer vom 8. 3. 1742, für die mährischen Brüder vom 25. 12. 1742, für die Colonisten für Neusalz vom 18. 5. 1743, für die Pfälzer Colonisten vom 10. 8. 1747, für die Colonisten aus Polen vom 31. 3. 1749, Edict vom 12. 4. 1763 „... daß sie mit guten ausländischen evangelischen Wirthen besetzt würden“, Edict für die Colonisten aus Polen nach Schlesien vom 12. 2. 1763; „Avertissement an alle in Polen wohnenden Landeskinder, als auch fast alle daselbst befindlichen Einwohner wegen der bevorstehenden Unruhen sich selbst nach Schlesien in Sicherheit zu begeben, wegen der einrückenden Russen in Lithauen und Polen, wo es nächstens bunt zugehen wird, gesengt und gebrannt werden wird“ — vom 27. 9. 1764. Diesem Edict folgte am 26. 9. 1767 nochmals ein besonderes „für die Colonisten aus Polnisch-Lissa nach Schlesien“. Ein weiteres Edict ist an diese gleiche Bevölkerungsgruppe am 5. 1. 1770 gerichtet. Die religiöse Eigenart der Mennoniten berücksichtigt das Gnadenprivilegium vom 29. 3. 1780, das ihnen „ewige Befreiung vom Militärdienst“ zusichert. Ganz anders lautet hingegen das Rescript vom 5. 2. 1772, das verlangt, „wegen katholischer Colonisten jedes Mal zu berichten“⁵⁴⁾. Wir erinnern uns daran, daß 1628/29 die

50) Froese a. a. O. S. 58

51) Froese a. a. O. S. 135ff. bes. 140ff.

52) Beheim-Schwarzbach a. a. O. S. 545/546

53) Schlenger a. a. O. S. 103 und Anmerkungen

54) Beheim-Schwarzbach a. a. O. S. 633ff.

Guhrauer Evangelischen nach Polen auswanderten, um ihres Glaubens, der damals in Polen geduldet wurde, zu leben. Diese Auswanderer hatten ein blühendes Textilgewerbe ins Leben gerufen. Inzwischen wurden die Bedrückungen der deutschen Evangelischen besonders seit der Herrschaft der sächsischen Polenkönige mit Anfang des 18. Jahrhunderts immer schlimmer. Daher beschloß Friedrich d. Gr. diesen Menschen direkt zu helfen, da ihre Grundherren sie nicht ziehen ließen und ihre mitgeführte Habe unterwegs ausgeplündert wurde. Deshalb beorderte er 3 Regimenter, die bis ins Posensche streiften und unterwegs die der Grenze sich nähernden Flüchtlinge unter ihren Schutz nahmen. In Lissa hatten nicht nur die Guhrauer, sondern auch die Böhmisches Brüder Schutz und Aufnahme unter dem Magnatengeschlecht der Leszczyński gefunden. Auch nachdem diese Familie katholisch geworden war, blieb die Toleranz gewährleistet, bis Lissa in den Besitz der streng katholischen Familie Sulkowski 1738 kam. Von da ab wurden die Bedrückungen unerträglich. Sie führten sogar zu Morden an den Bürgern. Ein Unterhändler namens Berndt unternahm es, die Lissaer Evangelischen zu benachrichtigen und nach Schlesien zu führen⁵⁵). So wanderten, die früheren Zahlen sind nicht nachweisbar, von 1763 bis 1785 ein in die Städte Guhrau 231, Freystadt 57, Glogau 97, Grünberg 118, Neusalz 75, Schwiebus 77, Herrnsdorf 79 und Militsch 85 Familien. In den Städten des Glogauer Departements waren es insgesamt 7999 und in denen des Breslauer Departements 9564 Kolonisten, die von 1763 bis 1785 eingewandert sind⁵⁶). Die meisten dieser Kolonisten waren evangelisch und kamen aus den in Polen an Schlesien grenzenden Gebieten. Man schätzt ihre Zahl auf mindestens 12000 Familien. Doch dürfte diese Zahl zu niedrig sein⁵⁷). Einen ähnlichen Zug wie die Lissaer unternahmen die Evangelischen aus dem Dorfe Seibersdorf unweit Pleß auf polnischem Boden. Ihnen wurden unter dem Leutnant von Woyrsch 70 Husaren zur Bedeckung 1770 entgegengesandt, so daß sie, die meist Weber waren, auch 400 Stück Vieh, ihre Webstühle und Eigentum auf 220 vierspännigen Wagen mitnehmen konnten. Der Gutsbesitzer bestellte zwar polnisches Militär, aber es kam zu keinem Blutvergießen. So entstand die Kolonie Anhalt bei Pleß⁵⁸). Damit haben wir zugleich die beiden Formen der städtischen und ländlichen Einwanderung aus Polen angedeutet, die sich etwa doppelt so stark auf das Land wie in die Städte richtete. Von 1763 bis 1786 zählte man Kolonisten aus Polen in den Städten 7823 und auf dem Lande 14399⁵⁹). Auch bei den sogenannten „sächsischen“ Einwanderern handelt es sich

55) Beheim-Schwarzbach a. a. O. S. 328ff.

56) Beheim-Schwarzbach a. a. O. S. 543

57) Beheim-Schwarzbach a. a. O. S. 332 und Froese a. a. O. S. 53/54

58) Andreas Wackwitz: Urbanus. 1770–1970. Gründung – Entwicklung – Zerstreuung der oberschles. Gemeinde Anhalt. Jahrbuch für Schles. Kirchengeschichte. Düsseldorf 49/1970 S. 118–191 und Beheim-Schwarzbach a. a. O. S. 331

59) Beheim-Schwarzbach a. a. O. S. 332

überwiegend um schlesische Rückwanderer der Epoche der Gegenreformation. So fand 1746 eine solche bedeutende Rückwanderung von Webern und Damastziehern statt, die sich vorwiegend in Schmiedeberg und Hirschberg niederließen und hier schon Rückwanderer vorfanden. Die Damastzieher waren 175 Personen mit 45 Stühlen eingewandert, die für ihre Reise und „Ansetzungskosten 6672 Thaler 3 Groschen erhielten und 3448 Thaler ins Land brachten“⁶⁰). 220 weitere Personen folgten. Einwandernde Tuchmacher ließen sich in Neusalz nieder. Insgesamt mögen es etwa 7000 Personen gewesen sein, die aus der Lausitz vorwiegend einwanderten und als Weber und Spinner in Häuslerstellen auf dem Lande Brot und Wohnung fanden oder als Damastzieher und Tuchmacher in den Städten tätig wurden. Hier war nun das Verhältnis von Stadt und Land umgekehrt. Die doppelte Anzahl Kolonisten zog in die Städte und etwa die Hälfte auf das Land. Diese Kolonisten waren es auch, die sich besonders dagegen wehrten, ihre Stolgebühren für kirchliche Handlungen außer an den evangelischen Pastor auch noch an den katholischen Parochus bezahlen zu müssen⁶¹). Eine weitere Einwanderungswelle kam aus den österreichischen Kronländern, vor allem aus Böhmen. In der friderizianischen Siedlerzeit kamen 16974 Kolonisten, die vor allem im Breslauer Departement, nämlich 14677 angesetzt wurden und von diesen wiederum 8513 auf dem Lande. Ein großer Teil von ihnen wurde angrenzend an die böhmische Grenze untergebracht. Auch diese Kolonisten waren überwiegend Evangelische, Geheimprotestanten⁶²). Auf die tschechischen Hussitenkolonien entfielen etwa 3000 Seelen⁶³). Ihnen wurde besondere Hilfe zuteil, obwohl ihre Einwanderung gleich zu Beginn der Schlesischen Kriege großen Schwierigkeiten unterworfen war⁶⁴). So entstanden drei große tschechisch-reformierte Siedlergemeinden zwischen 1749 bis 1752 und dann noch eine 1779⁶⁵). Ihnen wurden Gotteshäuser gebaut und Predigt und Schulunterricht in tschechischer Sprache gewährt. Aus Sachsen, wo ihnen durch Unduldsamkeit der orthodoxen Lutheraner wie auch vom konvertierten Kurfürstenhause große Schwierigkeiten gemacht wurden, suchte die erneuerte Brüderunität unter dem Grafen Zinzendorf in Schlesien Fuß zu fassen. Nachdem Friedrich d. Gr. am 25. 12. 1742 Toleranz zugesagt hatte, wurde ihr am 7. 5. 1746 die Generalconcession für Schlesien erteilt, Kolonien

⁶⁰) Beheim-Schwarzbach a. a. O. S. 308/309

⁶¹) Beheim-Schwarzbach a. a. O. S. 333/334

⁶²) Beheim-Schwarzbach a. a. O. S. 334

⁶³) Beheim-Schwarzbach a. a. O. S. 545/546

⁶⁴) Gotthard Münch: Die evangelische Gemeinde Münsterberg und die böhmische Einwanderung zu Beginn der preußischen Zeit. Jahrbuch f. Schles. Kirchengeschichte Ulm 44/1965 S. 13–43

⁶⁵) Gerhard Hultsch: Aus der Geschichte der böhmischen Gemeinden innerhalb der schlesischen evang. Kirche. Jahrbuch für Schles. Kirchengeschichte. Düsseldorf 33/1954 S. 84–90

anzulegen. Nach mancherlei Schwierigkeiten, die darin lagen, daß die pietistische Brüdergemeinde starke Anziehungskraft auf lutherische, von der Engherzigkeit der Orthodoxie abgestoßene Gemeindeglieder ausübte (so sind zwischen 1746—1754 168 Personen zur Brüdergemeinde übergetreten) und die dadurch überwunden wurden, daß die Brüdergemeinde geschlossene Siedlungen mit Bethäusern und ihren eigentümlichen Einrichtungen errichtete und auf Proselytenmacherei verzichtete⁶⁶). So entstanden Brüdersiedlungen in Gnadenberg, Gnadenfrei, Gnadeck, Gnadenfeld und Neusalz⁶⁷), von denen sich 244 Personen in Neusalz niederließen und hier durch ihre Garnproduktion bald bedeutenden Ruf genossen⁶⁸). Friedrich d. Gr. großherzig toleranter Ruf an die Schwenckfelder vom 8. 3. 1742 verhallte ungehört, da die meisten von ihnen inzwischen nach Amerika ausgewandert waren und trotz dieses Rufes nicht mehr zurückkehrten⁶⁹). Natürlich kamen auch viele „Ausländer“ aus anderen deutschen Staaten als Kolonisten nach Schlesien, wie es die Tabellen bei Beheim-Schwarzbach zeigen. Er schätzt diese Zahl zwischen 1742 und 1786 auf etwa 5000, die zu niedrig erscheint⁷⁰). Ihre Herkunft zeigen einzelne Ausführungen bei Schlenger⁷¹).

Wir haben schon mehrfach wie bei Guhrau und Neusalz die konfessionelle Komponente der Siedlungstätigkeit Friedrich II. angedeutet und wollen ihr nun an Hand von Einzelbeispielen näher kommen. Leider liegen uns für die Zeit um 1742 für die Städte und das flache Land keine ausreichenden Zahlen für die Verhältnisse in den einzelnen evangelischen Kirchengemeinden vor. Jedoch helfen uns dabei Rückschlüsse. Besonders stark rekatholisiert worden waren dabei die Städte in den Erbfürstentümern und Oberschlesien und das flache Land in Oberschlesien. So war Guhrau katholisch geworden mit einer kleinen Anzahl von Geheimprotestanten. Zwischen 1763 bis 1785 wanderten zurück 231 Familien. Nach der Auswanderung von 1630 standen am 12. 1. 1631 in Guhrau von 699 bewohnten Häusern 587 leer und wüst⁷²). Unter den am 16. 2. 1741 ordinierten Predigern in Rauschwitz befindet sich für Guhrau Herr Pätzold und 1768 sind es bereits zwei evangelische

66) Beheim-Schwarzbach a. a. O. S. 350 und Anmerkungen

67) Beheim-Schwarzbach a. a. O. S. 546

68) Beheim-Schwarzbach a. a. O. S. 350

69) Beheim-Schwarzbach a. a. O. S. 356/357

70) Beheim-Schwarzbach a. a. O. S. 544/545

71) Schlenger a. a. O. S. 105/106

72) J. Berg: Die Geschichte der schwersten Prüfungszeit der evang. Kirche Schlesiens und der Oberlausitz. Jauer 1857 S. 146

Die genaueren Zahlen hat:

Friedrich Albert Zimmermann: Beiträge zur Beschreibung von Schlesien Bd. 10. Brieg 1791 S. 382

Pastoren C. G. Menzel und C. F. Hederich⁷³⁾. Die evangelische Kirche ist 1744 erbaut und nach dem Brande von 1759 in den Jahren 1765 bis 1781 neu errichtet worden⁷⁴⁾. Zimmermann zählt 1791 ohne die Garnison 2731 Einwohner, die mehrheitlich katholisch sein möchten⁷⁵⁾. Anders nennt 1867 in seiner Statistik 3006 evangelische Stadtbewohner und 106 Evangelische in der Garnison, die von 2 Pastoren betreut werden⁷⁶⁾. 1893 ist das Konfessionsverhältnis in der Stadt: 3381 Evangelische, 1023 Katholiken und 89 Juden. Die geistliche Versorgung erfolgt durch 2 Pastoren⁷⁷⁾. 1927 wird die Seelenzahl, die sich dann bis zum 2. Weltkrieg wenig verändert hat, angegeben mit 3718 Evangelischen in der Stadt, dazu 5 Altlutheraner, 3 Freireligiöse und 18 Sektenmitglieder. Die Seelenzahl der Gesamtgemeinde mit den eingepfarrten Dörfern beträgt 8608, von denen 6543 evangelisch sind⁷⁸⁾. Es erweist sich am Beispiel von Guhrau, daß Friedrich II. Kolonisation die Stadt reevangelisierte. Wir wenden uns Neusalz a. O. zu, in welche Stadt zwischen 1763 bis 1785 75 Familien eingewandert waren. Zimmermann erwähnt 1791 eine katholische Kirche, eine evangelische Kirche und ein Bethaus der Brüdergemeinde. Die Einwohnerzahl gibt er mit 1503 an, ohne die bekenntnismäßige Gliederung zu erwähnen⁷⁹⁾. Nach Neusalz hatten sich besonders Glieder der Brüdergemeinde seit der Landesverweisung von 1736 durch die sächsische Regierung, die zwar 1747 wegen allzustarker Abwanderung zurückgenommen wurde, gewandt. Es waren bereits 1754 etwa 244 Personen, die zwar im Siebenjährigen Krieg unter russischer Invasion schwer zu leiden hatten, aber doch ihre Garnindustrie wieder aufbauten und deren Zwirne bis zum 2. Weltkrieg weltbekannt waren⁸⁰⁾. Auch Neusalz bekommt nach der Ordination von 1741 einen Prädikanten aus dem Lager Rauschwitz namens Zachler, der als Ortspastor noch 1768 erwähnt wird⁸¹⁾. 1867 zählt der Ort 4881 Einwohner, von denen 3627 zur evangelischen Landeskirche und außerdem 233 Seelen zur Brüdergemeinde gehören. Insgesamt stehen damit 3860 Evangelische 1021 Katholiken gegenüber. Die landeskirchliche Gemeinde hat 2 Pastoren und die Brüdergemeinde 1 Prediger⁸²⁾. 1893 umfaßt die Stadt 6761 Evangelische, 220 Glieder der Brüdergemeinde,

73) Johann Adam Hensel: Protestantische Kirchengeschichte der Gemeinen in Schlesien. Liegnitz 1768 S. 705 und 787

74) Zimmermann a. a. O. S. 394

75) Zimmermann a. a. O. S. 398

76) Anders a. a. O. S. 198

77) Hirschberg: Schlesischer Pfarr-Almanach. Berlin 1893 S. 44/45

78) Silesia Sacra. Historisch-statistisches Handbuch über das evangelische Schlesien. Görlitz 1927 S. 134/135 und Silesia Sacra. Historisch-statistisches Handbuch über das evangelische Schlesien (Bd. II. der Reihe: Das evang. Schlesien, Herausgeb. und Neubearb. Gerhard Hultsch). Düsseldorf 1953 S. 45/46

79) Zimmermann a. a. O. S. 149ff.

80) Beheim-Schwarzbach a. a. O. S. 350

81) Hensel a. a. O. S. 707 und 788

82) Anders a. a. O. S. 440 und 778

14 Sektenglieder, 1882 Katholiken und 81 Juden. Die Pfarrerrzahl stagniert bei 2 Geistlichen⁸³). 1927 und damit bis zum 2. Weltkrieg leben in Neusalz 9500 landeskirchliche Evangelische, 80 Altlutheraner, 360 Glieder der Brüdergemeinde, 3000 Katholiken, 25 Sektenglieder und 264 Dissidenten. Die Pfarrstellen haben sich auf 3 erhöht⁸⁴). Auch an Neusalz ist die Fürsorge des Königs ersichtlich. Zu den Städten, die unter der Gegenreformation und den Lichtensteinern besonders zu leiden hatten, gehört Sprottau. Die befreiten Evangelischen erhielten auch 1741 einen der sogenannten 12 schlesischen Apostel aus Rauschwitz als Prediger, nämlich Gottlieb Weinrich. 1768 sind es dann 2 Pastoren⁸⁵). Auch in Sprottau werden 1773 74 eingewanderte friderizianische Kolonistenfamilien nachgewiesen⁸⁶). 1787 zählt Sprottau 2187 Einwohner zuzüglich 115 Mann Garnison. Von den Hausstellen liegen noch 7 wüst. Unter den Gewerbetreibenden sind 16 Leinenweber, 23 Tuchmacher, 1 Tuchscherer, 4 Zeugmacher, 6 Strumpfstriker und 2 Garnhändler, was typisch auf friderizianische Siedler weist⁸⁷). 1867 sind von 5171 Einwohnern 4165 evangelisch und werden von 2 Pastoren betreut⁸⁸). 1927 stehen 8348 Evangelischen 1808 Katholiken, 79 Freireligiöse, 44 Juden und 60 Sektenmitgliedern gegenüber. Die große Gemeinde wird immer noch von 2 Pastoren betreut, was sich auch bis zum 2. Weltkrieg nicht geändert hat⁹⁰). In Sprottau wird die evangelische Einwanderung, Stärkung und Festigung der Gemeinde ebenfalls deutlich. Nicht viel anders liegen auch die Dinge in Herrstadt, Krs. Guhrau. Hier hat die Gegenreformation erst nach dem Aussterben der Liegnitz—Brieg-Wohlauer Piasten 1675, zu dessen Herzogtum Wohlau Herrstadt gehörte, 1694 bei einer Vakanz der evangelischen Stadtpfarrei und 1698 nach dem Tode des Landpfarrers Fuß gefaßt. Beide Kirchen mußten aber 1707 zurückgegeben werden. Auch nach Herrstadt wanderten nachweislich 1773 79 Kolonistenfamilien ein, wahrscheinlich aus Polen und möglicherweise konfessionell gemischt in der Stadt⁹¹), wogegen in Königsdorf vom Amt Herrstadt 1776 eine Kolonie mit 11 Siedlerstellen errichtet wurde, die nur von evangelischen Kolonisten besetzt wurde⁹²). 1768 ist Herrstadt mit je einem Geistlichen an der Stadt- und an der Land-

⁸³) Hirschberg a. a. O. S. 176

⁸⁴) Silesia Sacra 1927 a. a. O. S. 315/316 und Sil. Sacra 1953 a. a. O. S. 97/98

⁸⁵) Hensel a. a. O. S. 704 und 788

⁸⁶) Beheim-Schwarzbach a. a. O. S. 543

⁸⁷) Zimmermann a. a. O. S. 441ff.

⁸⁸) Anders a. a. O. S. 676

⁸⁹) Hirschberg a. a. O. S. 307

⁹⁰) Silesia Sacra 1927 a. a. O. S. 536 und Sil. Sacra 1953 a. a. O. S. 150

⁹¹) Beheim-Schwarzbach a. a. O. S. 543

⁹²) Froese a. a. O. S. 136 und Karl Raebiger: Koloniengründung im Amte Herrstadt 1776—1785. Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens. Breslau 1910 S. 52—73. Von 11 Kolonistenfamilien stammen 10 aus Polen und sind Deutsche.

kirche versorgt⁹³). 1867 hat die Stadt unter 2034 Einwohnern 1633 Evangelische, die königliche Amtsvorstadt, das Stadtvorwerk genannt und vorwiegend für die Einwanderer von 1773 freigegeben, hat unter 365 Einwohnern 339 Evangelische. Die Landpfarrei zählt etwa 3300 Seelen, von denen das schon genannte Dorf Königsdorf bemerkenswert ist. Hier sind von 97 Einwohnern 94 evangelisch⁹⁴). 1893 hat die Stadtkirche 2042 Evangelische. Daneben gibt es an Einwohnern 15 Baptisten, 411 Katholiken und 47 Juden. Die Landkirche umfaßt 3045 Evangelische. Daneben zählt man 7 Baptisten und 162 Katholiken⁹⁵). Für 1927 und vor 1945 verändern sich die Zahlen kaum. Der Stadtparochie gehören an 1962 Evangelische, 9 Altlutheraner, 400 Katholiken, 1 Freireligiöser, 12 Sektenangehörige, und 15 Juden gibt es außerdem. Das eingepfarrte Dorf Kadlewe bleibt in dieser Zählung unberücksichtigt. Die eigentliche Landgemeinde St. Andreas hat 2801 Evangelische, 179 Katholiken und 19 Sektenangehörige in 15 Dörfern, wobei in der friderizianischen Kolonie neben 101 Evangelischen nur 5 Katholiken wohnen. Die Pfarrstellen sind auf insgesamt 3 angewachsen⁹⁶). Über die Einwanderungszahlen in den Städten des Breslauer Departements liegen keine einzelnen Zahlenangaben vor. Doch ist ersichtlich folgendes. Die Siedlungstätigkeit in den Städten der Grafschaft Glatz, die einst überwiegend evangelisch waren, ist für die evangelische Gemeindebildung unerheblich. In Oberschlesien verhält es sich dagegen anders. Hier hat der König darauf gesehen, in den Städten den evangelischen Bevölkerungsanteil zu stärken und besonders „Professionalisten“ anzuwerben. Dies gilt wiederum besonders für die Orte, in denen ein evangelischer Bevölkerungsteil die Gegenreformation überdauerte, weil er, wenn auch sehr beschwerlich, die Grenzkirchen im Briegischen erreichen konnte. Einer dieser Orte war Falkenberg, wo nach 1552 unter den Freiherren von Pückler die Reformation Eingang fand. Nach 1662 wurde die evangelische Predigt verboten, und die evangelischen Bürger wanderten zum Kirchgang nach Löwen und Michelau im Fürstentum Brieg. So erhielt sich der Protestantismus bis zu seiner Befreiung 1742. Sofort wurde 1744 ein hölzernes Bethaus erbaut, das nach dem Brande von 1750 im Jahre 1754 durch ein steinernes Gotteshaus ersetzt wurde. Auch wurde schon 1743 eine evangelische Schule erstellt und Friedrich d. Gr. setzte den Pastor Christian Spangenberg ein und besoldete ihn, was eine große Ausnahme darstellt. 1756 hatte der Ort 598 und 1782 819 Einwohner, von denen ein großer Teil evangelischer Religion war, wenn auch die Zahlen von Zimmermann für die evangelischen und katholischen Trauungen und Taufen irrtümlich vertauscht zu sein scheinen⁹⁷). Immerhin umfaßt 1867 die Gesamtgemeinde Falkenberg mit

⁹³) Hensel a. a. O. S. 791

⁹⁴) Anders a. a. O. S. 200/201

⁹⁵) Hirschberg a. a. O. S. 45

⁹⁶) Silesia Sacra 1927 a. a. O. S. 136/137 und Sil. Sacra 1953 a. a. O. S. 46

⁹⁷) Zimmermann a. a. O. Bd. 2 Teil 1 S. 19ff.

ihren eingepfarrten Dörfern 5462 Seelen, und das Wachstum des Ortes zwischen 1756 und 1782 läßt auf Ansetzung evangelischer Kolonisten in der Stadt schließen⁹⁸⁾. 1893 ist die Seelenzahl der Gemeinde infolge der Errichtung neuer evangelischer Kirchengemeinden auf insgesamt 3722 Seelen zurückgegangen, von denen in der Stadt 647 Evangelische neben 1273 Katholiken und 58 Juden beheimatet sind⁹⁹⁾. 1927 und damit vor dem 2. Weltkrieg hatte die Gesamtgemeinde 3559 Seelen, von denen 864 Evangelische neben 2 Baptisten, 1488 Katholiken und 2 Juden in der Stadt selbst lebten. Pfarrsiedlungen waren zuletzt 2 vorhanden¹⁰⁰⁾. Bei dieser Entwicklung muß allerdings auch das stärkere Wachstum der katholischen Bevölkerung und ihr Nachrücken aus katholischen Dörfern des östlichen Hinterlandes berücksichtigt werden. Zu den treuesten und standfestesten evangelischen Gemeinden Oberschlesiens zählte zweifellos die Kirchengemeinde Neustadt O/S. Unter dem Schutze des Markgrafen Georg von Brandenburg-Jägerndorf war sie 1532 gegründet worden. Ihre Leidensgeschichte aber auch ihre Tapferkeit erzählt J. Berg in längeren Ausführungen in seinem Buch¹⁰¹⁾. Noch 1660 standen den 82 katholischen Bürgern 290 evangelische gegenüber. 1673 ist das Verhältnis von evangelischen zu katholischen Bürgern 670 zu 1372. Nach dem 30jährigen Kriege hatte sich die Stadt also wieder einigermaßen erholt. Evangelische waren zwar abgewandert, hatten sich aber im Kern erhalten, besonders in den umliegenden Dörfern¹⁰²⁾. Mit dem Jahre 1742 erhielt Neustadt als erste Gemeinde in Oberschlesien von Friedrich II. die Erlaubnis auf dem königlichen Schlosse Wagendrossel eine Kirche zu erbauen und einen Prediger anzustellen, den auch in diesem Falle der König besoldete. Der Pastor hieß Johann Albrecht Schübler, dem Samuel Gotfried Raticke folgte¹⁰³⁾. Die Stadt hatte 1754 2905 und 1784 3326 Einwohner. Zwischen 1777 und 1782 stehen 227 katholischen 52 evangelisch Getraute, 883 katholischen 220 evangelisch Geborene und 886 katholischen 183 evangelisch Verstorbene gegenüber¹⁰⁴⁾. Alevangelische hatten sich außerhalb der Stadt besonders in den Dörfern Elsnig, Schnellewalde, Dittmannsdorf, Riegersdorf, Wiese, Langenbrück, Buchelsdorf, Leuber, Schlagwitz und Laswitz erhalten¹⁰⁵⁾. Die Stadt selbst bekam außerordentlichen evangelischen Zuzug an Webern. Dieser Gewerbezug wurde die Hauptproduktion der Stadt. 1783 wurden 19224 Ellen Spitzen geklöppelt. Die Leinwandmanufaktur hatte 1782 234 Webstühle, die vor allem Taschen-

⁹⁸⁾ Anders a. a. O. S. 694/695

⁹⁹⁾ Hirschberg a. a. O. S. 334

¹⁰⁰⁾ Silesia Sacra 1927 a. a. O. S. 568/569 und Sil. Sacra 1953 a. a. O. S. 159

¹⁰¹⁾ Berg a. a. O. S. 120ff.

¹⁰²⁾ Eberlein a. a. O. S. 84

¹⁰³⁾ Zimmermann a. a. O. Band 3 S. 122 und Hensel a. a. O. S. 780

¹⁰⁴⁾ Zimmermann a. a. O. Bd. 3, S. 127

¹⁰⁵⁾ Zimmermann a. a. O. Bd. 3, S. 96

tücher, Leinwand, daneben Tuche und Flanelle herstellte. Über 461 Menschen waren allein in der Weberei und Tuchherstellung beschäftigt¹⁰⁶). 1867 sind in der Gesamtgemeinde von 9118 Einwohnern 1076 einschließlich der Militärpersonen evangelisch¹⁰⁷). 1893 stehen in der Stadt 15052 Katholiken, 2101 Evangelische, 1 atlutherische Familie, 35 Baptisten und 163 Juden gegenüber¹⁰⁸). 1927 und vor dem 2. Weltkrieg zählen die Evangelischen 2140 Seelen, die Katholiken 15800, die Baptisten 70 und die Juden 60 Seelen. Starke evangelische Bevölkerungsteile leben in den Dörfern Wiese, Buchelsdorf und Haselvorwerk, während Elsnig mit Zülz eine selbständige Kirchengemeinde geworden ist¹⁰⁹). Durch die kolonisatorische Tätigkeit Friedrich d. Gr. hatte sich in den Städten Oberschlesiens das prozentuale Verhältnis zwischen Evangelischen und Katholiken zugunsten der Evangelischen gegenüber dem flachen Lande verschoben, und in Mittel- und Niederschlesien, besonders in den Erbfürstentümern, in denen die Gegenreformation den größeren Erfolg gegenüber dem flachen Lande hatte, hat sich ebenfalls das Verhältnis von katholischen zu evangelischen Stadtbewohnern zugunsten der letzteren verschoben, wie es unsere Beispiele gezeigt haben und wie dies allgemein gilt¹¹⁰).

Wenden wir uns dem flachen Lande zu, so werden Friedrichs Grundlinien seiner kolonisatorischen Tätigkeit noch deutlicher auch in konfessioneller Hinsicht. Der König bevorzugte einmal große, selbständige und freie Bauernstellen und Siedlungen. Diese waren nur auf fiskalischem Grunde möglich. Dafür standen einige Bruchgebiete und die staatlichen Waldungen zwecks Rodung, besonders im Kreise Oppeln und Brieg zur Verfügung. Zum anderen wünschte er für die Raseneisenerzverhüttung und die damals dazu benötigte Holzkohlenherstellung Arbeiter zu gewinnen, die gleichzeitig Kleinbauern waren und somit ein gewisses Maß an Eigennahrung zur Grundlage hatten. Zum dritten betrieb er die Erweiterung der Textilherstellung und somit richtete sich wiederum seine Siedlungstätigkeit auf die Heranziehung von Webern in den Städten und Spinnern auf dem Lande mit ähnlicher kleiner Ackernahrung. Man hat dem König später den Vorwurf gemacht, die Ackernahrung zu hoch angesetzt und damit die Siedler abgeneigt gemacht zu haben, als Spinner oder Landarbeiter bei Großbauern und Gutsbesitzern zu arbeiten und auf der anderen Seite die Ackernahrung zu klein angesetzt zu haben, um von dieser ausschließlich leben zu können. Diese Schwierigkeiten haben sich mit der Zeit in der Weise behoben, daß Kleinbauern durch Landzukauf zu Vollbauern wurden,

¹⁰⁶) Zimmermann a. a. O. Bd. 3, S. 128/129

¹⁰⁷) Anders a. a. O. S. 727/728

¹⁰⁸) Hirschberg a. a. O. S. 365/366

¹⁰⁹) Silesia Sacra 1927 a. a. O. S. 599/600 und Sil. Sacra 1953 a. a. O. S. 168

¹¹⁰) Martin Schian: Das kirchliche Leben der evangelischen Kirche der Provinz Schlesien. Tübingen 1903 S. 13/14

andere wie vorgesehen zusätzlichen Lebensbedarf als Guts- oder Waldarbeiter oder als Industriependler erwarben. Die gutsherrliche Siedlungstätigkeit war fast ausschließlich auf die Gewinnung von Gutsarbeitern gerichtet und konfessionell unausgerichtet, sofern es sich nicht um Klosterland handelte. So wurden während der Regierungszeit Friedrich d. Gr. 3000 Kolonistenstellen mit und 7000 ohne königliche Unterstützung von privaten Grundbesitzern errichtet¹¹¹⁾. Zu den großen Meliorationen des Königs gehört in Schlesien die Entwässerung der schlesischen Teile der Bartsch- und Obrabrüche 1775. 1781 und 1782 wurde dazu in diesem Teile des Kreises Guhrau bei Herrnsdorf der Strauchbruch an der Bartsch von staatlicher Seite gerodet und die Horle reguliert¹¹²⁾. Damit war der Grund gelegt für eine großzügige Siedlung für Vollbauern. Friedrich wollte in diesem Raum vor allem „Holländereien“ schaffen, also Viehwirtschaftsbetriebe, da der Boden erst allmählich für den Getriedeanbau und nur teilweise sich gut eignete. Als erster Ort wurde Herrndorf 1776 mit 11 Stellen zu je 13 Morgen, also noch in Häuslerform, begründet. 1785 folgten dann die Vollbauerndörfer mit Bartschdorf mit 14 „Holländereien“ zu je 40 Morgen und 3 Wirtschaften zu je 103 bis 118 Morgen, Königsbruch mit 10 „Holländereien“ zu 100 bis 115 Morgen (davon 60 bis 70 Morgen Wiesenzuwachs und Hutung) und Wilhelmsbruch mit 13 „Holländereien“ zu je 50 bis 52 Morgen¹¹³⁾. Von den Dörfern lagen Herrndorf als Waldarbeitersiedlung in Norden zur Posenschen Grenze und die drei Bauerndörfer ostwärts von Herrnsdorf zwischen Horle und Bartsch, Wilhelmsbruch nördlich, Bartschdorf südlich und Königsbruch in der Mitte. Jeder Bauer hatte sein Wohn- und Wirtschaftsgebäude in der Mitte seiner Ackernahrung, so daß die Dorfanlage weit auseinandergezogen war, wie es der König wünschte. In Königsbruch in der zentralen Lage wurden Kirche, Pfarrhaus und Schule 1787 bis 1788 erbaut. Hier befanden sich auch Gastwirtschaft, Kramladen und die Höfe einiger Dorfhandwerker und die Häuser einiger Wald- und Landarbeiter. Kirche, Pfarrhaus und Schule haben die Schichtheit des Zopfstiles bis in die Gegenwart erhalten. Die Pfarrei mit Wirtschaftsgebäuden hatte als Widmut bekommen rund 110 Morgen Land, von denen später 108,5 Morgen Ackerland und 1,5 Morgen Wiese wurden. Die Gesamtsiedlung war von evangelischen Bauern besiedelt worden, wie auch die Pfarrei und Schule evangelisch waren. 1867 zählt die Gemeinde etwa 700 Seelen, was etwas zu hoch erscheint¹¹⁴⁾. 1893 leben in Königsbruch 189 Evangelische neben 17 Katholiken, in Wilhelmsbruch 105 Evangelische neben 9 Katholiken, in Bartschdorf 145 Evangelische neben 25 Katho-

111) Froese a. a. O. S. 34

112) Froese a. a. O. S. 19

113) Froese a. a. O. S. 136 und Raebiger a. a. O. S. 52ff

114) Anders a. a. O. S. 207

liken und in Herrndorf 54 Evangelische neben 5 Katholiken ¹¹⁵). 1927 und damit vor dem 2. Weltkrieg ergaben sich folgende Seelenzahlen: in Königsbruch 173 Evangelische und 6 Katholiken, in Bartschdorf 107 Evangelische und 20 Katholiken, in Wilhelmsbruch 97 Evangelische und 8 Katholiken, in Herrndorf 48 Evangelische, 2 Katholiken, 1 Freireligiöser und in dem seit 1901 von Herrnstadt umgepfarrten Ort Schubersee 93 Evangelische und 22 Katholiken ¹¹⁶). Im Kreise Waldenburg und Habelschwerdt sollen 2 gutsherrliche bzw. nicht genau fixierbare staatliche Kolonien betrachtet werden, die eine ist Konradsthal (auch mit C geschrieben) und die andere ist Straußenei (auch Friedrichsgrund benannt). Konradsthal ist 1752/53 mit 23 Häuslerstellen begründet und in den 80iger Jahren mit weiteren 37 Stellen weiterentwickelt worden ¹¹⁷). Kirchlich war Konradsthal in die evangelische Kirchengemeinde Salzbrunn eingepfarrt und zählte 1867 363 Seelen ¹¹⁸). 1893 wohnen in dieser Kolonie 547 Evangelische und 98 Katholiken. Der Filialort besitzt einen eigenen evangelischen Friedhof mit eigener Kapelle, in der zuweilen evangelische Gottesdienste gehalten werden ¹¹⁹). 1927 und vor dem 2. Weltkrieg zählt das Dorf 665 evangelische, 34 freireligiöse, 46 sektenangehörige und 120 katholische Einwohner. In der Kapelle wird regelmäßig gepredigt ¹²⁰). Die Kolonie ist von den Grundbesitzern, den Fürsten Pleß, gegründet worden, die auch Anhalt, Krs. Pleß, anlegten und war ursprünglich nur von Evangelischen besetzt worden. In der äußersten Südwestecke der Grafschaft Glatz am Westhang der Heuscheuer hatten sich nur wenige tschechischsprechende Hussiten um Straußenei (Friedrichsgrund), man spricht von 3 Familien, halten können. Unter Friedrich d. Gr. werden evangelische Tschechen, 70 Seelen stark, in Straußenei (Friedrichsgrund) angesetzt, meist Spinner und Weber ¹²¹). Auch im nahegelegenen Bukowine (Tannhübel) werden 1782 6 Stellen errichtet ¹²²). 1867 zählt die evangelische Gesamtgemeinde Straußenei (Straußdörfel), in der wie in allen Hussitengemeinden tschechisch gepredigt wird, etwa 400 Seelen ¹²³). 1893 sind

¹¹⁵) Hirschberg a. a. O. S. 48/49

¹¹⁶) Silesia Sacra 1927 a. a. O. S. 137/138 und Sil. Sacra 1953 a. a. O. S. 46/47 und Raebiger a. a. O. S. 72/73. Von den Kolonistenfamilien stammten ursprünglich in Herrndorf von 10 9 aus Polen; in Königsbruch 4 von 10 aus Polen und 5 aus Schlesien; in Wilhelmsbruch von 13 1 aus Polen und 8 aus der Pfalz; in Bartschdorf von 17 Familien 13 aus der Pfalz. Die Pfälzer waren überwiegend reformiert, die anderen lutherisch. Etwa 10 der ursprünglichen Kolonistenfamilien sind in diesen Dörfern noch 1939 nachweisbar wie: Hierse, Littmann, Schwede, Biegler, Noack, Besang und Vater.

¹¹⁷) Froese a. a. O. S. 138

¹¹⁸) Anders a. a. O. S. 386

¹¹⁹) Hirschberg a. a. O. S. 146

¹²⁰) Silesia Sacra 1927 a. a. O. S. 264 und Sil. Sacra 1953 a. a. O. S. 82

¹²¹) Beheim-Schwarzbach a. a. O. S. 545

¹²²) Froese a. a. O. S. 135

¹²³) Anders a. a. O. S. 195/196

es 314 Seelen in Straußenei und 95 in Bukowine ¹²⁴) und 1927 bis zum 2. Weltkrieg 250 Evangelische in Straußenei und 113 Evangelische in Bukowine ¹²⁵). In diesen Dörfern sind die Evangelischen neben katholische Voreinwohner angesetzt worden und haben durch Abwanderung an Zahl verloren. Bei dieser Gelegenheit sei eine Betrachtung über die oft behandelten schlesischen Hussitenkolonien Friedrich d. Gr. erlaubt. Sie waren zunächst als Durchgangssiedlungen für weitere Zuzügler gedacht und sind dies auch oft geworden, haben ihr Gesicht verwandelt, sich vergrößert oder verkleinert. Beheim-Schwarzbach gibt ihre Zahl bis 1786 mit insgesamt rund 3000 Seelen in Münsterberg, Tarnowitz, Goschütz, Friedrichsthal, Friedrichsgrätz, Mischlin, Straußenei, Hussinetz, Ober-, Mittel- und Nieder-Podiebrad, Groß-Friedrichstabor, Friedrichstabor und Tschermine an ¹²⁶). Die Kolonien, die sich erhalten und erweitert haben, sind alle bis auf Groß-Friedrichstabor, auf staatlichem Grund, vor allem Waldgebiet, angelegt worden und sollten neben kleiner Ackernahrung dem Spinnen und Weben nachgehen. So werden bei der Ansetzung genannt in Hussinetz 1749 126 Spinner und Weber und in den 80iger Jahren 140 Familien, in ganz Podiebrad 1764 54 Stellen und in den 80iger Jahren zuzüglich 65 Stellen ¹²⁷), wobei auch in Podiebrad 25 Weber genannt werden. Auch in Groß-Friedrichstabor waren unter 58 Wirten 12 Weber und in Klein-Friedrichstabor (Friedrichstabor) unter 14 Familien 3 Weber ¹²⁸). Friedrichsgrätz, Krs. Oppeln, wurde 1752 begründet auf gerodetem Waldboden zunächst mit 45 Stellen ¹²⁹). Die Entwicklung ging langsam vorstatten. 1756 waren 72, 1769 83 und 1770 87 Stellen besetzt, unter denen 32 Weber waren ¹³⁰). 1754 wird diesen Hussiten, die sich nun Böhmisch-Reformierte nennen, die Kirche aus Bindwerk mit Schindeldach und hölzernem Turm erstellt. 1768 erhalten sie auch ihren eigenen Pastor J. Conradi ¹³¹). 1784 zählt der Ort 468 Einwohner reformierten Bekenntnisses und hat Kirche, Pfarrhaus, Schule und 100 Häuser ¹³²). Infolge Neuzuzug entsteht die Kolonie Sacken 1780 mit 40 Stellen ¹³³), durch Friedrichgrätzer Bevölkerungsüberschuß 1830 Petersgrätz. 1867 zählt die Gesamtgemeinde 2100 Seelen ¹³⁴); 1893 Friedrichsgrätz 1572 Glieder, Petersgrätz 840 und Sacken etwa 200 Böhmisch-

124) Hirschberg a. a. O. S. 43/44

125) Silesia Sacra 1927 a. a. O. S. 131 und Sil. Sacra 1953 a. a. O. S. 45

126) Beheim-Schwarzbach a. a. O. S. 545/546, S. 537/538

127) Froese a. a. O. S. 137

128) Schlenger a. a. O. S. 120 Anmerkung

129) Froese a. a. O. S. 140

130) Schlenger a. a. O. S. 120

131) Anders a. a. O. S. 710

132) Zimmermann a. a. O. Bd. 3 S. 73

133) Zimmermann a. a. O. Bd. 3 S. 83 und Froese a. a. O. S. 141

134) Anders a. a. O. S. 710

Reformierte ¹³⁵⁾. 1927 und damit vor dem 2. Weltkrieg hat Friedrichsgrätz 1806 Evangelische, Petersgrätz 1583 und Sacken 690 Gemeindeglieder ¹³⁶⁾.

Im gottesdienstlichen Leben wird nun die deutsche Sprache vorwiegend angewandt. Alle Hussitensiedlungen sind von Anfang an rein evangelisch. Das gilt überhaupt und überwiegend von allen großen staatlichen Siedlungen der friderizianischen Kolonisationsepoche. Alle evangelischen Landgemeinden auf dem oberschlesischen Waldgebiet, die als Kirchgemeinden vor 1945 bestanden, gehen mit Ausnahme der Gemeinden des Kreises Kreuzburg als Brieg-Oelser Piastenland, auf solche Kolonien zurück. Wir wollen von ihnen noch Plümkenau und Carlsruhe O/S behandeln. 1772/1773 wird Plümkenau mit 15 Stellen als Holzfällerkolonie begründet. In der gleichen Zeit entsteht Süssenrode auch als Holzfällerkolonie mit 16 Stellen, Neuwedel 1773 mit 20 Stellen als Holzfällerkolonie, Zedlitz im gleichen Jahr mit 20 Holzfällerstellen und Georgenwerk (auch Georgenberg genannt) ebenfalls mit 20 Holzfällerstellen 1772/1773 ¹³⁷⁾. Sie bilden die evangelische Kirchengemeinde Plümkenau. Plümkenau zählt 1784 15 Häuser mit 70 Einwohnern. Süssenrode 16 Häuser mit ausdrücklich erwähnten 70 deutschen Einwohnern; Neuwedel hat 20 Häuser und 95 Einwohner „mit deutschen Ausländern besetzt“; Zedlitz umfaßt 20 Häuser mit 81 Einwohnern und Georgenwerk 20 Häuser mit 90 deutschen „Ausländern“ als Einwohnern ¹³⁸⁾. Die Kolonisten sind Evangelische und stammen meist aus Hessen, aus der Gegend von Ostheim. Nur wenige kommen als evangelische Deutsche aus Polen oder der Gegend von Jägerndorf in Österreich-Schlesien, wie die Aufstellung der Einwohner von Süssenrode 1764 belegt ¹³⁹⁾. 1786 werden dann die evangelische Kirche, das Pfarrhaus und die Schule auf Staatskosten errichtet und 1789 der erste Pastor Kaluski angestellt. Die Kirchengemeinde zählt schließlich 1867 1170 Seelen ¹⁴⁰⁾. 1893 hat sie 1199 Glieder ¹⁴¹⁾. Inzwischen sind aus der katholischen Umgebung Katholiken zugewandert, so daß sich für 1927 und damit bis zum 2. Weltkriege folgendes Bild ergibt: Gesamtseelenzahl 1041 Evangelische und 634 Katholiken, die vorwiegend in Zedlitz, Georgenwerk und dem eingepfarrten Karlsgrund mit Voßhütte wohnen ¹⁴²⁾. Carlsruhe O/S ist bereits vor 1765 gegründet worden und zwar von dem damaligen Besitzer der Herrschaft, dem Herzog

¹³⁵⁾ Hirschberg a. a. O. S. 352, 354 und 344

¹³⁶⁾ Silesia Sacra 1927 a. a. O. S. 580, 589 und 591 und Sil. Sacra 1953 a. a. O. S. 163, 165 und 166.

¹³⁷⁾ Froese a. a. O. S. 140/141

¹³⁸⁾ Zimmermann a. a. O. Bd. 3 S. 74ff.

¹³⁹⁾ Schlenger a. a. O. S. 104/105

¹⁴⁰⁾ Schlenger a. a. O. S. 108 und Anders a. a. O. S. 712/713

¹⁴¹⁾ Hirschberg a. a. O. S. 354/355

¹⁴²⁾ Silesia Sacra 1927 a. a. O. S. 589/590 und Sil. Sacra 1953 a. a. O. S. 165/166

Carl Christian Erdmann von Württemberg-Oels auf einem Vorwerk. In der Nachbarschaft von Carlsruhe werden als staatliche Kolonien ange-
 setzt 1765 Dammratschhammer mit 17 Stellen polnischsprechender
 Kolonisten, 1773 Blumenthal mit 20 Holzfällerstellen, 1787 Liebenau mit
 28 Stellen polnischsprechender Holzfäller, 1773 Seidlitz mit 20 Stellen
 für Holzfäller und Tauenzinow 1772 bis 1773 mit 20 Stellen ebenfalls für
 Holzfällerbäuer¹⁴³). Auch in Krogullno-Gründorf hat der Herzog ge-
 siedelt. Die Ansiedler in Seidlitz stammen aus Schwaben. 1784 zählen
 Carlsruhe etwa 90 Einwohner mit 19 Häusern, einer evangelischen
 Kirche, die von 1765 in prächtiger Form und reicher Innenausstattung
 bis 1775 erbaut wurde, mit Schule und Pfarrhaus; Blumenthal „mit
 deutschen Reichsländern besetzt . . . , hat 20 Häuser, worin 96 ganz
 freye Menschen wohnen“, Krogullno-Gründorf mit 540 Einwohnern,
 Sacken mit 40 Stellen, Seidlitz mit 20 Häusern und 90 Einwohnern,
 Tauenzinow 20 Häuser mit 87 Einwohnern, Dammratsch mit 23 Bauern,
 17 Gärtnern, 24 Häuslern und 586 Einwohnern; Dammratschhammer hat
 16 Häusler und 113 Einwohner, Dombrowka hat 30 Gärtner und 241 Ein-
 wohner; Falkowitz hat 19 Bauern, 14 Gärtner, 5 Häusler und 463 Ein-
 wohner. Alle diese und 3 weitere Dörfer gehören zur evangelischen Pa-
 rochie¹⁴⁴). 1867 zählte die Kirchengemeinde in Carlsruhe unter 2393 Ein-
 wohnern 1382 Evangelische und mit den eingepfarrten Dörfern 3286
 Seelen¹⁴⁵). 1893 hat die Gesamtgemeinde 3410 Evangelische, daneben
 6966 Katholiken, 294 Altlutheraner und 119 Juden. Überwiegend evange-
 lisch sind die Orte Carlsruhe, Krogullno-Gründorf, Seidlitz, Blumenthal
 und Tauenzinow mit Schwarzwasser. Besonders in Krogullno-Gründorf
 aber auch in Carlsruhe und Sacken sind seit alters und später zugewan-
 dert polnischsprechende Evangelische aus dem Kreise Kreuzburg¹⁴⁶).
 Noch 1927 und vor dem 2. Weltkrieg stellt sich das Konfessionsverhält-
 nis ähnlich. Carlsruhe zählt 1343 Evangelische, 31 Altlutheraner, 1492
 Katholiken, 5 Freireligiöse, 45 Juden. Krogullno-Gründorf 577 Evan-
 gelische, 70 Altlutheraner, 536 Katholiken, 3 Sektenangehörige. Blu-
 menthal hat 150 Evangelische, 37 Katholiken und 1 Freireligiösen; Sei-
 ditz 175 Evangelische, 5 Altlutheraner und 17 Katholiken; Tauenzinow
 mit Schwarzwasser 207 Evangelische, 43 Katholiken. Der evangelische
 Kern der Kolonisationszeit hat sich also erhalten. Die katholische Zu-
 wanderung und Bevölkerungszunahme ergibt besonders in Damm-
 ratsch, Dammratschhammer und Falkowitz für die Gesamtgemeinde
 Carlsruhe unter 9037 Seelen 2656 Evangelische und 111 Altlutheran-
 er¹⁴⁷). Aber auch die friderizianische Ortsanlage ist in ihrer Form in
 allen diesen Kolonistendörfern erhalten geblieben bis in die Gegen-

143) Froese a. a. O. S. 140/141 und Schlenger a. a. O. S. 126/127 und 131

144) Zimmermann a. a. O. Bd. 3 S. 66ff.

145) Anders a. a. O. S. 709/710

146) Hirschberg a. a. O. S. 343/344

147) Silesia Sacra 1927 a. a. O. S. 580 und Sil. Sacra 1953 a. a. O. S. 162/163

wart, wie als Beispiel Kupp, Krs. Oppeln, im Plan von 1780 und im Luftbild von 1936 deutlich zeigen¹⁴⁸). Als letztes Beispiel soll einiges über die Kolonien im Kreise Brieg gesagt werden. Bis dahin reicht das große Waldgebiet rechts der Oder aus dem Oppelner Raum. So wurden als Waldarbeiter- und Häuslerkolonien angelegt in der evangelischen Parochie Karlsmarkt 1776–1779 Karlsburg mit 20 Stellen; in der Parochie Tschöplowitz (Gerlachshain) 1783 Alt- und Neu-Moselache mit 8 Stellen, in der Parochie Stoberau Alt-Köln 1766 mit 7 Stellen und Neu-Köln 1771 mit 15 Stellen; in der Parochie Groß-Leubusch um 1770 Neu-Leubusch mit nicht genannten Stellen und Piastenthal mit 27 Stellen und schließlich in der Parochie Scheidelwitz 1771 Neu-Limburg mit 30 Stellen¹⁴⁹). Die Kirchengemeinde Scheidelwitz-Michelwitz umfaßt 1867 2619 Evangelische, wozu nur etwa 300 Katholiken und andere kommen. Davon zählt Neu-Limburg 357 Evangelische unter 408 Seelen¹⁵⁰). 1893 sind es 478 Evangelische, 12 Altlutheraner und 39 Katholiken in Neu-Limburg. Die Zahl der Evangelischen in der ganzen Parochie beträgt 2890¹⁵¹). 1927 und damit vor dem 2. Weltkrieg umfaßt die Kirchengemeinde Scheidelwitz unter 2281 Seelen 2064 Evangelische. Davon leben in Neu-Limburg 379 Evangelische, 22 Altlutheraner, 7 Katholiken und 2 Adventisten¹⁵²). Über die Herkunft der Kolonisten von Neu-Limburg läßt sich folgendes aussagen. In der Pfarrbeschreibung der evangelisch-lutherischen Kirchengemeinde Markt-Einersheim bei Kitzingen/Main in Franken lautet S. 262 der Eintrag: „In den Jahren 1770 bis Anfang 1773 gab es durch anhaltend schlechte Witterung und feuchte Sommer eine Teuerung, die hier empfindlich verspürbar wurde. Und da viele Leute sich mit schlechten Lebensmitteln behelfen mußten, gab es auch allerlei Seuchen, sonderlich die Ruhr, und dadurch auch viele Todesfälle. Deshalb wanderten 1771 einige Familien nach Polen aus. Auch diese hatten einen schlechten Tausch gemacht. Wer arbeiten will, kann sich sein Brot verdienen. „Bleibe im Lande und nähre dich redlich“. Ein späterer Zusatz heißt: „Gemeint ist das jetzt polnisch gewordene Oberschlesien“. Neulimpurg „wird da gegründet“. Aus weiteren Mitteilungen ergibt sich, daß zwischen 1771 und 1775 zwei Auswanderungsgruppen, einmal etwa 75 und das zweitemal etwa 36 Personen mit ihrer Hofwehr nach Schlesien ausgewandert sind. Sie besiedelten die Kolonie im Kreise Brieg, Bez. Breslau, die sie Neu-Limpurg nannten nach ihrer fränkischen Gutsherrschaft, den „Schenken von Limpurg“, die früher die Burg Speckfeld bei Einersheim bewohnten. Aus Limpurg wurde schließlich Limburg. Auch im Traubuch befinden

¹⁴⁸) Froese a. a. O. zwischen S. 48 und 49 und Plan Süßenrode und Plümkenau bei Schlenger a. a. O. S. 104

¹⁴⁹) Froese a. a. O. S. 135

¹⁵⁰) Anders a. a. O. S. 179

¹⁵¹) Hirschberg a. a. O. S. 66

¹⁵²) Silesia Sacra 1927 a. a. O. S. 110 und Sil. Sacra 1953 a. a. O. S. 39

sich diesbezügliche und typische Hinweise. So heißt es von vor der Auswanderung getrauten Ehepaaren:

„Georg Martin und Anna Barbara Wilfarthin,
Georg Wilhelm Knorr und Maria Barbara Wilfarthin,
Johann Georg Rudel und Anna Apolonia Droßlin

den 25. Mai 1771 auf Herrschafts Erlaubnis privatim in der Kirche, als Emigranten, die ihr Glück in Schlesien suchen wollen, copuliert worden“.

„Joseph Christoph Mezner und Anna Margarete Kernin

sind auch als Emigranten nach Schlesien, auf obige Art, privatim am 28. November 1771 copuliert worden“.

„Friedrich Gebhard und Maria Margarete Droßlin

sind auch als Emigranten nach Schlesien, auf obige Weise am 11. Januar 1772 privatim copuliert worden“¹⁵³).

Selbstverständlich waren die Anfangsjahre der Kolonisten trotz der staatlichen Hilfen schwer. Aber die so freie Religionsausübung hat gerade den evangelischen Rück- und Einwanderern starken seelischen Auftrieb gegeben und alle Schwierigkeiten überwinden helfen. Dazu kam nicht minder die persönliche Freiheit, die sie nun genossen. Mag man auch nicht von einem gezielten protestantischen Kolonisationswillen Friedrich d. Gr. sprechen, so beleuchten doch die Tatsachen eine so geartete positiv evangelische Verhaltensweise des Königs, daß die konfessionelle Stärkung des Protestantismus in Schlesien durch das Kolonisationswerk Friedrich II. d. Gr. nicht abzustreiten ist und das sicher nicht ohne jede Absicht. Dies scheint deutlich geworden zu sein¹⁵⁴).

Dr. Dr. Gerhard Hultsch

¹⁵³) Auszüge und Mitteilungen von Herrn Christian Schuchard aus Markt-Einersheim aus Kirchbüchern und Pfarrbeschreibung dieser Kirchgemeinde vom 26. 9. 1972 und 30. 12. 1972.

¹⁵⁴) s. auch: Colmar Grünhagen: Schlesien unter Friedrich dem Großen 2 Bde. Breslau 1890 und 1892. Band 2 S. 545–549 Kolonien — Colmar Grünhagen: Schlesien im Jahre 1797. Bericht des Ministers Grafen Hoym. ZS des Vereins für Geschichte Schlesiens, Breslau 1899 S. 355ff. — Johannes Ziekursch: Die innere Kolonisation im altpreußischen Schlesien. ZS des Vereins für Geschichte Schlesiens. Breslau 1914 S. 113–143. Während Grünhagen in seinem kurzen Abriß über die Kolonien Friedrich II. sich zurückhaltend äußert, sieht Ziekursch die Kolonisation überwiegend negativ, vor allem in der Zuteilung von unzureichenden und schlechten Böden, dem Entzug der Freiheit durch Großgrundbesitzer auf den privaten Kolonien und die verfehlete Ansetzung von Invaliden, die ihre Stelle nicht aus-

reichend bewirtschaften konnten. Dennoch muß er zugeben, daß das Endergebnis über den Gesamtraum von 1742—1805 mit mehr als 25 000 neuen Hofstellen überaus günstig sei (S. 129). Dazu wäre wohl zu sagen folgendes: Unsere Beispiele hinsichtlich der städtischen und ländlichen Kolonisation, die ja nun einen Zeitraum von 1742—1939 in ihren Auswirkungen überschauen, haben deutlich bewiesen, daß alle Ansiedlungen in Stadt und Land trotz erheblicher Anfangsschwierigkeiten, die Kolonisation überall auf der Erde begegnen, im Endeffekt sich so positiv ausgewirkt haben, daß wir an Hand von Beispielen aufzeigen konnten, daß alle sich nicht nur entwickelt und vermehrt haben, sondern sich auch als evangelische Bevölkerungsgruppen erhalten und verstärkt haben. Dem König kann man auch nicht anlasten, daß Großgrundbesitzer, Behörden und der Provinzialminister sich über die Anordnungen des Königs hinweggesetzt haben. Die Bauernbefreiung nach wenigen Jahrzehnten hat dem König Recht gegeben. Das Land wurde laufend verbessert. Ostdeutsches Waldland ist eben von Natur aus nicht übermäßig fruchtbar. Und die Ansetzung von Invaliden war eine soziale Tat. Wenigstens dieser König hat sich, soweit er konnte, um die Kriegsinvaliden seiner Kriege gekümmert, sie zu Bauern, manchmal auch zu Scholzen und Lehrern gemacht. Was in der Bauernwirtschaft ihnen an eigener Kraft fehlte haben die Familienglieder zugesteuert. Die einzelnen Vorwürfe gegen ältere Forschungen scheinen mir durch die Arbeiten von Froese und Schlenger und durch meine eigenen Untersuchungen weitgehend entkräftet.

Der Bauer Gottlob Heym 1750—1809

Bauernstand und Kirche, sie gehörten in früheren Zeiten eng zueinander. Oftmals waren die Pfarrer Bauernsöhne. Bei der Verwaltung des kirchlichen Vermögens, der Ordnung der kirchlichen Angelegenheiten hatten die Bauern ein gewichtiges Wort mitzusprechen. Leben in seiner ganzen Buntheit, aber auch in seinem Einfluß auf die christliche Gemeinde soll in der Gestalt des Gottlob Heym hier aufgezeigt werden.

Gottlob Heym war in der Oberlausitz daheim, die damals noch sächsisches Gebiet war. Er wurde geboren am 7. 11. 1750 als Sohn des Bauern Michael Heym in Niedergeißdorf, das später dem schlesischen Kreise Lauban zugehörte. Am gleichen Orte Geißdorf waren die Vorfahren Gottlob Heyms in einer langen Ahnenkette ansässig gewesen.

Der Vater Gottlob Heyms, Michael Heym, hatte aus erster Ehe einen Sohn Christian Heym. Er war in zweiter Ehe verheiratet mit Susanne Stöckel aus Schreibersdorf. Gottlob Heym blieb das einzige Kind aus dieser Ehe. Die Mutter hat sich nur 15 Monate ihres Kindes freuen dürfen. Sie starb am 22. April 1752. Am 13. Februar 1753 heiratete der Vater zum dritten Male, eine Witfrau Helena Linke, geb. Steiner. Sie war bei der Eheschließung 44 Jahre alt. In ihr erhielt Gottlob Heym, wie er selbst schreibt, eine „strenge Pflegemutter“.

Der 30. Oktober 1753 war für Geißdorf ein schwarzer Tag. Friedrich der Große war bei Hochkirch in der Nähe von Bautzen von dem österreichischen Feldherrn Daun überfallen und geschlagen worden. Er zog sich mit den Resten seiner Truppen über Lauban zurück. Seine Artillerie, die den Rückzug deckte, ging auf den Höhen oberhalb Bertelsdorf in Stellung. Am 1. 11. 1758 mußte Friedrich den nachdrängenden Österreichern weichen. — Damals kamen marodierende, plündernde preussische Truppen nach Geißdorf. Für sie war hier feindliches Land. Denn der König von Sachsen, dessen Untertanen die Geißdorfer damals waren, war mit den Österreichern verbündet. Die Soldaten steckten Geißdorf in Brand. 80 Anwesen gingen in Flammen auf, darunter auch das Bauerngut des Michael Heym.

Wer vermag die Schrecken und die Not der Einwohner, die überall die Flammen emporzüngeln sahen, die ihr Hab und Gut verzehrten, ihren Jammer genügend zu beschreiben. — Der Knabe Gottlob Heym hatte sich aus Angst vor dem Knall der Kanonen, der zerplatzenden Fensterscheiben mit einem Dienstjungen unter dem Ofen verkrochen. Er hätte unfehlbar nach seiner eigenen späteren Erzählung „in den Aschenhaufen unter der Glut sein Leben lassen müssen, wenn nicht eine Dienstmagd noch einmal in die Stube gerennet“ wäre, um etwas Kleider

zu retten und ihn erblickt hätte; so entkam er glücklich der Feuergefahr. Aber lebenslänglich blieb dieser Tag fest in sein Gedächtnis eingepägt.

Der Hof wurde neu aufgebaut. Der Vater hat ihn dann an seinen erstgeborenen Sohn verkauft. — Christian Heym hat aber das verschuldete Besitztum nicht halten können. Er hat später im Niederdorfe einen neuen Hof erworben. — Gottlob Heym aber mußte früh von Haus weg, um sich als Bauernknecht sein Brot zu verdienen.

Man sieht es bald, der junge Heym ist nicht auf den Kopf gefallen. Er kümmert sich und tut jeden Dienst, der ihm angeboten wird. 1765 erlernt er das Schuhmacherhandwerk in Lichtenau. 1766 kauft er sich in einem Alter von kaum 16 Jahren ein Stück Land. Er will sich darauf ein Haus bauen. Er hat es dann wieder verkauft, um ein Gartengrundstück zu erwerben. So lebhaft war in dem jungen Heym der Wunsch, es zu einem eigenen Besitztum zu bringen. Aber alle Zukunftspläne wurden über den Haufen geworfen. Der junge Heym mußte zum Militär. Es gab damals noch kein Volksheer. Es war keine Ehre, Soldat zu sein. In einem Briefe des Magistrats Lauban hieß es, daß der Magistrat seinen Untertan Gottlob Heymann als Landrekruten „abzuliefern“ habe. In der Heim'schen Familie lebt noch heute eine Familienerzählung, daß Gottlob Heym nach Schreibersdorf zu Verwandten geflüchtet sei und sich dort vor den Häschern, die ihn zum Militär bringen wollten, versteckt habe. — Aber auf die Dauer war dies nicht möglich. 1786 wird Gottlob Heym, noch nicht 18jährig, Soldat.

Neun Jahre war Gottlob Heym Soldat. Erst 1777 erhält er die Entlassung vom Militärdienst. Der Oberst von Sutterheim bescheinigt ihm, daß „Gottlob Heymann sich so ehrlich und rechtschaffen erwiesen hätte“ darüber nur „ein sattsames Vergnügen und Wohlgefallen“ er zu bezeugen Ursache gehabt. Gottlob Heym hat aber nicht die ganze Zeit in der Kaserne gesteckt, soweit man damals überhaupt von „Kaserne“ sprechen kann. Er selbst erzählt: „In den Sommertagen auf Urlaub habe er Zimmermannsarbeit getan“. Man sieht seine Vielseitigkeit. Heym ist Landwirt, Schuhmacher, Soldat, geht als Zimmermann und hat sich später als Kaufmann einen Namen gemacht. — Heym hat bald den Versuch gemacht, vom Militär freizukommen. Das hat vielleicht schon 1770 den Erfolg gehabt, daß man ihn ständig beurlaubte. Jedenfalls kaufte er 1772 ein Bauerngut, den späteren Heym'schen Erbhof. 1773 heiratete er Anna Rosine Theurich, die Tochter eines Webers aus dem Oberdorfe.

Die nächsten Jahre haben wir uns Gottlob Heym vorzustellen als fleißigen Bauern, sein Feld bestellend. Beinah Jahr für Jahr wird ihm ein Kind geboren. Der Mann, der noch nicht zu den Ältesten des Dorfes sich

rechnen kann, wird in seinem 4. Lebensjahrzehnt „Gemeindeältester“ und damit mit der Verwaltung öffentlicher Angelegenheiten betraut. Dazu wird er „Salzschenk“. Wie es dazu kam, wissen wir nicht genau. 1794 finden wir Gottlob Heym das erste Mal als Salzschenk bezeichnet. Man ist wohl auf den tüchtigen, vielseitigen Mann aufmerksam geworden. Heym wird also „Fuhrmann und verpflichteter Salzschenk“. Das heißt, er bekommt die Erlaubnis zum Salzverkauf. Er wird Salzkaufmann. Er hat das Salz zu holen auf weiten Wegen über Görlitz, Dresden, Leipzig von Straßfurt her. Er hat den Salzverkauf zu einem überaus einträglichem Geschäft gemacht. Wenn der, der zunächst als Bauernknecht angefangen hat, später ein begüterter Mann geworden ist, so hat er sein großes Vermögen vor allem im Salzhandel erworben.

Gottlob Heym war nicht nur ein guter Rechner. Er hätte nicht 23 Kindern das Leben gegeben, wenn er nur an sich selber, wenn er nur daran gedacht hätte, möglichst viel für sich zusammenzuraffen und zu verdienen. Gewiß, ein großer Teil der Kinder ist früh gestorben. Aber als er starb, hatte er noch 8 lebende Kinder und 1 Stiefkind. Fünf seiner Töchter waren Bauersfrauen. Jede erhielt als Mitgift 500 Taler, dazu eine reichliche Ausstattung. Seinem ältesten Sohn hatte der Vater ein Bauerngut im Oberdorfe gekauft. Bei dem 23. Kinde, das großgeworden ist, konnte der schon 54jährige Vater lauter Schwiegerkinder als Paten nehmen – 1795, am 9. April starb bald nach der Geburt des 17. Kindes seine 1. Frau, 41jährig. Heym hat ihr ein Grabdenkmal gesetzt, aus dem die große Liebe zu seiner Frau spricht. Es war 1945 noch erhalten. Alle die Namen der 17 Kinder, die seine Frau ihm geboren, sind angegeben und, soweit sie gestorben waren, auch die Sterbetage. Anfang des Jahres 1796 heiratete Heym wieder und zwar die Schwester seiner verstorbenen Frau. Sie war kurze Zeit, nachdem Heym Witwer geworden war, selbst Witwe geworden. Er hat mit ihr noch 13 Jahre in glücklicher Ehe gelebt.

Wir werden aber Gottlob Heym nicht gerecht, wenn wir nur an sein berufliches Wirken, an die Fürsorge für seine große Familie denken. Heym hat im öffentlichen Leben gestanden. Lange Zeit war er Gemeindeältester und Gerichtsschöffe. Er hat dieses Amt mit der ganzen Leidenschaftlichkeit und Gründlichkeit angefaßt, mit der er auch sonst zu Werke ging. In die Zeit seiner Amtstätigkeit fällt ein Prozeß der Gemeinde Geibsdorf gegen die Stadt Lauban, der sicherlich auf Veranlassung Gottlob Heyms geführt wurde, und in dem er der Hauptgegenspieler gegen den Magistrat der Stadt Lauban war. Geibsdorf stand damals unter der Herrschaft der Stadt Lauban, war im „Mitleidensverhältnis“ zu Lauban, mußte also an den Lasten und Abgaben der Stadt Lauban teilnehmen. Es war aber über diese Dinge nichts geschrieben. Es blieb dem Magistrat der Stadt Lauban überlassen, festzusetzen, worin und wie weit Geibsdorf mit der Stadt Lauban „mitzuleiden“

hätte. Unter der Führung von Heym bestreiten die Geibsdorfer das Mitleidensverhältnis, verlangen die Vorlage von Urkunden, die Einsichtnahme der Steuerlisten. Der Sitz der übergeordneten Behörde, die den Prozeß zu entscheiden hatte, war Bautzen. Heym hat dort selbst bei der Regierung vorgesprochen. Der Regierungsbeauftragte, der die Sache in Lauban zu schlichten hatte, schreibt an Heym einen persönlichen Brief mit der Überschrift „Mein lieber Heym“. Er bestellt die Geibsdorfer Gemeindeältesten zu einer Besprechung nach Neukretscham, eine Kolonie, politisch zu Geibsdorf gehörig. Wer die Prozeßakten liest – sie lagen bis 1945 bei dem Landratsamt Lauban – gewinnt den Eindruck, daß es nicht Querköpfigkeit, Händelsucht war, die zu diesem Prozesse führte. Es war die Verantwortung für die eigene Gemeinde, die die verpflichteten Gemeindebeauftragten dazu trieb, das „Mitleidensverhältnis“ des Dorfes gegenüber der Stadt Lauban einmal klarzustellen. Der Prozeß wurde 1788 entschieden, später noch einmal aufgerollt. Er fand 1807 ein Ende. Erreicht wurde, daß zum ersten Male genau festgestellt wurde, welche Pflichten Geibsdorf gegenüber der Stadt Lauban zu erfüllen hatte und jeder Willkür ein Riegel vorgeschoben war. Der Gemeinde Geibsdorf war damit ein unschätzbare Dienst erwiesen.

Im Jahre 1797 wurde zum ersten Male in Geibsdorf ein Scheibenschießen veranstaltet. Der in den Städten schon lange geübte Brauch, Schützenfeste zu veranstalten, kam damit auch ins Dorf und hat hier bald mehr Freunde gefunden als in den städtischen Gemeinden. Damit entstand auch der erste und älteste Geibsdorfer Verein, der Schützenverein, und die Grundlage zu dem in Geibsdorf im 19. Jahrhundert so blühenden Vereinswesen wurde gelegt. Auch hier war Gottlob Heym maßgeblich beteiligt. Er war der 1. Schützenhauptmann. Es gab damals kein wichtiges Geschehen in Geibsdorf, an dem er unbeteiligt war, ein Zeichen für das Ansehen, dessen er sich in seiner Gemeinde erfreute.

Nicht weniger bedeutungsvoll war die Tätigkeit Gottlob Heyms als Kirchvater. Er hat dies Amt, wie es scheint, nur wenige Jahre bekleidet. Es war wohl so, daß der Kirchenbau drängte, daß Gottlob Heym diesen Bau besonders befürwortete und man niemanden besseren als Bauführer wußte als Gottlob Heym. Jedenfalls war es Gottlob Heym, der als Kirchvater den Ostteil der Kirche abreißen ließ, die Kirche erheblich vergrößerte, sie zu einer evangelischen Predigtkirche machte und ihr die Gestalt gab, die sie im wesentlichen noch heute hat. Die polnischen Katholiken haben nach 1945 durch Veränderungen im Innern der Kirche das Gotteshaus ihrem Kult angepaßt. – Sie ist eine Kirche ohne besondere Kunstdenkmäler, besitzt keinen Kirchturm sondern nur einen Dachreiter. Aber sie ist doch eine schöne, ländliche Kirche. Ohne Gottlob Heym ist ihr heutiges Aussehen nicht denkbar. Daß dabei auch ein Finanzkunststück besonderer Art fertiggebracht wurde, daran ist Gottlob

Heym gewiß auch nicht unbeteiligt. Die Kirchkasse war nämlich nach dem Bau reicher als zuvor. Durch Verkauf der Kirchenstände (als Sitzplätze in der Kirche) wurde soviel Geld eingebracht, daß trotz erheblicher Baukosten noch ein Überschuß blieb. Pfarrer Goebel spricht von dem „rühmlichen Eifer und unermüdlicher Tätigkeit“ Gottlob Heyms für den Kirchenbau, der auch nicht ohne erhebliche Schwierigkeiten und Widerstände zuwege gebracht wurde.

Heym hat diesen Kirchenbau immer wieder als Krönung seines Wirkens angesehen. Im Jahre 1807 vermachte er der Kirche ein Legat. In der Schenkungsurkunde heißt es: „Daß ich aus dankbarer Rückerinnerung an die vielfältig erfahrenen Beweise des göttlichen Segens und Schutzes in meinem Leben und aus aufrichtiger Liebe zur hiesigen Kirche und Schule solches tue über der Bedingung, daß von nun an und zu ewigen Zeiten unveränderlich alle Jahre den 18. Sonntag nach Trinitatis, an welchem Sonntage 1798 in dem neuangebauten Teil der Kirche zum ersten Mal das Heilige Abendmahl wieder gespendet wurde, dieses wichtigen Ereignisses und meiner als des damals bauführenden Kirchenvaters in der Amtspredigt und nach der Predigt meiner gedacht und der Choral: ‚Allein Gott in der Höh‘ sei Ehr‘ mit Trompeten und Pauken gesungen werde“.

Gottlob Heym ist kein alter Mann geworden. Was hat ihn alles bewegt! Er hat ausgerechnet, wie oft sich ein Wagenrad von Görlitz bis Leipzig dreht. Er besaß Bücher. Er nannte drei Karten, eine Karte von Deutschland, eine Karte der Ober- und Niederlausitz und eine Karte von Sachsen sein eigen. Von seiner Lebensgeschichte hat er die wichtigsten Daten in einem alten Schreibkalender, den er wohl von einem Laubaner Pfarrer bekommen hat, niedergeschrieben. Er besaß eine erstaunliche Fülle von alten Akten, die zum Teil bis 1945 noch da waren und bei denen man sich wundert, wie sie in seinen Besitz gekommen sind, z. B. Ratsprotokolle aus dem 17. Jahrhundert. Er war bestimmt nicht ein Liebhaber und Sammler solcher alten Schriften. Er wollte aus ihnen Kenntnisse schöpfen für seine Arbeit, für den Kampf, den er zu führen hatte. Die Mehrzahl seiner Bücher, die kostbarsten, die er besaß, das waren Bibel und Erbauungsbücher, denn im Grunde seines Herzens war Gottlob Heym ein tieffrommer Mann.

Am 16. März 1809 ist Gottlob Heym, 58 Jahre alt, gestorben. Seine Lebenskraft war früh verbraucht. Seine letzten Lebensjahre waren bestimmt nicht einfach. Es waren wiederum böse Kriegszeiten, die Gottlob Heym schon einmal als Knabe erlebt hatte. Geibsdorf hatte unter vielen Einquartierungen zu leiden. — Als Todesursache ist bei Gottlob Heym „Auszehrung“, das muß die Schwindsucht gewesen sein, angegeben. Heym hat sich sorgfältig auf das Ende vorbereitet und mehrmals ein

Testament gemacht. In seinem letzten Testament, kurz vor seinem Tode heißt es „Zuvörderst befehle ich meine Seele den treuen Vaterhänden, – das ist mein letzter Wille, Gottlob Heym, meines Gottes und Schöpfers und hoffe, er werde sie um des Verdienstes seines Sohnes, meines Heilandes und Erlösers Jesu Christi willen, zu Gnaden annehmen.“ Das waren im Munde dieses Mannes, der sich zum Sterben rüstete, nicht leere Worte. Er hätte an seinem Lebensende wohl rühmen können, was er geschafft habe, was aus einem Manne, der als Bauernknecht anfing, alles geworden sei. Er hätte auch darüber klagen können, daß ihm nicht eine längere Lebenszeit zugebilligt sei. Er hat es nicht getan. Er pries die Gnade Gottes, die ihn als Werkzeug gebraucht hatte.*

Dr. Hans Saalfeld

* Die obenstehende Lebensbeschreibung wurde im wesentlichen nach Heymschen Familienpapieren verfaßt.

Aus der Geschichte der evangelischen Kirchengemeinde Zillerthal-Erdmannsdorf (Riesengebirge), Kreis Hirschberg

Wie der Ort Erdmannsdorf zu seinem Namen gekommen ist, hat auch in der ältesten Chronik nicht gestanden. Zuerst ist wohl das Dominium entstanden, und aus den Häusern der Knechte hat sich wahrscheinlich später das Dorf gebildet. Das Ober- und das Niederdorf zeigten die Anlage des deutschen Reihendorfes noch ganz deutlich, während im Mitteldorf um den geschlossenen Gebäudekomplex: Schloß, Kavalleriehaus, Haus des Amtmanns, Wirtschaftsgebäude, Gärtnerei, Stallungen, Scheunen und etwas weiter „Villa Liegnitz“ und das Haus Chaumontet, aber alle vom Park umschlossen, hier und da, meist dem Laufe der Lomnitz folgend, bald rechts, bald links Einzelhäuser und Wirtschaftsgebäude entstanden waren.

Das Dominium hat im Laufe der Jahrhunderte oft den Besitzer gewechselt. Eines der ältesten Geschlechter muß, um 1300 herum, das der Opitz gewesen sein. Einer von ihnen, der den Beinamen Affe hatte, hat dem westlich von Erdmannsdorf gelegenen Hügel den Namen „Affenberg“ gegeben. Aus der Reihe der Besitzer sind mir die Namen v. Richthofen, v. Zedlitz und von Kalckreuth gegenwärtig.

Ein Zedlitz war es, der auf seinem um Jauer liegenden Besitz schon zeitig, etwa 1523, die Reformation durchführte. Wahrscheinlich ist damals auch die Kirche des nördlich sich an Erdmannsdorf anschließenden Ortes Lomnitz, zu der Erdmannsdorf eingepfarrt war, evangelisch geworden. Die Kirche liegt auf der westlichen Hügelwelle, an der die Lomnitz entlangfließt. Sie stammt wohl aus dem 13. Jahrhundert. 130 Jahre blieb sie evangelisch. Aber als nach dem 30jährigen Kriege die schwedische Besatzung 1654 abgezogen war, kam die berüchtigte Restitutionskommission auch nach Lomnitz. Aus dem Restitutionsprotokoll ist mir der lapidare Satz in Erinnerung: „Der Predikant ist weg. Die Kirche wird dem Feldkurat der Spörckschen Jäger zugeteilt.“ Dann wurden die Ertragnisse aufgezählt. Und zuletzt hieß es: Erdmannsdorf ist eingepfarrt. Nun begann eine schwere Zeit für die Evangelischen, die den 30jährigen Krieg überstanden hatten. Zu evangelischen Gottesdiensten mußten sie weite Kirchfahrten unternehmen, bis nach ¹⁾ Nieder-Wiesa bei Greiffenberg, das zur Oberlausitz und damit zu Sachsen gehörte, oder nach Probsthain. Das Evangelium wurde ihnen bisweilen im Walde und an versteckten Orten von Buschpredigern verkündet. Wenn man hinter dem südlich von Erdmannsdorf liegenden Arnsdorf durch den Wald zur Brotbaude aufstieg, kam man an einem Gedenkstein

¹⁾ S. 1 Eberlein, a. a. O. S. 86.

an jene schwere Zeit vorbei, auf dem zu lesen stand, daß um 1685 hier ²⁾ Buschprediger evangelische Gottesdienste gehalten haben. Bei Bober-
röhrsdorf wurde einst ein solcher Gottesdienst überfallen und die
Teilnehmer ins Gefängnis gesperrt.

Endlich brachte Karl XII. eine wesentliche Erleichterung für die Evan-
gelischen in Schlesien ³⁾. Im Vertrage von Altranstädt 1707 erwirkte der
König den Bau von 6 Gnadenkirchen: Teschen, Sagan, Landeshut, Mi-
litsch, Freystadt und Hirschberg. Als im Jahre 1709 der Grundstein zur
Hirschberger Gnadenkirche gelegt wurde, da kamen aus dem ganzen
Tal 20 000 Evangelische ⁴⁾ zusammen, lobten und priesen Gott. Die in
Kreuzform nach einem Stockholmer Vorbild ⁵⁾ erbaute Kirche zeigt an
dem einen Ende des Kreuzes Altar und Orgel übereinander.

Zu den Pfarrern der Gnadenkirche Hirschberg gehört auch der Lieder-
dichter Gottlob Adolph ⁶⁾, der 1685 in Wiesa bei Greiffenberg geboren,
1745 zu Hirschberg starb, auf der Kanzel vom Blitz getroffen. Er hat
das Lied gedichtet „Schaffet eure Seligkeit allezeit mit Furcht und
Zittern!“

Zu dieser Gnadenkirche in Hirschberg sind auch die Evangelischen aus
Erdmannsdorf gezogen und haben bei Wind und Wetter nicht den 7 Ki-
lometer langen über Berg und Tal führenden Weg gescheut; mußten sie
doch vorher über 60 Jahre hindurch wohl schon am Sonnabendnach-
mittag zur Kirchfahrt aufbrechen. Daran erinnerte das Nachmittags-
geläut um 2 Uhr, das in Erdmannsdorf sogar zur Erinnerung übernom-
men und auch zu meiner Zeit noch üblich war.

Die Glaubensfreiheit brachte Friedrich der Große. Eine Fülle von Bethäusern wurde nach dem ersten schlesischen Krieg (1740—41) in Schle-
sien erbaut, darunter auch das Bethaus in Lomnitz, das auf dem Ostufer
des gleichnamigen Flübchens stand, von der nach Hirschberg führenden
Straße durch einen freien Platz getrennt, den Pfarrhaus und Kantorhaus
einrahmten.

Auch in diesem Bethaus war ebenso in Buchwald, Schmiedeberg u. a.
die Orgel über dem Kanzelaltar angeordnet. Einen Turm und Glocken
hat das Bethaus Lomnitz, zu dem nun Erdmannsdorf kirchlich gehörte,
nie bekommen ⁷⁾. Stets haben die Glocken der kath. Kirche in Lomnitz
für die Evangelischen mitgeläutet.

²⁾ S. 2 Eberlein, a. a. O. S. 86.

³⁾ S. 2 Eberlein, a. a. O. S. 90.

⁴⁾ S. 2 Ulrich Bunzel, a. a. O. S. 49.

⁵⁾ Hultsch: Das Evang. Schlesien, Bd. III: A. Wiesenhütter — G. Hultsch: Der evang. Kirchbau Schlesiens, S. 30.

⁶⁾ S. 2 Schles. Provinzial-Gesangb. 1908 S. 562. S. 8 Text neb. Bd. 9).

⁷⁾ F. G. Anders: Historische Statistik, a. a. O. S. 527 und 531.

Der erste Pfarrer des Lomnitzer Bethauses war der Liederdichter Ehrenfried Liebich ⁸⁾, geboren 1713 in Probsthain, Mitherausgeber der Hirschberger Bibel, von Gellert zum Dichten ermuntert. Von ihm enthielt das von der Schlesischen Provinzialsynode 1908 beschlossene Gesangbuch 6 Lieder. Drei finden sich auch in außerschlesischen Gesangbüchern z. B. im Bayerischen.

Das Dominium Erdmannsdorf war nach den Befreiungskriegen in den Besitz des Generalfeldmarschalls Gneisenau übergegangen. Friedrich Wilhelm III. besuchte ihn oft und war jedesmal entzückt von der schönen Aussicht auf den Riesengebirgskamm, der sich in einer Entfernung von 10 Kilometern mit einer Höhe von etwa 1400 Metern 32 Kilometer lang erstreckte. Noch schöner war der Blick vom Gneisenauberg, einer Erhebung, etwa ein Kilometer von Erdmannsdorf entfernt. Gneisenau ließ auf dem höchsten durch große Felsblöcke gebildeten Punkt eine große Orientierungstafel auf einem Tisch anbringen. Freilich hatte der Name „Gneisenauberg“ auch zu meiner Zeit die ursprüngliche Bezeichnung „Ameisenberg“ nicht allgemein ersetzt.

Nach dem Tode Gneisenaus, 1831, hatte der König den Wunsch, das Dominium Erdmannsdorf zu erwerben und setzte ihn im folgenden Jahre in die Tat um. Bei wiederholten Aufenthalten vermißte er die eigene Kirche im Ort. 1836 wurde nach Abschluß der Verhandlungen mit Lomnitz eine selbständige Kirchengemeinde Erdmannsdorf gegründet. Ebenfalls 1836 erfolgte die Grundsteinlegung der Kirche und des Pfarrhauses. Die Pläne dazu hat der königl. Oberbaudirektor Carl Friedrich Schinkel entworfen, wie der frühere Provinzialkonservator von Schlesien, Professor Grundmann ⁹⁾, nachgewiesen hat.

Die Arbeiten schritten gut voran. Am 3. August 1838 hoffte man die Kirche einweihen zu können. Da stürzte am 8. Juni 1838 um 7 Uhr morgens gleich nach Arbeitsbeginn der Turm an der Westseite ein und begrub 10 Arbeiter unter sich, die nur als Leichen geborgen werden konnten ¹⁰⁾. Auf die Unglücksnachricht hin traf der König am 18. Juni in Erdmannsdorf ein und gab den Befehl, den Bau vollständig abzutragen und erst dann wieder neu zu errichten. Dazu Grundmann (a. a. O. S. 3) ¹¹⁾. „Es zeigte sich auch hier wiederum die von Schinkel nur allzuoft beklagte Tatsache, daß die Ausführung seiner Entwürfe mäßigen und unerfahrenen Handwerkern überlassen werden mußte, ohne daß er in der

⁸⁾ Schles. Provinzial-Gesangb. 1908 S. 572.

⁹⁾ Günther Grundmann, Schinkels Entwürfe zur Kirche in Erdmannsdorf in Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift. Neue Folge X. Band: Jahrbuch des Schlesischen Museums für Kunstgewerbe und Altertümer, X. Band: Festschrift zum 75jährigen Jubiläum des Schlesischen Altertumsvereins 16. Januar 1933.

¹⁰⁾ Grundmann, a. a. O. S. 3.

¹¹⁾ Grundmann, a. a. O. S. 3.

Lage gewesen wäre, bei dem Übermaß seiner Arbeiten, den einzelnen Objekten genügend Aufsicht widmen zu können. Die Übergabe der örtlichen Bauleitung an den königl. Baumeister Hamann, der später (1843) den Ausbau des Schlosses Erdmannsdorf unter Stühler und die Wiederaufrichtung der aus dem 12. Jahrh. stammenden norwegischen Holzkirche Wang (1842/44) in Brückenberg leitete und den die Gräfin Reden in ihren Bauberichten an den König Friedrich Wilhelm IV. stets mit großem Lob auszeichnete, ist sicherlich auf einen Wunsch Schinkels zurückzuführen. Trotzdem bleibt dieser Turmeinsturz verwunderlich, denn auf einem losen Blatt (Geh. Staatsarch. Berlin Rep. 93b Abt. A Fach 1 Nr. 15) zeigt die Reiseroute Schinkels aus dem Jahre 1838 eine Angabe „vom 23. bis 28. April 1838 in Erdmannsdorf Sch.“ „Demnach scheinen sich selbst wenige Wochen vorher Anzeichen des späteren Einsturzes nicht gezeigt zu haben“. Vielleicht hat die Vermutung Recht, daß der wohl eben erst errichtete Hügel zwar das Gewicht der Mauern aber nicht das des Turms getragen hat, als er eine bestimmte Höhe erreicht hatte. Im Oktober 1838 wurde zum zweitenmal der Grundstein gelegt. Vom ersten Plan wich man insofern ab, als das Kirchenschiff um 2,40 m verlängert wurde. Man benötigte etwas mehr Raum¹²⁾, da sich die Kirchengemeinde durch die 1837 erfolgte Einwanderung aus dem Zillertal vergrößert hatte. Außerdem wurden zwei übereinander liegende Reihen kleinerer Fenster statt einer Reihe hoher Fenster gebaut, wohl zur größeren Festigkeit. Der Turm ist durch Verputz, aber nicht mehr durch Mauerwerk mit dem Schiff verbunden. Die Beschreibung nach Grundmann¹³⁾ (a. a. O.).

„Der Bau erhebt sich auf rechteckigem Grundriß mit einem leicht überhöhten Schiff, das von einem offenen Sparrendach abgedeckt ist. Östlich stößt eine von einer Halbkuppel bedeckte halbkreisförmige Apsis mit äußerer Blendfenstergalerie an. Westlich steht hart an der Mauer auf quadratischem Grundriß ein schlanker Glockenturm, dessen Mauern sich nach oben verjüngen und den unter einem flachen Zeltdach (1858 durch eine gotische Turmspitze auf Wunsch Friedrich Wilhelm IV. ersetzt) eine Galerie mit Schallöffnungen krönte. Der Innenraum ist ganz schlicht gehalten. Die (im First nicht sehr hohe) Decke liegt mit ihren verzierten Bindern und ihrem himmelblauen mit Sternen geschmückten Grund offen zutage — man vergleiche die fast gleichzeitige Johanniskirche in Alt-Moabit mit ihrem offenen Dachwerk, das Grisebach auf englische Vorbilder zurückführt. Die Wände sind in grauer

¹²⁾ So auch Grundmann, a. a. O. Nach *Silesia sacra* 1953 S. 118 wurde Kmgde. gegründet und K. erbaut, nachdem der König die Tiroler aufgenommen hatte. Auch Fedor Sommer schien dieser Ansicht zu sein, läßt er doch sogar einen Tiroler (den von ihm selbst erfundenen) Ignatz Heim beim Turmeinsturz tödlich verunglücken. Aber das ist *licentia poetica*. Fedor Sommer war Schulrat in Hirschberg gewesen. Sein Roman „Die Zillertaler“ folgte in einer Romantrilogie dem „Waldgeschrei“ (Die Buschprediger), s. auch Anders a. a. O. S. 527.

¹³⁾ Grundmann, a. a. O. S. 4.

Marmorimitation bemalt und mit Arabeskenfriesen versehen. Nicht unbedingt glücklich in der Lösung wirken die Emporen mit ihren verbreiterten Abschlügen für die Sakristei und die Treppe zur königlichen Loge in nächster Nähe des Altars und der zu hohen (nur auf einem sehr schlanken Pfeiler stehenden) Kanzel (ohne Schalldeckel). Vor der mit einem blauen Sternenhimmel ausgemalten Apsis wirkte einst das Altarblatt mit einem Kreuz auf gezogenem Stoffgrund besser als das jetzt dort befindliche Gemälde von Remy. Dem farbig kühlen Raum entspricht das Marmorpflaster (Weißer Marmor), und es fehlt, wie meist bei Schinkels Kirchenbauten, die innerliche Erlebnistiefe und das Zwingende einer seelischen Verbundenheit mit der Bauidee des Gotteshauses“.

Die Gemeindeglieder hatten einen schöneren Anblick als der Pfarrer vom Altar aus. Denn das Bild Remis „Jesus segnet die Kinder“, die letzte Liebesgabe des Königs Friedrich Wilhelms III., aufgestellt Ende September 1841, hatte warme Farbtöne¹⁴⁾. Bei einigen Köpfen soll der Maler Fürstenkinder verewigt haben. Die Orgel hat zwei Manuale, mit einem seltenen Nasardregister und steht der Apsis gegenüber. Im ersten Weltkrieg wurden zwei Bronzeglocken abgegeben. In der schwierigen Inflationszeit vermochte Kantor Schaller, aus dem Erlös der dritten Bronzeglocke drei neue Stahlglocken samt Transport- und Montagekosten zu bezahlen. Der links vom Altar stehende Taufstein war aus Bronze, mit Figuren geschmückt. In der sehr kleinen Sakristei nahm zur Beichtanmeldung der Pfarrer auf einem Stuhl hinter einer halbhohen Tür, die mit einem Schlitz zum Geldeinwurf versehen war, Platz. Über ihm war ein Wandschrank angebracht, in der Form eines Kelches, dessen Fuß die erwähnte Tür bildete. Die silbervergoldeten (12 Löte) Abendmahlsgeräte, ein sehr fein ausgeführter Kelch, eine Hostienbüchse und eine große Weinkanne trugen den Namen der hohen Stifterin, der Königin Elisabeth, Luise von Preußen, der Gemahlin Friedrich Wilhelm IV. aus dem Hause Wittelsbach. (Abgebildet sind diese Geräte im Evangelischen Volksboten 1937, im Kalender des Evangelischen Bundes, nach einer Aufnahme von Hinderks). Außerdem war noch ein silberner Kelch vorhanden, eine Stiftung von Konfirmanden. Die schönste der Altarbekleidungen war ebenfalls eine fürstliche Stiftung. Grüner Brokat mit schweren goldenen Quasten und Fransen. In einer Ecke das Monogramm der Stifterin, der Fürstin von Liegnitz, der zweiten Gemahlin Friedrich Wilhelm III. Als Inschrift war sein Leitspruch eingestickt: „Meine Zeit in Unruhe, meine Hoffnung in Gott“!

Bei der Baugeschichte der Kirche war schon das Ereignis erwähnt worden, das inzwischen eingetreten war, die Einwanderung der Zillerthaler.

Sie hatte eine längere Vorgeschichte, die bis in die Reformationszeit hinabreicht. In dem Buch Gustav v. Gasteigers ist festgestellt, daß es

¹⁴⁾ Grundmann, a. a. O. S. 4 Fußnote 9..

sich damals nicht um das Aufkommen einer neuen Sekte handelte, sondern um eine „in ununterbrochener Kette bis in das Zeitalter der Reformation zurückreichende und in ihr wurzelnde Bewegung“^{14a)}.

Zeitig hatte die Reformation in Tirol Eingang gefunden. Zeitig aber auch, ja fast zeitiger als in Deutschland erhob sich der Sturm der Gegenreformation, schon im Jahre 1527. Der Bauernaufstand bot der römischen Kirche die Gelegenheit, die verhaßte Ketzerei auszurotten. Nach seiner Niederwerfung begann eine grausame Ketzerverfolgung. „Es wurde nun im ganzen Lande solange gehenkt, gepfählt, gerädert, geköpft, ertränkt und verbrannt, bis die hohen Obrigkeiten glaubten annehmen zu dürfen, daß das Übel der Ketzerei ausgetilgt und dem alten Glauben wieder zu seinem Recht verholfen sei“, liest man in Gasteigers Schrift. Und doch, wenn auch noch größer als die Zahl der Hingerichteten die Zahl derer war, die um des Glaubens willen die Heimat verließen, blieb die Ketzerei im Lande.

Das Zillertal (heutzutage ohne h geschrieben) ist etwa 2 bis 4 Kilometer breit und zieht sich von Jenbach aus 32 Kilometer nach Süden bis ins Hochgebirge hinein. Wo es zu Ende zu sein scheint, gabelt es sich in vier engere Täler, die Stilluppe, den Zillergrund, den Zemmgrund und das Tuxer Tal. Diese Täler münden bei Mayrhofen in das Haupttal, nachdem sie sich zuvor je in einer Klamm verengt haben. Der (oder die) Ziller durchströmt das Tal und teilt es in zwei Teile. Die Osthälfte gehörte zum Erzbistum Salzburg, die Westhälfte zum Bistum Brixen.

Das Evangelium war von jeher im obersten Drittel des Tales, also etwa von der Stadt Zell am Ziller an aufwärts, zuhause. Immer wieder wurden von der kirchlichen Obrigkeit, der die weltliche bereitwillig ihren starken Arm lieh, Häsher ins Land geschickt, nach lutherischen Schriften zu fahnden. Aber sie haben niemals alle Bücher finden können. Ja, auch die große Austreibung der Evangelischen 1731 unter dem Erzbischof Firmian von Salzburg, von der auch die Osthälfte des Zillerthals mitbetroffen wurde, hat weder den evangelischen Glauben noch alle Lutherbibeln im Tale ausrotten können. Es mag merkwürdig erscheinen, daß sich 1781 bei der Verkündigung des Toleranzpatents keine evangelischen Gemeinden im Zillerthal gebildet haben. Dem Kenner Tiroler Verhältnisse ist das grade ein deutliches Zeichen, daß sich damals sogar sehr aktive Evangelische im Zillerthal befanden. Das Toleranzpatent verbot streng die Proselytenmacherei. Tatsächlich sind deswegen 1783 und 1784 einige Evangelische aus dem Zillerthal ausgewiesen worden, andere „freiwillig“ ausgewandert.

1816 regte sich wieder die Ketzerei. Auf Grund des Toleranzpatents verlangten einige Bewohner aus dem oberen Drittel des Zillerthals das

^{14a)} Gasteiger, a.a. O.

Recht: eine evangelische Gemeinde bilden zu können. Das wurde ihnen abgeschlagen, der Klerus angewiesen, seine Anstrengungen zur Wiedergewinnung der verirrtten Schäflein zu verdoppeln. 1825 besuchte der Fürstbischof Augustin von Salzburg die gefährdeten Orte. Aber auch sein persönlicher Einsatz hatte keinen Erfolg. Die Evangelischgesinnten blieben weiter der Messe und der Osterbeichte fern, obwohl die kirchlichen Forderungen ermäßigt worden waren und in den Predigten mehr die Sitten- als die Glaubenslehre behandelt wurde.

Die Evangelischgesinnten hielten Hausandachten, lasen in der Bibel, die sie zumeist noch in frühen Drucken aus der Reformationszeit mit der Augsburgerischen Konfession im Anhang besaßen. Sie benutzten Johann Arndts und Spangenberg's Postille und erbauten sich an Schaitbergers, des Salzburger Emigranten, Sendbrief. Der Schriftgelehrte des Kreises scheint Bartholomäus Heim gewesen zu sein. Von ihm konnte man sich lutherische Bücher ausleihen. Er war wohl auch der Mittelpunkt der Hausandachten. Wie oft mögen diese Andachtsstunden eine jähe Unterbrechung erfahren haben, wenn die weit ausgestellten Sicherungsposten das Nahen eines Priesters oder des Landjägers meldeten.

War es schon 1826 oder erst Weihnachten 1829, sicher ist, daß sich sechs Männer aus Mayrhofen beim zuständigen katholischen Pfarrer zum sechswöchigen Religionsunterricht meldeten, ohne den niemand zu einer nichtkatholischen Religionsgemeinschaft übertreten durfte. Das kaiserliche Hofdekret von 1783 machte diesen Unterricht zur Pflicht und erzwang ihn durch Androhung strenger Strafen. Der römischen Kirche war dadurch vom Staat die Möglichkeit gegeben, die wegstreubenden Schäflein noch einmal zu bearbeiten. Da sich aber in den nächsten Wochen noch weitere Antragsteller auch in anderen Seelsorgstellen zu diesem Unterricht meldeten, erbat der Klerus zunächst Weisung von den Ordinariaten, ob der Unterricht erteilt werden sollte. An sich war die Rechtslage durchaus klar. Nach dem Toleranzpatent mußte auf solche Meldungen hin ohne weiteres der Unterricht gegeben werden. Zweifelhaft hätte höchstens sein können, ob in den Teilen Tirols, die bis 1816 vorübergehend zu Bayern gehört hatten, etwa noch das bayerische Recht in Geltung sei. Das wäre für die Evangelischgesinnten noch besser gewesen; denn in Bayern gab es damals Glaubensfreiheit und nicht bloß Toleranz. Aber „St. Bürokratius malevolus auf einem besonders bockigen Amtsschimmel“ brachte es fertig zu behaupten, das bayerische Recht habe natürlich keine Gültigkeit mehr, aber auch das Toleranzedikt gelte nicht mehr, da es ja durch die Einführung des bayerischen Rechts aufgehoben sei, es müßte aufs neue verkündigt werden.

Die Wiener Hofkanzlei hatte mehr Einsicht und entschied schon (!) im Januar und März 1832, daß das Toleranzedikt nach wie vor in Tirol gelte.

Nur gab der zweite Erlaß leider die Möglichkeit zur Eröffnung eines langen Papierkrieges. Da hieß es nämlich: „Falls der Antragsteller trotz des sechswöchigen Unterrichts auf seinem Wunsch beharren sollte, so ist nach vollständiger Darstellung aller obwaltenden Verhältnisse und mit besonderer Rücksicht auf den Mangel eines evangelischen Pastorats im Lande, in welches er einverleibt werden könnte, das Gutachten über dessen Behandlung zu erstatten“.

Im Sommer 1832 besuchte Kaiser Franz Tirol. Einer Abordnung der Evangelischgesinnten, Johann Fleidl, Bartholomäus Heim und Matthias Brugger, gelang es vorgelassen zu werden. Der Empfang war durchaus wohlwollend: (Nach Professor Rheinwald im Allgem. Repertorium für theol. Literatur und kirchl. Statistik 1834 und 1837 Berlin). Mit gewohntem Wohlwollen kam Kaiser Franz ihnen entgegen, überlas ihre Bittschrift und frug sie sodann: „Ja, wer stört euch denn in eurem Glauben?“ Die Deputation: „Die Geistlichkeit“. Der Kaiser: „Was glaubt ihr denn?“ Dep.: „Wir glauben das Wort der heiligen Schrift nach den Grundsätzen der Augsburger Konfession“. Der Kaiser: „Nicht wahr, ihr glaubt an Christus wie ich? Aber in Italien gibt es Leute, die an keinen Christus glauben, das schmerzt mich“. Dep.: „Ja, wir glauben an Christus als unsern Herrn und Heiland und alleinigen Seligmacher – aber das wollen sie eben im Zillertal nicht leiden, daß wir es sagen“. Der Kaiser: „Es ist den Katholischen nicht erlaubt, euch zu beschweren und zu beschimpfen, wie ihr sie auch nicht schimpfen dürft. Früher hat man in Salzburg drüben die Lutherischen nicht gelitten, aber jetzt ists nicht mehr so wie damals, ich zwinge niemand an seinem Glauben. Aber wie seid ihr denn dazu gekommen?“ Einer der Deputation: „Die heilige Schrift ist bei uns so lange schon, daß man nicht weiß, wie lange. Es sind bei uns Bibeln, die mehr als 200 Jahre alt sind; mein Großvater ist 98 Jahre alt geworden und erst vor 3 Jahren gestorben und hat die Schrift seit seiner Kindheit gelesen, und so mein Vater und ich, und so viele, daß von den Eltern die Lehre ihnen eingeprägt ist“. Der Kaiser: „Ja, da ist vielleicht etwas von den Salzburgern geblieben. Seid ihr salzburgisch gewesen?“ Dep.: „Ja, wir haben zum Salzburger Ländchen gehört bis vor 16 Jahren“. Der Kaiser: „Ihr wollt also nicht bei der katholischen Kirche bleiben?“ Dep.: „Wir können es nicht wegen unseres Gewissens, wir müßten sonst heucheln“. Der Kaiser: „Nein, das will ich nicht haben, ich will sehen, was sich für euch tun läßt“. Als die Leute ihre Bit'e nochmals dringend empfahlen, und daß er sie doch nicht vergessen solle und dem Kaiser versicherten, daß sie brave Leute seien, daß keiner Strafe erhalten, und daß er sie doch nicht vergessen solle und es nicht glauben, wenn man Böses von ihnen redete, erwiderte der Kaiser: „Ich will euch nicht vergessen und nichts Schlimmes von euch denken“¹⁵⁾.

¹⁵⁾ Rheinwald, a. a. O.

Obwohl der Kaiser keine feste Zusage gegeben hatte, glaubten die Evangelischgesinnten oder Inklinanten (d. h. „zum Protestantismus Hineigende“, wie sie die Gegenseite ¹⁶⁾ nannte), ihre Sache auf dem besten Wege. Auch die Gegner hatten diesen Eindruck, verstärkten daher ihre Gegenarbeit und bezeichneten den Bericht über diese Audienz als Lüge. Gleichzeitig ließ man spontane Entschlüsse fassen in den Gemeinden, in Kleruskapiteln, im Tiroler Landtag: man forderte die Erhaltung der Glaubenseinheit des heiligen Landes Tirol, man forderte die Abwehr ihrer Bedrohung. Machte man sich nicht eigentlich lächerlich? Den 15000 Katholischen des Zillerthales, den 800000 Katholischen Tirols stand ein Häuflein von damals vielleicht 200 Evangelischen gegenüber, die noch dazu aus mindestens 5 verschiedenen Gemeinden stammten.

Der Druck gegen die Evangelischen verschärfte sich. Die Eheschließung war ihnen versagt. Als die Zahl der auf diese Weise unehelich geborenen Kinder das sonst übliche Maß überstieg, sah die Gegenseite darin den Beweis für die Unsittlichkeit der ganzen evangelischen Bewegung. Auch mit der Taufe dieser Kinder hatte es seine Schwierigkeiten; unter den Katholiken fand sich bald kein Pate mehr für sie. Auch verboten die Priester von der Kanzel ihren Gläubigen, bei Evangelischgesinnten zu kaufen oder ihnen etwas zu verkaufen, ebenso sich bei ihnen als Knechte oder Mägde zu verdingen, ja auch die Bettler sollten nicht mehr an ihren Türen klopfen. Lag einer der Evangelischgesinnten im Sterben, setzte ihm der Priester zu, um ihn unter Androhung aller Höllenstrafen zum Rücktritt zu bewegen. Fand er dann wie meistens die evangelischen Verwandten und Nachbarn um das Bett versammelt, die den Sterbenden bestärkten: „Sei stad, sei stad!“, so erstattete er Anzeige wegen Behinderung, und es gab nicht selten acht-tägige Arreststrafen für die Betroffenen! War der Evangelischgesinnte stad geblieben, wurde ihm das Begräbnis in geweihter Erde versagt. Hatte er kein eignes Anwesen, so wurde er auf dem Gemeindeanger bestattet. Dabei war keine Ansprache erlaubt, geschweige daß ein lutherisches Lied dabei gesungen werden durfte. Daß der Gemeindediener mit seinem Hunde anwesend war, geschah wohl nicht aus Bosheit, sondern nur, um das Gewicht der Obrigkeit zu verstärken.

Auch in ihren bürgerlichen Rechten wurden die Evangelischgesinnten je länger je mehr eingeschränkt. Sie durften nicht mehr Vormund sein, sie wurden vom Ankauf von Realitäten und Gerechtsamen ausgeschlossen, d. h. sie konnten keine Grundstücke mehr erwerben, auch keinen Gewerbebetrieb aufmachen.

¹⁶⁾ Man nannte die Zillerthaler nicht „Protestanten“, um sie nicht im Sinne des Toleranzpatents als „Protestanten“ anerkennen zu müssen.

Kein Wunder, daß sich der in Jahren aufgespeicherte Groll gelegentlich, wohl mehr bei Halbwüchsigen, darin Luft machte, daß sie z. B. Rosenkränze, die sie vom Priester erhalten hatten, dem Vieh um den Hals hängten und es so beim Pfarrhof vorbeitrieben.

Endlich erging am 2. April 1834 folgende Kaiserliche Entschliebung: „Den Bitstellern ist zu erklären, daß Ich ihrem Begehren, aus der katholischen Kirche austreten zu dürfen, wenn sie in Tirol ferner verbleiben wollen, daher auch eine eigne Religionsgemeinde im Zillerthal zu gründen, nicht zu willfahren finde; daß jedoch, wenn einige derselben das Beharren beim katholischen Glauben zu verbleiben, mit ihrem Gewissen unvereinbar finden, es ihnen freizustellen sei, in andre Provinzen meines Staates zu übersiedeln, wo es akatholische Gemeinden gibt“.

Das klang leider ganz anders als bei der Audienz 1832. War es ein Wunder, daß die Evangelischgesinnten den Verdacht hatten, die Entschliebung sei gefälscht? Solche Ansichten wurden ihnen von der Gegenseite wieder als todeswürdige Verbrechen angekreidet.

Zur Vorbereitung einer Deputation an den Kaiser gaben die Evangelischgesinnten ihre Bitten am 18. Juli 1834 beim Landgericht in Zell am Ziller in 11 Punkten zu Protokoll:

1. „Daß sie als getreue Untertanen Sr. Maj. des Kaisers alle Steuern und Abgaben wie die Katholischen leisten;
2. daher ihnen Allerhöchstdieselben bei Ihrer Anwesenheit im Jahre 1832 den ganz gleichen Schutz und Genuß aller den Katholiken zustehenden Rechte mit Beseitigung jedes Glaubenszwanges zugesichert haben; sie bitten deshalb
3. daß den Evangelischen im Zillerthal der Genuß des heiligen Abendmahls nach evangelischen Grundsätzen unter beiden Gestalten gestattet;
4. die Bildung einer eignen akatholischen Gemeinde im Zillerthal nebst einem eignen Pastor und Schullehrer erlaubt werde, damit ihre Kinder in den Grundsätzen der akatholischen Religion gehörig unterrichtet und damit Personen, welche der akatholischen Religion ergeben sind, am Sterbebette nicht des letzten Trostes und Heilmittels beraubt werden;
5. daß die Macht akatholischer Eltern über die Erziehung ihrer Kinder nicht beschränkt;

6. daß altkatholisch Gesinnte zu vormundschaftlichen Ämtern gleich den Katholiken zugelassen werden;

7. daß ebendieselben zum Ankauf von Gerechtsamen und Realitäten und

8. zur Schließung von Eheverträgen ermächtigt werden;

9. daß endlich sie mit ihren Angehörigen bei Kindern sowohl katholischer als auch akatholischer Eltern die Stelle der Taufpaten vertreten dürfen, welches Recht ihnen vonseiten der katholischen Geistlichkeit beanstandet und versagt werde;

10. mit diesen Punkten verbinden die Inklinanten die weitere Bitte, daß geeignete Verfügung getroffen werde, damit katholische Dienstboten ihren akatholischen Dienstherrn oder Dienstbauern nicht entzogen werden;

11. daß den akatholisch Gesinnten der Gebrauch aller lutherischen, evangelischen und protestantischen Schriften gestattet werde“.

Wie üblich wurde zu diesen Punkten das Gutachten der Bischöfe eingeholt, die natürlich für Abweisung waren. Nach anderthalb (!) Jahren wurde die Bitte um eine erneute Audienz abgeschlagen.

Die Gegenseite arbeitete eifrig. Der Kaiserliche Erlaß wurde von ihr dazu benutzt, die Evangelischgesinnten als staatsgefährliche Leute hinzustellen, die den Frieden stören. Gegen sie sollte mit politischen Mitteln vorgegangen werden. Bei einer Verhandlung des Landtages verstieg sich der Prälat von Wilten zu der Behauptung: die Evangelischgesinnten seien nicht der angegriffene sondern der angreifende Teil; denn sie gefährden

- a) den Glauben der Katholiken durch ihre Proselytenmacherei;
- b) die guten Sitten durch ihre schlechten Grundsätze und Beispiele;
- c) die Ehre und den guten Namen der Priester durch ihre Lästereien und Lügen;
- d) endlich selbst die Ruhe des Landes durch ihre Glaubenstrennung.

Die Bedrückung wurde immer ärger. Sogar die Kinder bekamen sie zu spüren. Eines Tages kamen sie nachhause und erzählten: Heute hat der Lehrer zwei Tafeln (verschiedene Bankreihen) gemacht, die eine für die Christenkinder und die andre für die Teufelskinder. An diese hat er uns gesetzt ^{16a)}.

^{16a)} Gasteiger, a. a. O.

Unter dem Nachfolger des Kaisers Franz wurde es noch schlimmer. Zunächst zeigte sich ein Hoffnungsschimmer. Erzherzog Johann besuchte im Sommer 1835 Tirol. Die Evangelischgesinnten schickten eine Abordnung nach Innsbruck. Sie wurde vorgelassen und empfing die Zusage, der Erzherzog werde das Gesuch um Zulassung einer Deputation zum Kaiser unterstützen. Aber es wurde nichts daraus. Der Erzherzog war bei Hofe nicht so gut angeschrieben, daß er die Zulassung hätte erreichen können.

Da die Ausführungsbestimmungen des Kaiserlichen Erlasses von 1834 immer noch auf sich warten ließen, hielt sich die Tiroler Landesregierung zu einer vorläufigen Regelung für berechtigt, die die Evangelischgesinnten noch mehr ihrer bürgerlichen Rechte beraubte. Trotzdem war das dem Ordinariat Brixen noch viel zu milde. Es forderte zwangsweise Aussiedlung, Absonderung der Kinder, (!) auch im Falle der Auswanderung oder Übersiedlung der Eltern. Die Begründung spricht für sich selbst:

„Der Staat duldet keine staatsgefährlichen Schriften. Der Gefällsdefraudant, der unbefugte Giftverkäufer verfällt seinem Strafrechte. Amtsaufsicht, im Falle begründeten Verdachts Hausdurchsuchungen, und im Betretungsfalle Confiscation des verbotenen Gegenstandes, Geld-, Kerker- oder Leibesstrafen sind gesetzlich befohlen und das von Rechtswegen. Welcher Vernünftige wird oder kann den Staat deswegen tadeln. Aber auch die bei den Sektierern im Zillerthal vorfindlichen Bücher sind Gefällsübertretungen, sind Giftmagazine der gefährlichsten Art, sind selbst staatsgefährliche Schriften, weil Altar und Thron in innigster Wechselbeziehung stehen und weil die Pfeiler der heiligen Kirche nicht untergraben werden können, ohne daß der Staat die Erschütterung mitempfinde“ ^{16b)}.

Seit dem Besuch des Erzherzogs Johann in Tirol sollten noch über anderthalb Jahre ins Land gehen, ehe die endgültige Kaiserliche EntschlieÙung erlassen wurde. Sie trägt das Datum vom 12. Januar 1837, aber bis zu ihrer Veröffentlichung kamen die Tage vom 12.–17. März heran. Bezugnehmend auf die verschiedenen Eingaben der Tiroler Stände und auf die EntschlieÙung vom 2. April 1834 wurde verordnet, daß die Inclinanten sich binnen 14 Tagen zu erklären haben, ob sie auf ihrem Vorsatz aus der katholischen Kirche auszutreten beharren. „Wenn ja, so haben sie Tirol zu verlassen und entweder auszuwandern oder ihr Domizil in anderen Provinzen Meines Staates an solchen Orten zu nehmen, wo es akatholische Gemeinden desjenigen Religionsbekenntnisses gibt, zu welchem sie sich bstimmt erklären“. Wer in Österreich bleiben wollte, wurde dem sechswöchigen Religionsunterricht unter-

^{16b)} Gasteiger, a. a. O.

worfen. Die Auswanderer hatten in entsprechender Frist ihre Auswanderung zu vollziehen, spätestens aber innerhalb von vier Monaten. Angemerkt sei, daß die Bestimmungen des Westfälischen Friedens für die Auswanderung um des Glaubens willen eine Frist von drei Jahren vorsehen. Aber Österreich hatte ja diese Bestimmungen nie anerkannt. In 14 Tagen die Entscheidung zu treffen und dann gegebenenfalls in 4 Monaten auswandern zu müssen, das war hart. Aber man bildete sich in Wien offenbar ein, dadurch die meisten zur Rückkehr in die katholische Kirche zu bewegen. In Tirol dagegen war man besorgt. Ja, der Dekan von Zell forderte, man sollte in die Häuser der Inklinanten Militär legen; denn sie hätten aus dem Ausland Waffen eingeführt und in ihren Anwesen verborgen. Aber die Evangelischgesinnten beschämten alle Scharfmacher. Ihre mustergültige Ruhe nötigte den ausführenden staatlichen Organen Hochachtung ab. Wie aber sah es in ihren Herzen aus? Welche Seelenkämpfe mußten sie in diesen Tagen durchstehen. Das hat der Verfasser eines Spieles „Die Zillerthaler“, der langjährige Pfarrer von Friedeberg am Queis, Armin Weist, richtig nachempfunden. Einen Bauern läßt er bekennen, als er nach der Verkündigung des Kaiserlichen Erlasses wieder zu seiner Aste, seinem Berghof, hinaufgestiegen sei und den Blick über sein Besitztum und dann weit in die Runde über das Tal hinaus bis zur Nordkette und dann wieder zurück zu der Grünbergspitze und den anderen mit ewigen Schnee gekrönten Zillerthaler Bergen geschickt hätte, da war es ihm auf einmal, als raune ihm eine Stimme zu: „Das alles willst du verlassen? Das alles kannst du behalten, wenn du deinen evangelischen Glauben drangibst!“ Aber mit Gottes Hilfe sei es ihm gelungen, diese satanische Versuchung abzuwehren.

Vielleicht werden die Schreiber im Landgericht zu Zell gezittert haben, als sich schon wenige Tage nach der Verkündigung eine große Menge Menschen vor dem Gebäude versammelte. Aber in mustergültiger Ruhe trat jeder einzelne ein und gab die vorgeschriebene Erklärung ab. Schließlich war es eine größere Zahl, als bisher der Kath. Kirche bekannt war, 393 Personen, darunter 135 Kinder. Alle wollten auswandern, nur 5 Erwachsene mit 3 Kindern gedachten in eine andre österreichische Provinz zu übersiedeln, nur 7 traten zur katholischen Kirche zurück. Als die Meldung davon in Wien eintraf, war man peinlich überrascht. Man sah sich in die nicht geringe Verlegenheit versetzt, eine so große Zahl von Menschen möglichst ohne Aufsehen ins Ausland zu bringen. Daher hielt es die Regierung im Interesse des Landes für angemessen, „nicht bloß durch ihre Haltung und die Behandlung der Auswandernden bis zum letzten Augenblick ihre väterliche Gesinnung zu manifestieren und daß die Auswanderung eine rein freiwillige (!) sei, sondern auch allen falschen Deutungen und der böswilligen Bearbeitung der öffentlichen Meinung im Ausland mit Würde zu begagnen“.

Man müßte nun eigentlich annehmen, daß der Regierung in ihrer Ratlosigkeit das Selbsthilfeangebot Fleidls, in Berlin Verhandlungen über die Aufnahme in Preußen zu führen, so erwünscht gekommen wäre, daß sie ihm ohne Umschweife die nötigen Papiere zugestellt hätte. Aber weit gefehlt! Es dauerte bis zum 11. Mai, als er endlich vom Landgericht in Zell ein Zertifikat erhielt, daß ihm und seinen „commitierenden Glaubensgenossen“ den Austritt aus der katholischen Kirche bestätigt und ihm die Vollmacht erteilt, mit ausländischen Stellen über die Neuansiedlung zu verhandeln.

Johann Fleidl, seines Zeichens Schuhmacher, hatte die Gabe sich klar ausdrücken zu können. Er setzte selbst eine Bittschrift auf, die er dann aber zu seiner Freude persönlich dem König von Preußen, Friedrich Wilhelm III., mit dem ganzen Feuer seiner natürlichen Beredsamkeit vortragen konnte.

So erklärte er: „Unser Glaube beruht ganz auf der Lehre der heiligen Schrift und auf den Grundsätzen der Augsburgerischen Konfession; wir haben beides fleißig gelesen und den Unterschied zwischen Gottes Wort und dem menschlichen Zusatz wohl erkannt. Von diesem Glauben können und werden wir nimmer weichen; ihm zulieb verlassen wir Haus und Hof, ihm zulieb das Vaterland. Lassen uns Ew. Majestät aber auch huldvoll in einer Gemeinde beisammen bleiben. Das wird unsre Hilfe, unseren Trost gegenseitig vermehren. Setzen uns Ew. Majestät gnädigst in eine Gegend, deren landwirtschaftliche Verhältnisse mit unserem Alpenlande einige Ähnlichkeit haben. Ackerbau und Viehzucht waren unsre Beschäftigung. Beiläufig zwei Drittel von uns haben Besitz, ein Drittel nährt sich vom Arbeitslohn, bloß 18 sind Gewerbsleute, darunter 13 Weber. Geben uns Ew. Majestät einen recht gottgetreuen Prediger, einen recht eifrigen Schullehrer; unsre Kinder haben lange schon den Trost der Religion und den Unterricht in der Schule entbehren müssen . . . Treu, ehrlich und dankbar werden wir auch in Preußen bleiben und das Gute unserer Tiroler Natur nicht ablegen. Wir werden nur die Zahl Allerhöchst Ihrer braven Untertanen vermehren und in der Geschichte als ein bleibendes Denkmal dastehen, daß das Unglück, wenn es neben dem Erbarmen wohnt, aufhört, Unglück zu sein, und daß das vor dem Papsttum flüchtige Evangelium bei dem großherzigen Könige von Preußen allezeit seinen Schutz findet“^{16c)}.

Am 27. Mai 1837 war es, als Fleidl in Berlin vom König empfangen wurde. Einige Tage später erhielt er den endgültigen Bescheid, daß Preußen die Auswandernden aufnehmen wolle, wenn sie preußische Untertanen werden und der evangelischen Landeskirche beitreten. So schnell wie möglich kehrte Fleidl zurück. Gleich einem Lauffeuer mag

^{16c)} Rheinwald, a. a. O.

sich die Kunde im Zillerthal verbreitet haben: „Der Winkelhansl ¹⁷⁾ ist wieder da!“ Da sind sie gewiß über Haufen und Hecken gesprungen, um nur schnell genug den Entscheid zu hören.

Der König schickte den Hofprediger Dr. Strauß, um nähere Erkundigungen einzuziehen. Das gab bei den Ordinariaten eine neue Aufregung; meinte man doch dort, es sei David Friedrich Strauß, der die Gottheit Christi leugnete. Jedenfalls erreichte man, daß dem Abgesandten des Königs der Zutritt nach Tirol verweigert wurde (!), obwohl der Hofprediger selbstverständlich nur grade ebenso hieß.

In München traf er mit einer Abordnung der Zillerthaler zusammen und bekam von der Bewegung den günstigsten Eindruck.

Inzwischen rüstete man sich im Zillerthal zum Auszug. Der Verkauf der Besitzungen ging reibungslos vonstatten. Wagen wurden instandgesetzt, Pferde gekauft, Proviant besorgt. Die Minderbemittelten erhielten sogar eine Unterstützung von den Behörden. Freilich, der Rest der vom Kaiser dafür ausgeworfenen Summe soll zur Rekatholisierung des Tales verwendet worden sein.

Schon vor Ablauf der Viermonatsfrist, am 31. August 1837, verließ der erste Zug das Zillerthal. Da war ein großes Klagen und Weinen, besonders bei den katholischen Verwandten. Es fehlte auch nicht an Versuchen, diesen oder jenen noch im letzten Augenblick umzustimmen. So wurde einem ein ganzes Bauerngut zum Geschenk angeboten, wenn er bleibe. „Meinen Glauben verkaufe ich nicht“, gab er zur Antwort.

Manche Katholiken äußerten sich besorgt: „Was wird man nur draußen im Reich von uns Zillerthalern denken!“

Wo der Zug der Auswanderer durchkam, das ganze Zillerthal entlang, begegnete er herzlicher Teilnahme. Jetzt wollte man ihnen noch alle Liebe erweisen. Manches Eßbare wurde ihnen gereicht. Nur an den katholischen Pfarrhäusern blieben Tür und Fenster geschlossen, doch sollen sich die Gardinen bewegt haben.

Unterwegs soll sich einem Zug der Auswanderer ein evangelischer Vikar angeschlossen und ihnen im Angesicht der schneebedeckten Berge einen Gottesdienst gehalten haben. Man nahm den Weg durch das Unter-Inntal über Salzburg nach Vöcklabruck und Wels, wo zum erstenmal evangelische Gemeinden berührt wurden. Dort war der Empfang sehr herzlich. Geistlich und leiblich gestärkt zog man weiter.

Schwierig wurde es, als man nach Böhmen kam. Schon die Verständigung war nicht einfach. Bald zeigte sich sogar bei der fanatisch katho-

¹⁷⁾ So hieß er nach seinem Haus.

lischen Bevölkerung Gehässigkeit. Als man auf die windumwehten Höhen von Iglau kam, wurde das Wetter schlecht. Um die vom Regen durchnässten Sachen zu trocknen, hatten einige Mütter mit ihren Kindern nach vielen vergeblichen Bitten endlich ein Plätzchen am warmen Herd erlangt, da drangen andre Einwohner herein und trieben sie mit Peitschen ins Freie, wo sie die Nacht, kaum geschützt, in und unter ihren Planwagen und Handkarren verbrachten.

Endlich wurde die preußische Grenze überschritten. In Michelsdorf, dem ersten schlesischen Ort, empfing sie der Pastor Bellmann sehr herzlich und sorgte für die Unterbringung. Nach dem Sonntagsgottesdienst hatte einer der Tiroler ein Bild des Königs von Preußen entdeckt. Da drängten auch die andern hinzu und freuten sich, ihren neuen Landesherrn im Bilde kennen zu lernen.

Beinahe hätte sich der Zug hier noch länger aufhalten müssen, da im Kreise Landeshut die Cholera ausgebrochen war. Der Nachbarkreis Hirschberg, ihre neue Heimat, blieb verschont.

Am 20. September abends gegen 6 Uhr erreichte der erste Zug bei leichtem Regen Schmiedeberg, das den Zillertalern zunächst Notquartier bieten sollte. Der sehr tatkräftige Bürgermeister Flügel ließ den Zug halten. Nach kurzer Begrüßung wählte er zehn jüngere Männer aus, gab ihnen alsbald die nötigen Anweisungen und Quartierzettel und ließ die einzelnen Gruppen durch einheimische Helfer in die Unterkünfte geleiten. Jedenfalls erreichte es der alte Soldat, wie die „Schlesische Zeitung“ (in der Hauptstadt der Provinz, Breslau) in einem ausführlichen Bericht rühmend hervorhob, daß nach einer halben Stunde kein Tiroler mehr auf der Straße stand. Das war allerdings ebenso das Verdienst auch der anderen Mitglieder des „Comités“, das unter der Leitung der Gräfin Reden-Buchwald viele Sitzungen gehalten hatte, ehe die Quartiere bereitgestellt, besichtigt und mit dem Nötigsten versehen waren. Dem Comité gehörten ferner an der Landrat des Kreises Graf Matuschka und, wenigstens als gelegentlicher Ratgeber, der Oberpräsident von Schlesien, von Merkel. Er hätte ja die Tiroler viel lieber in Oberschlesien, wo es auch mehr Verdienstmöglichkeiten gab, angesiedelt als grade in dem dichtbesiedelten Hirschberger Tal, das ohnedies seine Bewohner bei häufigen Kartoffelmissernten schon kaum zu ernähren vermochte. Aber die Gräfin widersetzte sich seinen Plänen energisch, da sie in ihrem mitfühlenden Herzen empfand, wie verlassen sich die Tiroler in Oberschlesien fühlen müßten, das mit seinen Ebenen so gar nicht an die Tiroler Bergheimat erinnerte.

6 Gruppen haben Tirol verlassen, 2 davon müssen sich unterwegs vereinigt haben, denn 5 kamen in Schmiedeberg an, die letzte am

17. Oktober. Damit waren 416 Auswanderer eingetroffen. Da sie ihre Bibeln zumeist in der Heimat gelassen hatten, ließ die Gräfin jeder Familie eine Heilige Schrift aushändigen. Am 12. November wurden die Zillerthaler im Schmiedeberger Bethaus bei einem Gottesdienst mit Abendmahlsfeier in die Evangelische Kirche der Altpreußischen Union aufgenommen. Fleidl sprach für alle das Glaubensbekenntnis.

Ein schwerer Winter folgte. Da saßen sie nun, die vorher von ihrer Aste – so nannte man die Berghöfe im Tiroler Zillerthal – weithin bis zu den schneebedeckten Gipfeln freie Aussicht hatten, in engen Hinterstuben und starrten eine graue Hofmauer an. Krankheiten stellten sich ein. Das Heimweh plagte sie arg. Die Gräfin Reden, die sie herzlich als ihre „Muetter“ verehrten, suchte den Männern Arbeit zu verschaffen. Vom 27. März 1838 ab ließ sie in Erdmannsdorf ein Musterhaus errichten. Aber da die Vermessung der Grundstücke immer noch auf sich warten ließ und manche Einheimischen nur zu deutlich zu erkennen gaben, daß nach ihrer Meinung die Fremdlinge ihnen Arbeit und Brot wegnahmen, entschlossen sich im Jahre 1838 etwa 100 wieder abzuwandern. Die meisten davon zogen nach Bayern, einige nach Steiermark. Letzteren erlaubte ihr ehemaliges Vaterland Österreich zwar, sich dort niederzulassen, nahm sie aber nicht mehr in den Staatsverband auf, so daß sie weiterhin „Preußen“ blieben.

Bis zum 4. Juli 1838 waren nun endlich die 40 Stellen vermessen, die der König von seinem Gut Erdmannsdorf abtrennen ließ. Hinzu kamen noch einige Stellen, die auf Seidorfer Grund lagen, und die Kolonie „Hohenzillerthal“ bildeten. Auch in Erdmannsdorf wurden einige Tiroler Häuser gebaut. Aber die Hauptsiedlung war Mittel-Zillerthal, wo sich die Häuser beiderseits der Straße in großen Abständen hinzogen. Dort stand auch das Haus von Lublasser, in dessen Altan (auch „Bühne“ genannt) bzw. in dessen halbhohe Umfriedung eingeschnitten war: „Gott segne den König Friedrich Wilhelm III.“¹⁸⁾ Unter einem Dach waren Wohnhaus und Scheune sowie die Ställe vereinigt. Eine Auffahrt führte zu dem großen Scheunentor, das sich in der Höhe des ersten Stockwerks befand. Wegen der Öfen gab es fast eine kleine Revolution. Der preußische Baumeister wollte sich nicht dazu verstehen, den riesigen die halbe Stube einnehmenden Tiroler Ofen zu genehmigen. Aber mit Hilfe der Gräfin Reden setzten die Tiroler ihren Willen durch. Ende 1839 waren alle Häuser bezogen. Außer Hohenzillerthal und Mittel-Zillerthal gab es noch einige Stellen bei Rothers Vorwerk, die mit Nieder-Zillerthal bezeichnet wurden. 1839 erhielt Zillerthal die Rechte eines eignen Dorfes „auf ewige Zeiten“. Diese haben nur knapp 100 Jahre gedauert. 1937 wurde von den Machthabern des ewigen Deutschlands Zillerthal mit Erdmannsdorf zu einer politischen Gemeinde „Zillerthal-

¹⁸⁾ Ernst Birke, a. a. O. Bild 37.

Erdmannsdorf“ vereinigt. Deswegen wäre beinahe die Jahrhundertfeier der Einwanderung ausgefallen, da ein Teil der Nachkommen mit dieser Maßnahme nicht einverstanden war. Das Fest, das ja in der Hauptsache evangelisch-kirchlichen Charakter hatte, ist gefeiert worden. Seit 1837 haben sich nach anfänglichem Mißtrauen und Mißverstehen Schlesier und Tiroler gut miteinander zusammengefunden. Nach 100 Jahren gab es nur noch zwei Familien, die sich nicht durch Heirat mit schlesischen Familien verbunden hatten, die Egger und die Geisler. Aber auch die anderen, Hotter, Innerbichler, Klocker, Oblasser, Kröll, Rahm, Schweiger, Schönherr, Wexelberger, um nur einige Namen zu nennen, haben die Tiroler Mundart in der Familie treu bewahrt. Das zeigte sich, als im Jahre 1938 nicht wenige schlesische Zillerthaler eine Reise in die Heimat ihrer Vorfahren unternahmen. Sie sprachen zur Verwunderung der Tiroler die Mundart ihrer Großväter. Im Namen Zillerthal-Erdmannsdorf wurde auch das altertümliche „h“ bewahrt, während das Tiroler Zillertal nach der neueren Rechtschreibung ohne „h“ geschrieben wird.

Von einer Tiroler Zirbelkiefer hatte Fleidl Samen mitgebracht und vor seinem Hause in der Nähe der Eglitz in die Erde gesteckt. Wie sie sind die Tiroler Zillerthaler im schlesischen Boden eingewurzelt, bis der Sturm aus dem Osten im Jahre 1945 ihre Nachfahren wiederum entwurzelte.

Schon im Jahre 1838 wurde der erste Pastor der neuen Gemeinde Erdmannsdorf und Zillerthal, Johann Roth, der bisher in Reibnitz amtiert hatte, feierlich durch eine Reiterschar, die ihm halbwegs bis Hirschberg entgegengezogen war, eingeholt. So hielt er seinen Einzug in das ebenfalls nach einem Plane Schinkels erbaute Pfarrhaus. Mit seinem fast flachen Dach und den roten Linien auf gelbem Grund, die sich um die Fenster herumzogen, zeugte es von Eindrücken, die Schinkel auf seinen Reisen nach Italien erhalten hatte¹⁹⁾.

Da die Kirche noch lange nicht eingeweiht werden konnte, wurde im ersten Stockwerk eines zum Dominium gehörigen Gebäudes ein Bet-saal eingerichtet. Dort also vereinigten sich Erdmannsdorfer und Zillerthaler zuerst im Gottesdienst.

Von dort zog am 8. Dezember 1840 die ganze Gemeinde zu der nun endlich vollendeten Kirche, um mit Lob und Dank den ersten Gottesdienst darin zu halten. Einige Jahre später wurde am Fuß der Rampe, flankiert von den beiden zum Kirchplatz führenden Treppen, die zusammen ein Halbrund bildeten, ein ehernes Hochrelief eingelassen, auf dem unverkennbar Luther in der Mitte, neben ihm Melanchthon, beide in leichter Wendung nach rechts, dargestellt sind. Nach links gewendet,

¹⁹⁾ Grundmann, a. a. O. S. 5.

steht, fast mit dem Rücken gegen Luther, ein Mann mit einem Vollbart, den schon Pastor Roth in der Chronik nicht eindeutig zu bezeichnen wußte. Er schrieb in die Chronik: „Zwingli? Calvin? Bugenhagen?“ Sollte es sich nicht um eins der seltenen Denkmäler der „Union“ handeln, die ja doch Friedrich Wilhelm III. eigenste Schöpfung war? Demnach war die dritte Figur Calvin. Wenn ich nicht irre, wurde 1844 bei einer Wiederkehr seines Todestages ein schlichtes Denkmal Friedrich Wilhelm III. vor der Kirche eingeweiht. Unter einem schlanken feinziselierten Kreuz stand eine Plakette, vielleicht ein Meter im Durchmesser, mit dem Kopf des Königs. Daran lehnte an der rechten Seite ein Tiroler Knabe mit dem Wanderstab in der Hand, während der schlesische Knabe auf der anderen Seite eine Bibel in der Hand hielt. Zu der Tiroler Figur soll Johannes Bagg Modell gestanden haben, der als Dreijähriger eingewandert war, ein berühmter Opernsänger geworden und im hohen Alter von fast 100 Jahren in Zillerthal gestorben ist, als letzter der Eingewanderten.

Damit die Zillerthaler Stellen ungeteilt blieben aber die 2. 3. usw. Söhne versorgt wären, hatte König Friedrich Wilhelm IV. durch die Preuß. Seehandlung (eine Bank) eine Fabrik auf Zillerthaler Gelände errichten lassen, die in Spinnerei, Weberei und Bleiche das „Erdmannsdorfer Leinen“ herstellte. Freilich mußte Pastor Roth in der Chronik bald den zersetzenden Einfluß beklagen, den die Industrialisierung auf Kirchlichkeit und Sittlichkeit ausübte.

Außer der Schule in Erdmannsdorf, die dicht neben dem Pfarrhaus stand, wurde in Zillerthal eine Tiroler Schule gebaut, die später in dem Lehrer Gustav Hahn einen besonders tüchtigen Vertreter seines Standes erhielt. Er schrieb zum 50jährigen Jubiläum der Einwanderung eine Denkschrift „Die Zillerthaler im Riesengebirge“. Was ist aus den hier eingewanderten Zillerthalern und ihren Nachkommen geworden? (Schmiedberg 1887), ebenso: „Aus der Tiroler Schule zu Zillerthal im Riesengebirge in den ersten 50 Jahren ihres Bestehens“. (Breslau 1896).

In der Chronik der Kirchengemeinde Erdmannsdorf und Zillerthal fand sich oft die Eintragung: „Wieder sind die Kartoffeln erfroren!“

Die Revolution von 1848 ging zum Glück ziemlich spurlos an dem Kirchspiel vorüber. Es wäre ja auch mehr als undankbar von einer Bevölkerung, für die der König als ihr Grundherr selber alle öffentlichen Lasten trug, gewesen, wenn sie sich gegen ihn hätte aufhetzen lassen. Sehr zum Leidwesen der Einwohner änderte sich das Abgabewesen, als im Jahre 1910 das Rittergut Erdmannsdorf verkauft wurde.

Während der letzte deutsche Kaiser niemals Erdmannsdorf mit seinem Besuche beehrte, auch damals nicht, als er im Jahre 1898 wegen der

Überschwemmungskatastrophe das Riesengebirge aufsuchte, sind seine Vorfahren Friedrich Wilhelm III. und IV. und besonders der Kronprinz, der spätere Kaiser Friedrich III., oft und gern in Erdmannsdorf gewesen. Von dem Kronprinzen berichtete die Chronik, daß er auf einer Bauernhochzeit in Zillerthal flott mitgetanzt habe. Damals sah der Schloßpark manche venetianische Nacht, auf dem Schloßteich fuhren Gondeln mit Lampions, am Ufer konzertierte die Regimentsmusik der Hirschberger Garnison.

Pastor Roth wurde zum Superintendenten des Kirchenkreises Hirschberg ernannt. Dieses Amt hat er noch ein paar Jahrzehnte ausgeübt. Einige Jahre vor seinem Tode legte er es nieder, aber er blieb der Pastor des Kirchspiels bis zu seinem Heimgang im Juli 1870. Er hat ein Alter von 80 Jahren erreicht. Im Krieg 1866, dessen Kanonendonner von Trautenau her deutlich in Erdmannsdorf zu hören war, betreute er Verwundete im Erdmannsdorfer Johanniterkrankenhaus, das damals Kreiskrankenhaus war. Die Johanniterschwestern wurden später durch Diakonissen des Lehmgrubener Mutterhauses in Breslau abgelöst. Auch die Erdmannsdorfer Gemeindegewerkin war von diesem Haus, während die in Zillerthal dem Frankensteiner Mutterhaus angehörte.

Der Nachfolger Roths wurde Pastor Anderson, der im Kriege 1870/71 Divisionspfarrer gewesen war. Auch ihm wurde bald die Aufsicht über den Kirchenkreis anvertraut. Ebenso sind die beiden nächsten Nachfolger Superintendenten gewesen, Tiesler und Dehmel. Während Anderson etwa 10 Jahre Pastor des Kirchspiels gewesen ist, betrug die Amtszeit Tieslers mehrere Jahrzehnte. In ihr wurde die 50-Jahrfeier der Tiroler Einwanderung festlich begangen. Als Superintendent Julius Dehmel nach 5 Jahren, er war 1911 nach Erdmannsdorf gekommen, einem ehrenvollen Ruf nach Posen gefolgt war, wurde im Jahre 1917 Johannes Wiemer, der bisher in Oels gewesen war, zum Pastor von Erdmannsdorf und Zillerthal gewählt. Er hat der Gemeinde in der schweren Kriegszeit und in der zum Teil noch schwereren Friedenszeit in aller Treue gedient, bis er am 1. Oktober 1929 in den Ruhestand trat. In Erdmannsdorf galt das Wahlrecht der sogenannten Kollatur: 6:3:1, d. h. der Kirchenpatron berief 6 Probeprediger, die Gemeinde wählte durch die kirchlichen Körperschaften (Gemeindekirchenrat und Gemeindevertretung) aus ihnen 3, der Patron aus den 3 den neuen Pastor. Als ich zur Wahl kam, hatten von den 6 Probepredigern nur 4 gepredigt, von denen einer seine Bewerbung zurückzog. Der Gemeinde, die sonst ihr Wahlrecht eingebüßt hätte, erfüllte das Konsistorium, das wegen des schwebenden Patronatsprozesses gebeten worden war, das Wahlrecht für das Dominium auszuüben, den zum Ausdruck gebrachten Wunsch des bisherigen 2. Pastor von Bad Charlottenbrunn, Alfred Glatz, geb. am 14. 2. 1898 in Breslau, als Pastor zu bekommen.

So wurde ich am 2. Advent, am 8. Dezember 1929, unter Assistenz meines Schwiegervaters, des Pastors von Kreibau, Johannes Schmidt, durch den Superintendenten Lic. Warko, Hirschberg, eingeführt. Schon im Jahre 1931 konnte ich den bald gehegten Wunsch, die Urheimat der Zillerthaler kennen zu lernen, verwirklichen. So kam ich nach Mayrhofen, Ginzling und durch den Zemmgrund bis zur Berliner Hütte. Wie meine Vorgänger hielt ich außer den Gottesdiensten regelmäßig Bibelstunden. In Erdmannsdorf fanden sie in einem kleinen Saal statt, der in einem Gebäude hinter dem Tiroler Musterhause lag. Besitzerin war Fräulein Mathilde v. Chaumontet, die so recht die Seele der Gemeinde war, sich um das leibliche und noch mehr um das seelische Wohl vieler Gemeindeglieder kümmerte und alle stets in ihre treue Fürbitte einschloß. In ihrer Wohnung tagte das Missionsnähkränzchen, bei dem Berichte aus der Äußeren Mission vorgelesen wurden.

Die Bibelstunde in Zillerthal konnte ich in der dortigen Kleinkinderschule halten bis zum Verbot im 3. Reich. In Zillerthal war in der sozialen Arbeit sehr tätig Frau Generaldirektor Käthe Hildebrandt. Sie leitete auch den Vaterländischen Frauenverein vom Roten Kreuz in Zillerthal. Auch in Erdmannsdorf bestand ein solcher. Außerdem gab es noch den Zweigverein Erdmannsdorf, der alle diese Vereine im halben Kreis Hirschberg umfaßte und dessen Schriftführer satzungsgemäß der Pastor von Erdmannsdorf war. Seine Aufgabe bestand nicht nur darin, die Protokolle der Sitzungen des Vorstands niederzuschreiben, sondern auch einen Vortrag zu halten.

An kirchlichen Vereinen waren eine Evang. Frauenhilfe und ein Jungmädchenverein vorhanden. Die Frauenhilfe leitete zu meiner Zeit Frau Rudolph. Ihr verstorbener Mann hatte von einem Herrn Feustel, dieser von einem Herrn Richter, dieser vom Kaiser das Rittergut gekauft, so daß das Dominium sich seit dem Verkauf durch die Krone schon wieder in der 3. Hand befand. Auch an den Zusammenkünften des Jungmädchenvereins, dessen Leitung die Erdmannsdorfer Gemeindegemeinschaft hatte, nahm ich oft teil.

Das Jahr 1933 brachte für das Kirchspiel sehr viel Unruhe. Schon zu Beginn wurde ich im „Hirschberger Beobachter“ schwer angegriffen, weil ich am 23. Dezember 1932 die fernmündlich an mich gerichtete Bitte – wahrscheinlich war der ursprünglich in Aussicht genommene Redner im letzten Augenblick verhindert gewesen – ich sollte der Ortsgruppe der NSDAP in Arnsdorf bei ihrer Weihnachtsfeier die Ansprache halten, abgelehnt hatte. Ich wollte wie bisher ein unpolitischer Pfarrer bleiben.

Im April hielt Hossenfelder einen Vortrag in Hirschberg und wurde von dem Kreisleiter von Hirschberg, dem Warmbrunner Kantor, begrüßt als

der Mann, dem Hitler die Belange der evang. Kirche anvertraut hätte. Hossenfelder wurde bald durch Müller ersetzt. Aber damals verdankte ich Hossenfelder die frühe Erkenntnis, was für eine Gefahr der evangelischen Kirche drohte.

Als durch den brutalen Eingriff des Staatskommissars Jäger im Juni 1933 im ganzen Gebiet der Altpreußischen Union die Neuwahlen der kirchlichen Körperschaften angeordnet wurden, betrieb ich die Aufstellung einer Wahlliste „Kirche und Evangelium“, während die Ortsgruppe Erdmannsdorf der NSDAP eine Liste „Deutsche Christen“ einreichte, obwohl die D. C. im Kirchspiel kaum ein halbes Dutzend Mitglieder hatten. Am Sonnabend vor der Wahl um 23.15 Uhr wünschte durch das Radio Adolf Hitler den DC vollen Erfolg. Wegen dieser Wahlbeeinflussung glaubte ich die Wahl nicht abhalten zu dürfen. So habe ich noch in der Nacht die beiden Wahlvorschläge von der Kirchentür entfernt, zum Zeichen, daß keine Wahl stattfindet. Der Gottesdienst war sehr stark besucht. Der Amtsvorsteher hatte den Landjäger mitgebracht, da man offenbar abfällige Äußerungen gegen die DC in der Predigt von mir erwartete. Vor Beginn des Gottesdienstes erklärte ich, daß ich die Wahl abgesetzt hätte; denn ich müßte die Gemeindeglieder, die sich auf meine Veranlassung hin auf die Liste „Kirche und Evangelium“ hatten setzen lassen, vor dem Verdacht schützen, sie seien politische Gegner des Führers, der sich eindeutig für die DC erklärt hatte. Da meine Predigt auf die Wahl Bezug nehme, könnte ich sie nun nicht halten und schlug daher der Gemeinde einen Singgottesdienst vor. Wir sangen allerlei Lieder zur Ehre Gottes, und ich hielt eine Stegreifansprache über das Thema „Heilige Musik“. Nach anfänglicher Verwunderung haben auch die Mitglieder der NSDAP wacker mitgesungen. Das Konsistorium drohte mir, bei nochmaliger Weigerung die Wahl durch einen Wahlkommissar nachholen zu lassen. Da in Schlesien allein ²⁰⁾ in Erdmannsdorf die Wahl abgesagt worden war, bestand für mich keine Veranlassung mehr, mich zu weigern. Außerdem war vielleicht Kontrolle nicht unwichtig. Da die DC nur 65% der Stimmen bekamen, sie hatten anscheinend die „üblichen“ 95 und mehr % erwartet, lehnten sie ab, sich als Kirchenälteste einführen zu lassen. In meinen Urlaub schickte mir das Konsistorium die Forderung der Ortsgruppe der NSDAP nach, es solle mich sofort wegen verschiedener Äußerungen von der Pfarrstelle Erdmannsdorf abberufen. So hatte ich in einem Gespräch mit einem Lehrer erklärt: „Wer behauptet, daß ein Jude, der von Herzen die Taufe begehrt habe, nach ihrem Vollzug Jude bleibe, der leugne das Sakrament der heiligen Taufe.“

Als ich wider Erwarten aus dem Urlaub nach Erdmannsdorf zurückkam, wurde die Gemeinde durch Zettel an jedem 10. Straßenbaum zu einer

²⁰⁾ Ehrenforth, a. a. O. S. 38.

Massenversammlung eingeladen mit dem Thema: „Wer stört den kirchlichen Frieden...“ Man erklärte, ich sei ein Gegner des Nationalsozialismus. Jedenfalls beschloß die Versammlung, in der auch Katholiken und aus der Kirche Ausgetretene waren, gegen die Stimmen von 8 Frauen, die unter Protest den Saal verließen, meine Abberufung noch einmal nachdrücklich zu fordern. Das Konsistorium verlängerte meinen schon beendeten Urlaub noch über den Sonntag hinaus. Am Sonntagnachmittag erschienen, zunächst im Pfarrhaus, vom Konsistorium Breslau Konsistorialrat Hembd, Propst Jenetzki und der Landesleiter der DC in Schlesien, Pfarrer Zarnikow. KR Hembd eröffnete mir, daß ich in Erdmannsdorf nicht bleiben könnte und um vikarische Beschäftigung bitten solle, bis man mir eine andere Pfarrstelle geben würde. Im Kantorhaus, wo die auf der DC-Liste Gewählten und der Parteivorstand versammelt waren, fand die zweite, und im Schulhause, wo die auf der Liste „Kirche und Evangelium“ Gewählten sich eingefunden hatten, die dritte Unterredung mit den Breslauer Herren statt. Dabei stellte es sich heraus, daß der größte Teil der Gemeinde hinter mir stand. Schon im Kantorhaus soll der Landesleiter der DC seinen eigenen Leuten erklärt haben, die DC seien eine Glaubens- und keine Stunggemeinschaft. Jedenfalls vereinbarte er mit dem Propagandaleiter der Ortsgruppe der NSDAP – der Ortsgruppenleiter war dienstlich auswärts – daß ich Erdmannsdorfer Pfarrer bleibe und die auf der DC-Liste Gewählten sich einführen lassen. Am Dienstag darauf verwarf der Parteivorstand die Vereinbarung, entsetzte den Propagandaleiter seines Amtes wegen Überschreitung seiner Befugnisse, die ihn nicht ermächtigten, solch eine Vereinbarung zu treffen, und wollte gegen Propst Jenetzki und den Landesleiter Zarnikow Anzeige erstatten, weil sie die Verhandlungen nicht im Sinne der DC geführt hätten. Ebenso ließ der Parteivorstand wieder Anschläge an jedem 10. Baum anheften: „Wer Gottesdienste, Bibelstunden, Frauenhilfsabende des Pfarrers Glatz besucht oder seine Kinder in den Kindergottesdienst schickt, wird aus der deutschen Volksgemeinschaft ausgeschlossen“. Damit erreichte die Partei das Gegenteil. Die Gottesdienste waren nun noch besser besucht. So erschien der älteste Pg. des Ortes, Oberlt. a. D. Kunstmaler Heinsius, nunmehr sehr häufig im Gottesdienst aus Opposition gegen den von ihm scharf verurteilten Parteibeschuß. Die auf der DC-Liste Gewählten lehnten die erneute Einladung zur Einführung wiederum ab und verloren damit laut Kirchengesetz ihr Mandat. Im Herbst erhielt die Kirchengemeinde Erdmannsdorf als erste in Schlesien ²¹⁾ einen Gemeindegemeindefachausschuß, und zwar ernannte dazu das Evang. Konsistorium in Breslau den Pfarrer Schloßbauer und zwei Kirchenälteste des Nachbarkirchspiels Arnsdorf. Während in vielen Gemeindegemeindefachsitzungen die DC ihren

²¹⁾ Ehrenforth, a. a. O. S. 41.

Beinahe wäre die Jahrhundertfeier abgesagt worden. Die Nachkommen der Tiroler waren sehr verärgert, daß gerade jetzt von der Regierung verfügt wurde, daß Zillerthal mit Erdmannsdorf zusammengemeindet wurde. Der ursprünglich auf Sonntag, den 26. September 1937, gelegte Haupttag der Feier, der Festgottesdienst und das Wiedersehen mit den im ganzen Reich und darüber hinaus verstreuten Nachkommen der Eingewanderten, mußte dem von der NSDAP angesetzten „Heimat(!)fest“ weichen und wurde auf Freitag, den 24., verlegt.

Vom 17.—19. September ²³⁾ veranstaltete die evangelische Gemeinde in Innsbruck, die zwar keine personelle Verbindung, aber doch die des Glaubens mit den vor 100 Jahren Vertriebenen hatte, eine Erinnerungsfeier.

Wegen der Devisenvorschriften konnte nur ich als Vertreter der Kirchengemeinde teilnehmen, eingeladen von Pfarrer D. Mahnert, Innsbruck. Am Freitagabend wurde im vollbesetzten Stadttheater „Glaube und Heimat“ von Schönherr durch die Exlbühne aufgeführt. Bei der Begrüßung am 18. durfte ich berichten, was aus den Ausgewanderten in Schlesien geworden war. Am Sonntag (19.) hielt der Superintendent von Tirol, D. Eder, in der Christuskirche die Festpredigt. Darnach überbrachte ich die Grüße des schlesischen Bischofs D. Zänker und die der schlesischen Zillerthaler. Am Nachmittag fuhren wir in Autobussen zum Eingang des Zillertales, da ein Gottesdienst in Mayrhofen wegen spinaler Kinderlähmung nicht genehmigt worden war. In der Ruine Kropfsberg hielt der 1. Pfarrer von Innsbruck, D. Mahnert, einen eindrucksvollen Gottesdienst. Am 20. September 1937, genau 100 Jahre, nachdem der erste Zug der Auswanderer nach 3 Wochen in Schmiedeberg angekommen war, fuhr ich in 16 Stunden über Bayern und Sachsen in die schlesische Heimat zurück.

Die 100-Jahrfeier der Einwanderung ²⁴⁾ der Zillerthaler begann am Freitag, den 24. September, am Friedhof. Dort verlas Professor Dr. med. Rahm, Chefarzt in Breslau, in Vertretung für den erkrankten Rechtsanwalt und Notar Dr. Egger, Crossen, dessen Festrede, ehe die Kranzniederlegung am Grabe Johann Fleidls stattfand. Dann setzte sich der lange Festzug in Bewegung. Voran eine Arbeitsdienstkapelle in Uniform, die Choräle spielte, dann die Nachkommen der Eingewanderten in Tiroler Tracht, die Geistlichen im Talar, der Bischof von Schlesien, D. Zänker, der Superintendent des Kirchenkreises Hirschberg, Schloßbauer, der Pfarrer der ehemaligen Muttergemeinde Lomnitz und die Pfarrer von Schmiedeberg, Buchwald, Fischbach und Michelsdorf, Pfarrer Mahnert und ich, darauf die Ehrengäste. Der Festgottesdienst in der blumengeschmückten Kirche, durch die sich von Empore zu Empore

²³⁾ Blätter d. Erinng. a. d. 100-J.-Feier d. Tirol. Einwanderg. 1937, S. 19f.

²⁴⁾ Blätter d. Erinng. a. d. 100-J.-Feier d. Tirol. Einwanderg. 1937, S. 2ff.

Girlanden schwangen, brachte die Ansprachen des Bischofs und des Pfarrers D. Mahnert aus Innsbruck außer meiner Festpredigt (Hebr. 10, 32–39) und zwei Chorgesänge. Er dauerte trotzdem nur 1½ Stunden. Beim Mittagmahl wurden noch manche Reden gehalten. Der Familienabend mußte in 2 Lokalen stattfinden. Dabei wurden im Wechsel ein Lichtbildervortrag über die Geschichte der Zillerthaler und ein Festspiel von Armin Weist dargeboten, „Die Zillerthaler“. Dieses Spiel war schon 22 Jahre vorher geschrieben worden. Auf meine Bitte hatte der Verfasser nun einen 3. Akt hinzugefügt. Der erste spielte in Mayrhofen, der 2. in Schmiedeberg und nun der 3. in der neuen Heimat vor dem Fleidlhaus. Beim Begrüßungsabend des „Heimatfestes“ wurden noch einmal die beiden ersten Akte des Festspiels aufgeführt. Der 3. Akt wurde am Sonntagnachmittag als Freilichtspiel auf der Festwiese vor dem Schloß gestaltet, nachdem dorthin ein Zug, der dem der Auswanderer vor 100 Jahren nachgebildet war, sich durch alle Teile des Dorfes bewegt hatte. Ein Feuerwerk am Schloßteich beendete das Heimatfest, zu dem etwa 20 000 in zahlreichen Extrazügen und Autobussen herbeigeströmt waren. Unter den Tiroler Nachkommen war auch ein Ehepaar Richter aus Chile, das berichtete: in Chile gebe es etwa 600 Tirolernachkommen. In den 60iger Jahren des vorigen Jahrhunderts waren verschiedene Familien dorthin und auch nach Australien, woher ebenfalls ein Festgast mit seiner Frau erschienen war, ausgewandert.

Das Kantorhaus, in dem sich auch die Wohnung des 2. Lehrers befand, mußte die Kirchengemeinde der politischen Gemeinde für den geringen Preis von 4000 RM abtreten. Sie hat davon nicht einmal die Zinsen, wie immerhin noch vorgesehen war, erhalten.

Im zweiten Weltkrieg mußte ich die Gemeinde vom 4. Januar 1940 ab verlassen.

Das Pfarramt wurde von den Nachbarpfarrern und den Vikaren Remenz und Schaffarzik verwaltet. Auch die Pfarrfrau hat manchen Lesegottesdienst gehalten.

Den Orgeldienst hat längere Zeit Lehrer a. D. Grauer aus Lomnitz versehen. Ein Jahr war Fräulein Oertel aus Breslau, später Fräulein Schröter Organistin und Rendantin.

An der Jahrhundertfeier der Einweihung der Kirche Anfang Dezember 1940 konnte ich teilnehmen, auf Urlaub aus Kielce. Wegen des Krieges beschränkte sie sich auf den Festgottesdienst, den Superintendent Schloßbauer hielt (Eph. 2, 19–22), während meine Ansprache ein Lebensbild meiner fünf Vorgänger zu zeichnen versuchte. Bei der Feier am Nachmittag im Tiroler Gasthof hielt ich einen Vortrag „100 Jahre Kirchengemeinde Z.-E“.

1945 verwaltete das Pfarramt Vikarin Scholz. Da meine Frau keinen pfarramtlichen Auftrag hatte, mußte sie dem Befehl des Kreisleiters, daß alle Frauen und Kinder den gefährdeten Kreis Hirschberg zu verlassen hätten, folgen. Die Russen waren im Februar von Schönau her im Anmarsch.

Da ich selbst über das weitere Schicksal der Kirchengemeinde nicht weiter berichten kann, lasse ich nun den besonders anschaulichen Brief²⁵⁾ eines Gemeindegliedes, des Kaufmanns Karl Drescher folgen, der auf der Tiroler Straße 19 in der Nähe der Fabrik eine Kolonialwarenhandlung besaß.

„Am 8. Mai 1945 waren die Kampfhandlungen kurz vor den Toren Hirschbergs zu Ende. Hirschberg selbst und unser schönes Tal ist Gott sei Dank unbeschädigt geblieben. Die Russen kamen herein, waren zwar oft sehr hitzig, Frauen und Mädchen mußten sich für längere Zeit verstecken, aber im allgemeinen ging es auszuhalten.

Wir im Geschäft hatten auch zu leiden, aber der Russe bezahlte alles, was er wegholte.

Die Fabrik „Erdmannsdorfer Leinen“ ging ohne Unterbrechung weiter. Sie bekam eine russische Leitung. Der Betrieb arbeitete für die Russen. Die Belegschaft bekam außer den normalen Lebensmitteln auf die Marken von den Russen noch alle Wochen „Sonderzuteilung“. Alles ging seinen normalen Gang. Das Gemeindeamt war mit deutschen Beamten besetzt.

Auch im kirchlichen Leben trat keine Störung ein.

Dann kam der Pole. Alle unsre schönen Städte und Dörfer, alle Straßen bekamen polnische Namen. Auch die Firmenschilder aller Geschäfte mußten sofort geändert werden. Fabriken, Geschäfte, Amtsräume wurden sofort von den Polen übernommen. Für die deutsche Bevölkerung begann eine schlimme Zeit. Lebensmittelmarken erhielt sie nicht. Sie mußte alles im freien Handel kaufen. Viele Deutsche hatten kein Geld mehr. Sie mußten, wenn sie nicht ausgeplündert waren, – täglich kam so etwas vor – Sachen verkaufen, um leben zu können. 1 Brot kostete 40 Zloti (80 RM), 1 kg Butter 500 Zloti (1000 RM) usw. Aus den Betrieben wurden die Deutschen mehr und mehr entlassen, an ihrer Stelle aus Polen herbeigeholte Leute eingestellt. Mein Geschäft ging am 6. Oktober 1945 in polnische Hände über; ich durfte als Verkäufer und Haushälter bis 31. Dezember mitarbeiten, dann flog ich unverhofft mit meiner Frau

²⁵⁾ Brief d. Kaufm. Karl Drescher aus (20) Marienhagen 97, Krs. Alfeld (Leine), früher Zillerthal, Tirolerstraße 19.

und Tochter innerhalb einer halben Stunde mit 20 kg Gepäck, das bei mir im Laden abgewogen wurde, auf die Straße.

Bis zur Ausweisung am 20. Juni 1946 wohnten wir provisorisch beim Tischlermeister Röhricht. Fast jeden Tag wurden Deutsche aus ihren Häusern vertrieben. Fast jeden Tag gab es Mißhandlungen, Verhaftungen. Eines Tages wurden meine Tochter, Fräulein Röhricht und ich, als wir harmlos mit einem kleinen Wagen nach etwas Leseholz unterwegs waren, am Stauweiher von 12 betrunkenen Polen – diese 16jährigen Kerle nannten sich Miliz – mißhandelt, ins Gesicht geschlagen und beschimpft. Wir mußten schnell in ein Haus laufen, um von dort durch die Hintertür den Wald zu erreichen und auf Umwegen, ohne Wagen und Holz, nachhause zu kommen, was uns mit Mühe gelang.

Rundschreiben, Anordnungen des polnischen Starosten waren natürlich nur in polnischer Sprache abgefaßt. Wir wußten nie, was daraufstand. Mit der Bahn nach Hirschberg zu fahren, war gefährlich. In den meisten Fällen wurde man schon auf dem Hirschberger Bahnhof zu irgendwelchen Arbeiten in Kasernen oder sonstwo gepreßt.

Es waren trübe Tage, die wir zuletzt dort verlebten. Radio und Zeitung gab es für uns nicht mehr. Wir waren vom Weltgeschehen abgeschnitten. Man kann gar nicht alles schildern, was so jeder durchzumachen hatte. Viele Einwohner, die nichts mehr zu versetzen hatten, beschafften sich Fahrgelegenheit bis Kohlfurt und verließen Schlesien freiwillig. Wir, die wir uns an alle Parolen klammerten, hielten aus, bis wir ausgewiesen wurden. Das geschah am 20. Juni 1946. Frau Pastor Körner, die damals die Gottesdienste hielt – auch Herr Kraus hielt Lesegottesdienste – verabschiedete sich von uns wie von allen Ausgewiesenen persönlich am Bahnhof. Als die Wagen sich in Bewegung setzten, wurden auf ihre Anordnung die Kirchenglocken geläutet. Dies war der letzte Gruß unserer Heimatkirche. Wem sind dabei nicht die Tränen gekommen“. Soweit der Brief des Kaufmanns Drescher.

Am 10. Dezember 1946 ist dann auch Frau Pastor Körner ausgewiesen worden. 10 Mann Miliz beschlagnahmten Kirche und Pfarrhaus, in das sofort ein polnischer katholischer Pfarrer einzog. Die Zahl der Deutschen wird immer geringer.

Die Geschichte der evangelischen Kirchgemeinde Zillerthal-Erdmannsdorf ist zu Ende. Ob ihr noch einmal eine Fortsetzung folgen wird, steht bei dem Herrn. Darum sei an den Schluß das Wort gesetzt, das der erste Pastor dieser Kirchgemeinde, Superintendent Roth, unter manchen Unglücksbericht in der Chronik geschrieben hat: Der Herr erbarme sich!

Alfred Glatz

Quellen:

Die (handgeschriebene Chronik der Evangelischen Kirchengemeinde Zillerthal-Erdmannsdorf, Kirchenkreis Hirschberg (Riesengebirge) geschrieben von seinen Pastoren Superintendenten Roth, Anderson, Tiesler, Dehmel, Pastoren Wiemer und Glatz).

Prof. Dr. Rheinwald, Allg. Repertorium für theol. Literat. und Kirchl. Statistik, Berlin V 1834.

Rheinwald, Die Evangelischgesinnten im Zillerthal, Berlin Herbig 1837 (erweiterter Abdruck aus dem Juniheft 1837 des Rheinwaldschen Repert.).

M. Beheim-Schwarzbach, Die Zillerthaler in Schlesien, die jüngste Glaubenskolonie in Preußen (Breslau 1875) ergänzt aus den Akten der schles. Oberpräsidialregistratur durch den Aufsatz desselb. Verf. „Die Zillerthaler im Riesengebirge (Zeitschr. f. Gesch. und Altert. Schlesiens XI 1876).

Gustav Gasteiger, Die Zillerthaler Protestanten und ihre Ausweisung aus Tirol. Eine Episode aus d. Vaterl. Gesch. aktenmäßig dargestellt, a. d. Nachlaß herausg. v. A. Edlinger, Meran, 1892.

Gustav Hahn (ev. Lehrer a. d. Tirolerschule in Zillerthal, Rsg.). Aus der Tiroler Schule zu Zillerthal im Riesengebirge in den ersten 50 Jahren ihres Bestehens, Breslau 1896.

Eleonore Fürstin Reuß II, Friederike, Gräfin Reden geb. Freiin Riedesel zu Eisenach. Ein Lebensbild nach Briefen und Tageb.

Festschrift zur 100-Jahr-Feier der Tiroler Einwanderung 1937, 2. Teil. Ein Gang durch die Gesch. der Zillerthaler. Abgedr. in „Schles. Bergwacht“, Zeitsch. d. Heimatvertr. v. St. u. Kr. Hirschberg usw. (Wolfenbüttel), 15. Jahrg., 5. Mai, 5. und 15. Juni 1963 Nr. 13, 16, 17.

Günther Grundmann, Schinkels Entwürfe zur Kirche in Erdmannsdorf. Sonderdruck a. d. Festschr. z. 75jähr. Jub. d. Schles. Altertumsvereins, 16. Jan. 1933 (Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift. Neue Folge X. Band: Jahrb. d. Schles. Museums f. Kunstgewerbe u. Altertümer X. Band.

Hultsch Gerhard, Das Evangelische Schlesien Bd. I, Schles. Kirchengeschichte von Lic. Hellmut Eberlein, Goslar 1952.

Blätter der Erinnerung an die Hundertjahrfeier der Tiroler Einwanderung v. 24.—26. 9. 1937 in Zillertal-Erdmannsdorf im Riesengebirge, herausgeg. v. Festausschuß 1937.

Ehrenforth Gerhard, Die schlesische Kirche im Kirchenkampf 1932—1945, Göttingen 1968.

Birke Ernst, Das Riesengebirge u. d. Isergebirge in 144 Bildern, Leer 3. Auflage 58.

Bunzel Ulrich, Gemeinde- und Heimatbuch der evang. Schlesier, Goslar 1950.

Prüfer Erich, Die Hirschberger Gnadenkirche, Verlag unser Weg, Ulm 1957.

Hultsch Gerhard, Das Evang. Schlesien Bd. III, Alfred Wiesenhütter — Gerhard Hultsch: Der evangelische Kirchenbau Schlesiens von der Reformation bis zur Gegenwart, Düsseldorf 1954.

Erinnerungen an den Sonntag Reminiscere 1935 in Leuthen und im Polizeigefängnis Breslau

Im Sportpalast zu Berlin hatte die sogenannte „Glaubensbewegung Deutsche Christen“ eine Massenkundgebung gehalten, in der nicht nur die Kirche angegriffen wurde, sondern mit ihr auch ihre Bekenntnisgrundlage, die Heilige Schrift Alten und Neuen Testaments. Mit dieser Kundgebung wollte man die Frommen im Lande von der Kirche abwenden und vorhandene Religiosität in die Bahnen einer neuen Ideologie nationalsozialistischer Weltanschauung lenken ¹⁾. Diesem Vorhaben mußte seitens der Bekennenden Kirche widersprochen werden. So hatte der Bruderrat der Bekennenden Kirche eine Abkündigung verfaßt, die, auf klare christliche Aussagen gegründet, am Sonntag Reminiscere im Gottesdienste verlesen werden sollte.

Der Staats- und Parteiapparat hatte hiervon Kenntnis erhalten und war bestrebt, die Verlesung der Kanzelabkündigung mit allen Mitteln zu unterbinden.

Im Pfarrhause zu Leuthen wurde ich bereits am Sonnabendnachmittag durch einen Anruf aus dem Büro der Bekennenden Kirche (Breslau, Breitestraße) davon unterrichtet, daß eine Anzahl Breslauer Pfarrer verhaftet worden waren. Um so mehr sorgte ich dafür, daß die Abkündigung, die mir in vielen gedruckten Exemplaren zugegangen war, unverzüglich in die Häuser meiner Gemeinde kam. Am Sonntagmorgen erfuhr ich noch vor Beginn des Gottesdienstes durch einen weiteren telefonischen Anruf von neuen Verhaftungen. Es stand für mich fest, daß ich selbst die Kanzelabkündigung nach der Predigt halten würde. Ich gab ferner danach der zahlreich versammelten Gemeinde von den erfolgten Verhaftungen Kenntnis. Im Schlußgebet gedachten wir fürbittend der gefangenen Brüder. Es war der Volkstrauertag. So gedachten wir im Anschluß an den Gottesdienst am Kriegergedenkstein der Gemeinde der Gefallenen des ersten Weltkrieges.

Während des Mittagessens meldet sich der Amtsvorsteher Kantor Krüger im Pfarrhause. Er hat, nicht aus Böswilligkeit aber aus Angst, der Kreisleitung der Partei in Neumarkt gemeldet, daß die verbotene Kan-

¹⁾ Inzwischen war nach jener Kundgebung vom November 1933 in dem Jahr 1934 und Anfang 1935 die Propaganda für einen sog. Deutschen Glauben, der an die Stelle des Glaubens an Christus treten sollte, weitergegangen, so daß die Preußische Bekenntnissynode im März 1935 ein Wort gegen die „tödliche Gefahr“ einer rassisch-völkischen Weltanschauung beschloß. Darin hieß es: „In ihr werden Blut und Rasse zum Abgott“. Diese Abkündigung gab der Provinzialbruderrat der Bekennenden Kirche Schlesiens allen seinen Pfarrern zur Abkündigung am 17. März 1935 weiter.

zelabkündigung durch mich gehalten worden ist. Meine Frau spricht im Amtszimmer mit dem verstörten Amtsvorsteher um mir damit Gelegenheit zu geben, die Mittagsmahlzeit einzunehmen. Als ich darnach mich im Amtszimmer einfinde, eröffnet mir der Genannte, auf Befehl des Landrats habe ich mich zwecks einer Rücksprache sofort auf dem Landratsamt in Neumarkt einzufinden. Mit einem Kraftwagen aus der Gemeinde machte ich mich auf den Weg, nachdem meine Frau mir vorher die Bibel und die nötigsten Utensilien für eine Gefängnishaft zusammengepackt hatte; denn es war uns klar, daß ich so bald nicht nach Hause zurückkehren würde.

Auf dem Landratsamt wurde ich nach den Beweggründen der Kancelabkündigung und meines Verhaltens gefragt. Ich gab erschöpfend und deutlich hierüber Auskunft. Der Landrat (Dr. Otto) wollte mir zusichern, ich könne auch künftig ungehindert meine Amtspflichten wahrnehmen unter der Voraussetzung, daß ich sofort einen Revers unterschriebe. Mit diesem Schriftstück sollte ich mich verpflichten, in Ausübung meines Amtes als Pfarrer nichts zu tun, was im Widerspruch zu etwaigen staatlichen Maßnahmen stände. Der Bürovorsteher (Frommer, ein gewiß ehrlicher Mann) sagte mir, es stünde ja nichts Ehrenrühriges in dem Revers; falls ich unterschriebe, könne ich sofort die Heimfahrt antreten. Ich verwies auf mein Ordinationsgelübde, das mein Tun als Pfarrer allein an die Heilige Schrift bindet und unterschrieb nicht. Daraufhin verfügte der Landrat meine Verhaftung und meine Überbringung in das Polizeigefängnis zu Breslau. Für die Fahrt stellte er seinen Kraftwagen zur Verfügung. Er ordnete an, daß ich auf dem hinteren Sitz Platz nehmen müsse, neben dem mich begleitenden Landjägermeister Geide. Der Wagen sollte das Landratsamt auf der Hofseite verlassen und nur durch Nebenstraßen fahren. Der Landjägermeister war mir gut bekannt als Kind der Leuthener Gemeinde. Seine Mutter, Frau Henriette Geide, hatte am Gottesdienste auf ihrem altgewohnten Platz teilgenommen. So sagte ich zu G. „Wenn ich geahnt hätte, daß ich Sie heute noch sehen würde, hätte ich Ihnen einen Gruß Ihrer Mutter bestellen können“. Geide sagte zu mir: „Wenn das der alte Pastor Überschaar wüßte!“ Dies war mein Amtsvorgänger, der 50 Jahre lang in Leuthen, verehrt, sein Amt untadelig geführt hat. Ich fragte Geide: „Wie geht es Ihrem Sohn? Er macht doch jetzt Abitur. Was will er denn werden?“ Geide antwortete: „Er will Pastor werden“.

Im Polizeigefängnis angekommen, werde ich dort gegen Quittung übergeben. Danach kommt Geide noch einmal zu mir heran und gibt mir zum Abschied die Hand. Die anwesenden Polizeibeamten sind sichtlich verstört. Ich höre den Ausdruck eines Mannes: „daß ich das erleben muß!“ Auch Pastor Than, mein Konfirmator ist hier in der Zelle! Mir werden die üblichen Sachen abgenommen, und ich werde in eine Gefängnis-

zelle geführt. Sie hat bereits zwei Insassen. Ein Älterer und ein Jüngerer. Der Junge begrüßt mich mit Freuden: „Fein, daß Du da bist alter Herr!“ Es war Vikar Baudach. Er war auf seltsame Weise in das Gefängnis gekommen. Er war Lehrvikar bei Pastor Bunzel (Maria Magdalena). Er war verlobt mit der Tochter eines Amtsbruders, der bei den „Deutschen Christen“ stand. So hatte er sich bislang nicht dazu entschließen können, der Bekennenden Kirche beizutreten. Er hatte an diesem Sonntag keinen Gottesdienst gehalten. Ein Polizeibeamter hatte aus Freundlichkeit Frau Pastor Bunzel telefonischen Bescheid gegeben, ein Brief ihres in Haft genommenen Mannes liege bereit und, falls sie einen Boten sende, könne sie den Brief sofort erhalten. Als Baudach dieses hörte, erbietet er sich sofort, der Bote zu sein. Er läßt den Kaffee stehen, er springt auf die nächste Straßenbahn, er erhält im Polizeigefängnis den Brief. Wie er schon im Gehen ist, wird er noch einmal zurückgerufen. Man fragt ihn nach seinem Beruf. Er gibt Bescheid. Man fragt, ob er die Kanzelabkündigung gehalten habe. Er verneint. Man legt ihm den Revers vor und sagt: „Auf jeden Fall unterschreiben Sie mal hier!“ Baudach bedenkt sich und meint, wenn sein Lehrherr nicht unterschrieben hat und deshalb in Haft genommen worden ist, dann könne auch er nicht unterschreiben. Man sagt zu ihm: „Dann bleiben Sie gleich hier“ — und bringt ihn in die Zelle. Ein anderer Polizeibeamter benachrichtigt hiervon Frau Pastor Bunzel und regt an, sie möchte doch dem Vikar das Notwendigste für die Haftzelle schicken; sie würde dann auch den Brief ihres Mannes erhalten. Vikar Baudach gehörte ebenso wie ich der Ev. theol. Verbindung Witembergia (N. E. T. S. V.) an.

Auch der andere Zelleninsasse war auf ungeahnte Weise in das Gefängnis gekommen. Er war Schuhmachermeister in Auras und Kirchenältester der dortigen Gemeinde. Sein Pfarrer (Pastor Halm) war vor der Kirche vor Beginn des Gottesdienstes im Ornat verhaftet und abgeführt worden im Anblick seiner Gemeinde.

Der Kirchenälteste rief daraufhin die Gemeindeglieder in das Gotteshaus. Von der Altarstufe aus sprach er zu ihnen: „Ihr sollt wissen, weshalb Euer Pastor verhaftet worden ist. Er hatte die Absicht, eine Abkündigung der Bekennenden Kirche im Gottesdienste zu verlesen. Ich habe diese Abkündigung hier in der Hand. Ihr sollt hören, was in ihr gesagt ist.“ Bald danach erfolgte die Verhaftung dieses mutigen Mannes.

Wir drei sind in den Tagen der Haft uns innerlich sehr nahe gekommen. Wir lasen in der Bibel und im Gesangbuch und beteten miteinander. Ich erzählte auch jene russische Geschichte von dem Schuhmacher Awdetsch, den es nach dem Besuche des Herrn Christus in seiner kleinen

Stube verlangte. Er holte einen frierenden Schneeschipper in seine warme Stube und erquickte ihn mit einer Tasse Tee. Er tat Gutes an einer bekümmerten Frau und an einem Kind. Und merkt schließlich, wie das Bibelwort an ihm in Erfüllung gegangen: „Was ihr dieser geringsten Einem getan habt, das habt ihr mir getan“.

Die Gefängniswärter waren korrekt und taten ihre Pflicht. Darüberhinaus waren manche von ihnen freundlich und gaben sogar Nachrichten von einer Zelle in die andere weiter. So bekam Baudach einen Gruß seines Lehrpastors Bunzel mit der Unterschrift: „Dein großer Bruder Ulrich“. Wir alle empfingen ein Grußwort von Fürsterzbischof Kardinal Bertram: „Ich verneige mich in Ehrfurcht vor dem Bekennermut meiner evangelischen Brüder“.

Mittags wurden wir eine Stunde lang in den ummauerten Gefängnishof gelassen, damit wir uns bewegen konnten. Wir durften, der Vorschrift gemäß, nicht stehen bleiben und zu Gruppen zusammentreten. Die Aufseher hatten aber nichts dagegen, wenn wir den Partner wechselten. So konnte ich mit den Brüdern Viebig (Paulus), Hornig (St. Barbara) und Dr. Berger (St. Bernhardin) sprechen, die damals den Bruderrat der Bekennenden Kirche Schlesiens bildeten.

Am Montagabend bekamen wir den Besuch von Bischof D. Zänker. Er war auf der Regierung wegen unserer Verhaftung vorstellig geworden und hatte dabei die Erlaubnis erhalten, uns zu besuchen, unter der Auflage, uns eine Willensäußerung des Regierungspräsidenten zu übermitteln. In dieser wurde angeboten sofortige Freilassung nach Unterschriftsleistung unter einen Revers, der nach Form und Inhalt gegenüber dem Erstgeforderten gemildert erschien. Der Bischof war außer von Polizei auch von zwei Beamten begleitet, die vermutlich der Geheimen Staatspolizei angehörten. Für diesen Bischofsbesuch wurden wir Gefangenen durch viele Gänge in einen düsteren Kellerraum geführt. Hier begrüßte der Bischof jeden einzelnen von uns. Er sprach mit jedem, gewiß auch, um die ihm gegebene Zeit in guter Weise zu nutzen. Ehe unser Bischof uns nun gemeinsam anredete, richtete Pastor Meyer-Friedrich (St. Bernhardin) an ihn die Frage: „Herr Bischof, Sie haben am Sonntag auch Gottesdienst gehalten? Haben Sie dabei die Kanzelabkündigung verlesen?“ (Diese Frage stellte der Genannte und nicht Pastor Bunzel, wie an anderer Stelle einmal zu lesen war). Der Bischof bejahte die Frage. Daraufhin entledigte er sich des Auftrages, den ihm der Regierungspräsident gegeben hatte, und fügte der Verlesung des vorgeschlagenen Reverses die Worte hinzu: „Meine Brüder, ich kann mir nicht denken, daß Sie dieses unterschreiben werden“. Mit einer abrupten Bewegung forderten ihn die beiden Beamten sehr unhöflich auf, das Gespräch sofort zu beenden und den Raum zu verlassen.

Wir anderen wurden wieder in die Zelle geführt. Zum Morgen und zum Abend hörten wir, wie Pastor Bunzel, einem jeden vernehmbar, aus der Bibel las und uns allen eine Andacht hielt. Zum Abend erklang die schwere Glocke der Maria-Magdalenen-Kirche (Arme Sünderglocke genannt, eine Glocke mit alter Geschichte). Sie wurde aus eigenem Antrieb vom Küster dieser Kirche geläutet und zeigte uns an, daß die Gemeinden unserer gedachten. Viele Gemeindeglieder waren den ganzen Tag über vor dem Gefängnistor versammelt und sangen Choräle. Auch in den Gemeinden der Provinz hatte die Verhaftung ihrer Pastoren eine starke Bewegung ausgelöst. In meiner Gemeinde Leuthen war eine Unterschriftensammlung in Gang gekommen, in der die Gemeindeglieder Verhalten und Amtsführung ihres Pastors ausdrücklich billigten und seine Freilassung forderten.

Die Erregung und Unruhe der Gemeinden hat dann wohl die Regierung veranlaßt, unsere bedingungslose Freilassung zu verfügen. So bin ich am Dienstag mittags aus dem Gefängnis entlassen worden, viel eher, als ich gedacht. Die Zellen, in denen wir verwahrt wurden, waren wenig früher der letzte Aufenthaltsraum jener SA-Leute, die anläßlich der sogenannten „Röhm-Revolt“ verhaftet und danach im Zettelbusch (zwischen Frobeltwitz und Groß-Heidau) „auf der Flucht erschossen“ worden sind. Dieser Tatbestand mußte uns ernste Gedanken machen. Aber nie habe ich die wahre Freiheit eines Christenmenschen so stark empfunden, wie im Gefängnis.

Nach meiner Entlassung fuhr ich mit der Eisenbahn bis Deutsch-Lissa. Von dort hatte ich 7,5 km Fußmarsch bis nach Leuthen. In der Ortschaft Saara, durch die mein Weg führte, stand mitten auf der Straße der Kirchenälteste Schäfermeier und sammelte die Unterschriften für meine Freilassung. Es war eine freudige Begrüßung, als ich so unerwartet in den Kreis meiner dortigen Gemeindeglieder trat. Auch in Leuthen habe ich dann viel Liebe meiner Gemeindeglieder erfahren. Bei den nächsten Zusammenkünften des Frauenvereins und des Jugendkreises war mein Stuhl mit Girlanden geschmückt. Eine Frau sagte auf bezeichnend dörfliche Art: „Herr Pastor, wenn Sie auch im Gefängnis waren, bei uns können Sie sich jederzeit auf der Straße sehen lassen“. Eine andere Landfrau: „Herr Pastor, nehmen Sie's nicht übel, ich habe am Sonntag Kuchen gebacken, weil Besuch kam. Aber meine Gedanken waren immer bei Ihnen, und ich habe nie gewußt, welche Zutaten ich in den Teig gebracht hatte“.

Das Leben in der Bekennenden Gemeinde ist lebendig geblieben. An Stelle vieler Namen nenne ich die Namen der Kirchenältesten, die mir stets besonders geholfen haben. Es waren dieses: Bäckermeister Rudolf Hein, Bäckermeister Karl Blaffert, beide in Leuthen, Oberst a. D. Georg

von Röder, Rittergutsbesitzer auf Groß Gohlau, Landwirt Heinrich Schäfermeier in Saara, Freistellenbesitzer Julius Scholz in Krampitz, Schmiedemeister Paul Neumann in Borne. Der Kirchenälteste Friedrich v. Schiller, Rittergutsbesitzer auf Lobetinz stand auf der anderen Seite. Er war Parteimitglied und gehörte den „Deutschen Christen“ Thüringer Richtung an. Er hat mir viele Sorgen gemacht. Vielleicht hat sein Tun ungewollt anderen zur klaren Glaubenserkenntnis geholfen. Im Juli 1945 habe ich Herrn v. Schiller schwer krank wieder gefunden in seinem Fluchttort auf der Domäne Jerxheim. Wir haben uns ausgesprochen und Frieden miteinander gemacht. Als er kurz vor seinem Ende von seinem Ortspfarrer (Dr. Hille) das Heilige Abendmahl empfing, hat er mir durch diesen noch einen Gruß bestellt. Seine Enkeltochter ist Pfarrfrau geworden.

Kurt Geisler †

Der Una-Sancta-Kreis in Breslau im zweiten Weltkrieg

Herrn Prof. D. Dr. Joachim Konrad, Bonn, zum 70. Geburtstag.

Ins Leben gerufen wurde der Una-Sancta-Kreis in Breslau durch den katholischen Priester Professor Dr. Hermann Hoffmann. Er war zwei Jahrzehnte Religionslehrer am Matthiasgymnasium gewesen und dann Seelsorger am alten Kloster der Breslauer Elisabethinerinnen in der Antonienstraße unweit der St. Barbarakirche. Sein Entschluß, an evangelische Pfarrer mit der Anregung zur Bildung eines solchen Kreises heranzutreten, hatte verschiedene Ursachen. Der Pater Dr. Max Josef Metzger (1887–1944) hatte bereits 1928 die „Bruderschaft Una-Sancta“ gegründet, die neben ihres Einsatzes für die christliche Weltfriedensbewegung die Gespräche mit evangelischen Partnern suchte. Als Metzger Jahre später auf der Durchreise durch Breslau sich für einen Abend zu einer ökumenischen Zusammenkunft bei Professor Hoffmann ansagte, lud er einen größeren Kreis Interessierter beider Konfessionen ein. Bei dieser Versammlung, der sich eine lebhaftige Aussprache anschloß, entstand der Gedanke, in Breslau einen Una-Sancta-Kreis zu bilden. Inzwischen war manches geschehen, was eine günstige Atmosphäre für ein solches Unternehmen geschaffen hatte. Professor Lortz hatte katholischerseits um 1930 in Breslau Vorträge über die Reformation gehalten, die Luther und die reformatorische Bewegung in einem für die Evangelische Kirche freundlichem, neuen Lichte darstellten. So war es zu einem freimütigem Gespräch über Luther und sein Werk zwischen den beiden Konfessionen gekommen. Hinzu kam die für beide Konfessionen neue Lage infolge des Aufkommens des Nationalsozialismus. Man sah sich auf Seiten beider Konfessionskirchen dem einem gemeinsamen Gegner mit dem Totalitätsanspruch seiner Ideologie und seiner Feindschaft gegen das Christentum gegenüber. Daher kam es im Kirchenkampf, den beide Kirchen zu bestehen hatten, zu einer Schicksalsgemeinschaft wie nie zuvor.

Einzelne Ereignisse führten die beiden Kirchen, ihre Geistlichen und Gemeindeglieder, näher zusammen. Als im März 1935 sich etwa 200 evangelische Pfarrer weigerten, die Verpflichtungserklärung zu unterzeichnen, das Wort der Bekennenden Kirche gegen den Deutschen Glauben, das die Preußische Bekenntnissynode beschlossen hatte, nicht bekannt zu geben, wurden sie tags zuvor verhaftet. Die katholische Pfarrerschaft Breslaus nahm daran starken Anteil, betete öffentlich in den Sonntagsgottesdiensten für die Verhafteten und der Fürstbischof Kardinal Bertram ließ ihnen folgenden Gruß in ihre Gefangenschaft übermitteln: „Ich verneige mich in Ehrfurcht vor dem Bekennermut meiner evangelischen Brüder“.

Im weiteren Verlauf des Kirchenkampfes, der ja auch die Katholische Kirche mehr und mehr erfaßte, kamen auch ihre Geistlichen mehrfach

in Haft. Als ich im November 1937 mit anderen Amtsbrüdern wegen der Erhebung von Kollekten der Bekennenden Kirche verhört und nach Ablehnung eines Reverses für etwa einen Monat in Untersuchungshaft kam, begrüßte mich der Wachtmeister bei der Einweisung in die Zelle mit den Worten: „Sie bekommen eine schöne Zelle, die soeben gescheuert worden ist. In ihr hat der Erzpriester Peikert von St. Mauritius 6 Wochen lang gesessen“. Er war Geistlicher Rat und als eifriger Pfarrer und Seelsorger in Breslau bekannt. Nach dem 2. Weltkrieg machte er sich einen Namen durch die Veröffentlichung seines Buches „Festung Breslau“, das tagebuchartig von dem erschütterndem Geschehen in der eingeschlossenen Stadt berichtet. Einige Zeit nach meiner Entlassung aus der Haft habe ich den katholischen Amtsbruder besucht und wir haben unsere Erinnerungen an die Haft ausgetauscht. Er empfing mich sehr freundlich und brüderlich.

Solche und ähnliche Erlebnisse, wie sie auch andere evangelische Geistliche hatten, waren bezeichnend für die Atmosphäre, die damals in den beiden Konfessionskirchen unter ihren Pfarrern herrschte. Sie führte je länger desto mehr zu mancher Annäherung persönlicher und geistlicher Art. So war es nicht verwunderlich, daß der Gedanke aufkam, die Geistlichen beider Kirchen möchten nicht nur im Kampf der Kirche um Christus und sein Wort zusammenstehen, sondern sich darüber hinaus brüderlich zum geistlichen Austausch begegnen. Von den erwähnten Anfängen von Una-Sancta-Gesprächen wußte man auf beiden Seiten. Auf katholischer Seite hatte sich der erwähnte Dr. Metzger inzwischen weiter für derartige Begegnungen eingesetzt. Daher überraschte es mich nicht, als eines Tages Professor Hoffmann mich besuchte, um die Gründung eines Breslauer Una-Sancta-Kreises mit mir zu besprechen. Ihm war bekannt geworden, daß ich die Leitung des Pfarrernotbundes für Schlesien hatte. Es lag ihm und seinen Mitbrüdern daran, zu dem geplanten Zweck mit evangelischen Geistlichen der Bekennenden Kirche ins Gespräch zu kommen. Gottes Wort und das Bekenntnis der Kirche sollte für beide Seiten grundlegend und ihre Anerkennung Vorbedingung für die Gespräche sein. Nach einer Besprechung in unserem Bruderkreise machte ich Professor Hoffmann die gewünschten Personalangaben, so daß er die Einladungen ausgehen lassen konnte. Auch über den Inhalt der Gespräche und ihre Handhabung waren wir uns einig geworden. Als Hoffmann um einen Vorschlag hinsichtlich des Inhalts bat, schlug ich das Apostolische Glaubensbekenntnis in seinen einzelnen kurzen Aussagen vor, unsererseits auch im Blick auf die erklärenden Worte Luthers. Hoffmann, der dem gern zustimmte, schlug vor, an zwei aufeinander folgenden Abenden je ein Referat über dasselbe Stück des Apostolikums von beiden Seiten zu halten und darauf eine Aussprache von einer Stunde folgen zu lassen und, daß wir nach zwei Stunden den Abend mit Gebet schlossen. Diese Art, abwechselnd

von beiden Seiten dieselbe Aussage des Glaubensbekenntnisses an zwei Abenden zu behandeln, bewährte sich sehr und unterrichtete uns von der theologischen Auffassung der Grundwahrheiten beider Seiten, wobei auch die Verschiedenheiten in Theologie und Lehre deutlich wurden. Daß wir uns auf das Apostolische Glaubensbekenntnis geeinigt hatten, lag einmal daran, daß es gemeinsames Glaubensgut beider Kirchen ist, wohl auch an dem Eindruck, den das damals erschienene Buch von Karl Barth, „Credo“, über seine Vorlesungen darüber auf uns gemacht hatte.

Unsere Abende fanden im Studierzimmer Hoffmanns im alten Elisabethinerinnen-Kloster statt. Von der Pforte, die dicht an der Antonienstraße lag, führten lange alte Klostergänge in ein nach der Gartenseite stehendes altes Haus, wo Hoffmann im ersten Stock seine Häuslichkeit hatte. Als großen Vorteil empfanden wir diese schwer erreichbare Behausung, die noch dazu den Vorzug hatte, daß ein zweiter Ausgang nach der Wallstraße führte, so daß man unbemerkt nach dort entkommen konnte. Das war in den Tagen der Herrschaft der Gestapo so vorteilhaft für uns alle, daß wir bei diesem Ort verblieben und nicht zwischendurch in einem evangelischen Haus zusammenkamen. Unter den Besuchern waren Geistliche und Laien beider Konfessionen. Auf unserer Seite gehörten die Pfarrer Konrad, St. Elisabeth, Fränkel, Trinitatiskirche, Gottschick und Eitner von St. Salvator und Berger von St. Bernhardin zu den ziemlich regelmäßigen Besuchern, der Letztere, bis er zum Wehrdienst kam. Katholischerseits nahmen außer Hoffmann der eifrige Pfarrer Holzzapfel und Professor Dr. Koch von der Katholisch-Theologischen Fakultät teil. Die Laien waren durch einige katholische theologisch interessierte Damen vertreten und auf unserer Seite vor allem durch den jungen Direktor Martin Vogel, Mitglied des Provinzialbruderrates, der im Kriege, wo uns Geistlichen durch Reisebeschränkungen weite Reisen unmöglich waren, die Verbindung mit Landesbischof D. Wurm in Stuttgart für die Bekennende Kirche Schlesiens hielt. Er war als Zivildienstverpflichteter beim Ministerium Speer zum Bau von Flugplätzen und Fernstraßen im Osten eingesetzt, reiste viel hin und her und erschien daher auch immer wieder in Breslau — bei seiner eigenen Firma. Er fiel den Kriegseignissen Mitte Februar 1945 in Breslau-Operau zum Opfer. Auch eine Frau Hannasky gehörte zu den evangelischen Teilnehmern. Da stets nur ein kurzes Stück des Apostolikum-Textes behandelt wurde, dafür umso intensiver, kamen wir mit dem Stoff nicht zum Ende, zumal infolge der sommerlichen Urlaubszeit und der Festzeiten im Winter Unterbrechungen eintraten. Aus dem reichen Gebiet des zweiten Artikels mit den wichtigen Aussagen über Jesus Christus erinnere ich mich meines eigenen Referates über: „Wahrhaftiger Mensch von der Jungfrau Maria geboren“. Dabei kam unvermeidlich die recht unterschiedliche Auffassung von der Stellung

der Mutter Maria in der Heilsgeschichte zum Ausdruck. Während wir die menschliche Seite der Mutter des Herrn betonten, da er selber ihre göttliche Verehrung durch sein Wort Lukas 11,28 deutlich zurückgewiesen hat, ließen die Katholiken nicht ab, Maria göttliche Ehre zuteil werden zu lassen. Es war ja schon die Zeit steigender Marienverehrung, ging es doch dem Dogma von der leiblichen Himmelfahrt der Maria entgegen, das einige Jahre nach Kriegsende definiert wurde. Auch propagierte der damalige Papst, Pius XII., persönlich die göttliche Marienverehrung. Joachim Konrad, (1940–1946 Pfarrer an St. Elisabeth, 1945–46 Stadtdekan von Breslau), später Professor für Praktische Theologie in Bonn, hielt ein Referat über die Wiederkunft Christi und die Fragen des Endes der Welt im Una-Sancta-Kreis.

Zu den unvergeßlichen Eindrücken dieser unserer Gespräche gehört zweifellos der, daß die Weise, zu denken und Theologie zu treiben, hinsichtlich des Ausgangspunktes und der entscheidenden Autorität auf beiden Seiten durchaus unterschiedlich war. Während unsererseits immer wieder nach den grundlegenden biblischen Aussagen als maßgebend für die Wahrheit des Glaubens und unserer Erkenntnis gefragt wurde, und die Schrift für uns die verbindliche Autorität war, suchte man katholischerseits philosophische Erkenntnisse und Sätze als gleichberechtigt mit Wahrheiten der heiligen Schrift ins Gespräch zu bringen. Kirchenlehrer und Philosophen wurden zur Erkenntnis theologischer Wahrheiten neben der Schrift und dem Bekenntnis der Kirche sogar als gleichberechtigt herangezogen. So kam Pfarrer Lic. Dr. Konrad, als wieder einmal von diesem Unterschied in dem Ansatz unserer theologischen Betrachtung unseres Glaubens die Rede war, zu der scharfen Bemerkung: was uns am stärksten von den katholischen Brüdern trenne, sei ihr „Kirchenvater Aristoteles“, der tatsächlich einen großen Einfluß auf das Denken der Katholischen Kirche und ihr Lehrgebäude gehabt und noch immer hat. Die Teilnehmer dieses Kreises haben unendlich viel voneinander gelernt und das gegenseitige Verständnis des Glaubens der anderen Seite ist jedem der Teilnehmer durch die eingehenden Gespräche irgendwie näher gerückt. So denken sie noch heute an jene Jahre der Gemeinschaft und Gemeinsamkeit zurück, auch wenn viele Fragen zu keiner Lösung kamen. Besonderen Dank wissen wir als die Teilnehmer von einst dem Leiter des Kreises, dem verehrten Forscher katholischer schlesischer Kirchengeschichte, der 1970 im Alter von 92 Jahren in Leipzig heimgegangen ist und in seinen Lebenserinnerungen „Im Dienste des Friedens“, Lebenserinnerungen eines Europäers, Stuttgart 1970, auch auf seinen Una-Sancta-Kreis in dankbarem Rückblick zu sprechen kommt.

D. Ernst Hornig

Erlebtes Kriegsende in Weigwitz, Kreis Ohlau

Es kam der 20. Juli 1944. Peter Graf Yorck von Wartenburg, Besitzer des Gutes im Nachbardorf Kauern, das zu meiner Gemeinde gehörte, wurde verhaftet und Anfang August hingerichtet. Paul Graf Yorck, mein Patron, wurde verhaftet, desgleichen die Angehörigen. Dies alles waren Ereignisse, die uns im Pfarrhaus und in der gesamten Gemeinde stark berührten und schwer auf uns lasteten.

Anfang Januar 1945 erfolgte die Enteignung der Graf Yorck von Wartenburg'schen Güter, die allerdings nicht mehr zum Abschluß kommen sollte.

Inzwischen waren nämlich die Russen bedrohlich nahe gekommen. Am 17. Januar hatten wir noch Pfarrkonvent in Ohlau. Dort hörten wir von ersten Flüchtlingstransporten aus Schlesien. — Am 20. Januar trafen meine Eltern aus Oppeln bei mir im Pfarrhaus ein. — Am 26. Januar wurde unser Dorf Weigwitz seitens der Parteileitung zur Räumung aufgefordert. Am Morgen des 27. 1. verließ ein Wagen nach dem anderen unser Dorf bei Schneefall und grimmiger Kälte. Ein Teil der Einwohnerschaft blieb jedoch zurück und wir — meine Eltern, meine Familie und ich — mit ihm. Am Morgen des 30. Januar kam der Russe in unser Dorf, ohne auf Gegenwehr zu stoßen. Die ersten Besuche des Russen in unserem Hause verliefen auch nachts noch einwandfrei, während es im Dorf bereits zu Vergewaltigungen kam. Am Morgen des 31. Januar setzte der deutsche Angriff ein, der die Russen für kurze Zeit vertrieb, der aber sofort einen heftigen Gegenstoß herausforderte. Ein schweres Ringen begann, das bis in die späten Abendstunden anhielt. Rings um Kirche und Pfarrhaus brannten die Gehöfte, fielen die Einschläge und Panzergranaten rasten durch Haus und Kirche. Am Abend war der Russe Herr der Lage. — Am Morgen des 1. Februar wurden wir im Keller unseres Hauses entdeckt und herausgeholt. Mit allen Einwohnern des Dorfes trieb man uns querfeldein in ein Dorf hinter der Front. Am 2. Februar wurden wir Männer von unseren Familien getrennt, in ein anderes Dorf gebracht, vernommen und ausgeplündert, soweit noch etwas auszuplündern war. Am nächsten Tage brachte man unsere Frauen in das gleiche Dorf. Wenige Tage später schleppten die Russen uns weiter, die Frauen blieben zurück. Im Pfarrhaus meiner Nachbargemeinde hielt man mich allein zurück, während die anderen Männer — unter ihnen auch mein Vater, den ich niemals mehr wiedergesehen habe — weitertransportiert wurden. Wie ich nach vielen Monaten von einem Polen, der damals mit dabei war, erfuhr, sollte ich erschossen werden, da ich als Spion angesehen wurde, weil bei mir zuviele „Dokumente“ gefunden worden waren. Ich hatte den Wehrpaß, Führerschein und Kleiderkarte bei mir. Warum ich nicht erschossen wurde, ist mir bis heute

ein Rätsel. — Ich wurde sehr bald weitergeschleppt von einer Kommandatur zur anderen bis zum 20. Februar. Einzelheiten meiner vielen Erlebnisse zu schildern, würde hier zu weit führen. Die Verpflegung in diesen Tagen war gut, alles andere jedoch grauenhaft. — Am 20. Februar brachte man mich dann mit anderen deutschen Männern — darunter auch ein katholischer Pfarrer — mit Polen und Franzosen in einem 3 1/2-tägigen Marsch ohne Verpflegung nach Kreuzburg O/S in ein Lager, in dem 6000 Männer aus allen Gegenden zusammengetrieben waren. Nachts waren wir auf dem Fußboden, auf Holzpritschen und auf Feldbetten zu zwei Mann auf einer Pritsche untergebracht. Tagsüber durften wir zeitweise auf den Hof, im übrigen trieben wir Stumpfsinn und warteten auf Essen. Ich hatte meine kleine Taschenbibel noch durch alle Kontrollen hindurchgerettet und konnte lesen. — Zweimal täglich bekamen wir knapp 1/2 Liter Kartoffelsuppe, rund 400 Gramm Brot und manchmal 1 Eßlöffel Zucker. Die sanitären Verhältnisse waren katastrophal. Die Eßschüssel, falls man irgendwo eine aufgetrieben hatte — meist bestand sie aus einer alten Konservenbüchse —, diente zugleich als Wasch- und Rasiernapf. — Nach drei Wochen wurden wir zu einem Transport zu 1200 Mann zusammengestellt, zum Bahnhof geführt, verladen und nach Gleiwitz gebracht, von wo wir nach Laband marschierten in ein Lager, in dem sich rund 16000 Männer befanden. Dort lagen wir nur auf dem Fußboden eng zusammengepfercht. Die Häuser waren vollständig ausgeräumt.

Nach vier Tagen, am 22. März 1945, wurden der kath. Pfarrer Dr. Eckert = Kattern, ein alter Mann, den wir zum Kirchendiener „ernannt“ hatten, und ich auf Grund eines Befehls Stalins für Geistliche ohne Papiere entlassen. Die übrigen Männer unseres Transportes verlud man am gleichen Tage nach Rußland.

Wir drei Entlassenen gingen zunächst in das kath. Pfarrhaus des Ortes Laband. Der dortige Pfarrer gab uns neue Wäsche und besorgte uns dann geistliche Kleidung, da wir nach seiner Meinung nur so Aussicht haben würden, in unsere Heimat zu gelangen. Ich erhielt in Ermangelung eines Talars eine Soutane, einen schwarzen Mantel und ein Kreuzifix. So wanderten wir, von vielen Gebeten der Bevölkerung begleitet, am 24. März (Sonnabend vor Palmarum) der Heimat entgegen. Abends kehrten wir in Pfarrhäusern ein und morgens marschierten wir weiter. Unterwegs hörten wir erschütternde Berichte von oft grauenhaftem Geschehen und sahen erschreckende Bilder. Wir selbst wurden oft von russischen Streifen angehalten, kamen jedoch unbehelligt weiter bis zum Gründonnerstag, an welchem Tage ich nur noch rund 25 km bis zu meinem Heimatdorf vor mir liegen hatte. Schon hatten wir Pläne gemacht für die Ostertage, an denen wir bestimmt zu Hause sein würden. Da kam ein russischer Posten auf uns zu, führte uns in ein Gehöft, lud

uns in ein Auto und fuhr uns nach Brieg ins Gefängnis. Dort brachte man uns in den Betsaal, wo wir bereits einige 100 Männer versammelt fanden. Am 1. Ostertag wurden wir vernommen; uns wurde mitgeteilt, daß wir keine Pfarrer seien, sondern uns nur „geistliche Uniform“ angezogen hätten und in Wirklichkeit Spione wären. Am 2. Ostertag fuhr man uns in einem Lastauto nach Groß-Strehlitz O/S und lieferte uns dort den Polen aus. Der Empfang bei den Polen war grauenhaft. Wir wurden nochmals geplündert, wobei meine Bibel, mein Taschenkalender, 3000,— RM, die der Russe mir immer wiedergegeben hatte, verloren gingen. Die Kruzifixe wurden uns abgerissen und auf dem Fußboden zertreten, wir selbst niedergeschlagen und unter Fußtritten und Schlägen in einen dunklen Keller getrieben, in dem wir uns blutig und mit zerrissenen Kleidern wiederfanden. Am nächsten Morgen erschien der Leiter der polnischen GPU und entschuldigte sich und bat uns um Verzeihung: es würde uns nun nichts mehr geschehen. — Nach drei Tagen, an denen wir wirklich gut behandelt, reichlich mit Essen und Tabak versehen wurden, brachte uns ein Pkw nach Kattowitz. Dort erwartete uns gegen 10 Uhr abends ein polnischer Offizier, der sehr gut deutsch sprach. Alles, was wir ihm erzählten, erklärte er für Lüge und behauptete immer wieder: Pfarrer, die nicht polnisch könnten, gäbe es nicht. Die deutsche Sprache sei für ihn eine Schmach. — Nach dem Verhör sperrte man uns in den Keller, in dem wir schreckliche Stunden und Tage erlebten. Morgens erhielten wir 150 Gramm Brot, abends eine dünne Suppe. Waschgelegenheit war nicht vorhanden; für die übrigen Bedürfnisse stand ein Eimer im Keller. Nachts lagen wir zunächst z. T. auf dem Fußboden, z. T. auf einer Holzpritsche, die für acht Mann berechnet war. Später konnten wir uns gar nicht mehr legen, da immer mehr Menschen in unseren Raum hineingepfercht wurden, zum Schluß 89 Mann, wir alle konnten uns nicht mehr rühren. Von Zeit zu Zeit holte man diesen und jenen heraus; er kam zerschlagen wieder oder aber gar nicht mehr. Unser „Kirchendiener“ verschwand eines Tages gleichfalls und kam „auf Transport“, wie es hieß. Wir beiden Pfarrer wurden nach 14 Tagen herausgeholt, unrasiert und völlig verlaust sahen wir seit 2 Wochen zum ersten Male die Sonne wieder und atmeten frische Luft. Mit rund 50 Mann führte man uns zur Straßenbahn, mit der wir einige Kilometer fuhren. Dann marschierten wir in Richtung Schwientochlowitz in ein Barackenlager, das umgeben war mit elektrisch geladenem Stacheldraht und an dessen vier Ecken Wachttürme standen, die mit Maschinengewehren besetzt waren. Es war ein ehemaliges deutsches Lager, Nebenlager von Auschwitz, jetzt ein polnisches Straf- und Vernichtungslager. Als wir am 18. April 1945 hineinkamen, war das Lager mit 1200 Mann besetzt und täglich wurden fünf Tote hinausgeschafft. Als wir am 25. Juli 1945 das Lager verließen, waren rund 2000 Menschen darin — darunter 600 Frauen — und täglich wurden 30 bis 40 Tote weggebracht. Bis zum Winter sind dort über 3600 Menschen er-

geschlagen worden, verhungert, an Seuchen zugrundegegangen oder haben aus Verzweiflung Selbstmord verübt. Was wir dort täglich erlebt haben, läßt sich nicht beschreiben: es war die Hölle im wahrsten Sinne des Wortes. — Nachdem wir 7 Wochen in diesem Lager waren, ließ der kath. Pfarrer sich eine Gallenblasenentzündung andichten und setzte es durch, daß man ihn in das Städtische Krankenhaus nach Schwientochlowitz brachte, das von katholischen Schwestern geleitet wurde. Von dort aus schrieb er Gesuche an die kath. Kirche in Kattowitz und schilderte unsere Lage. Am 23. Juli kam er plötzlich ins Lager zurück. Am 24. Juli brach ich infolge der erlittenen Strapazen zusammen. Am 25. Juli wurden wir beide wider Erwarten entlassen, nach Kattowitz gebracht und vom polnischen Bischof empfangen, der uns mit Geld versah und uns Ausweise schrieb, so daß wir endlich nach Hause konnten. Alles war wie ein Wunder! — Ich war jedoch nicht fähig, die Reise anzutreten und so blieben wir noch fünf Tage in Kattowitz. Als mein Zustand sich aber weiter verschlimmerte, riß ich meine letzten Kräfte noch einmal zusammen, und wir fuhren am 30. Juli 1945 nach Breslau, wo ich besinnungslos ankam. Dort brachte man mich zu unserer Kirchenleitung, die mich in ein Krankenhaus schaffen ließ. Wenige Tage später fand mich dort meine Frau und berichtete von ihren Erlebnissen.

Mein Vater sei Mitte Februar von den Russen entlassen worden, jedoch auf dem Nachhauseweg mehrfach geplündert, eingesperrt und wieder entlassen, krank geworden und am 20. Februar in einem Stall in Groß-Döbern, Krs. Brieg umgekommen. — Meine Mutter, meine Frau und unsere beiden Kinder konnten erst am 20. Mai in unser Dorf und Haus zurückkehren, in dem sie nur noch Trümmer unserer Möbel und Schmutzhaufen vorfanden. Sie berichtete mir dann, daß sie stark beunruhigt war durch ein Gerücht, das der Kreisleiter unter den im Januar 1945 Geflüchteten austreuen und drucken ließ, wonach ich von deutschen SS- oder HJ-Einheiten in unserem Dorf erschossen worden sei, da ich angeblich auf dem Kirchturm die weiße Fahne gehißt hätte. Alles daran war erlogen. — Dann hatte sie zufällig erfahren, daß zwei Pfarrer, vom Russen entlassen, durch Oberschlesien gewandert sein sollen. Diesem Gerücht ist sie nachgegangen und hat sich völlig allein aufgemacht, um uns zu suchen. Sie fand unsere Spur in der Gegend von Oppeln und verlor sie wieder in dem Dorf vor Brieg, in dem wir erneut eingesperrt worden waren. — Dann, vor einigen Tagen, hatte sie wieder von uns gehört durch einen Mann, der durch unsere Kirchengemeinde gekommen ist und der mit uns im April in Kattowitz zusammengewesen sein wollte. Dieser Mann war unser „Kirchendiener“. Sie ging hin zu ihm und erfuhr, daß auch wir entlassen seien und ich wahrscheinlich in einem Krankenhaus in Breslau liegen würde. Inzwischen war der kath. Pfarrer, der mich besucht hatte, gerade aus Breslau gekommen und konnte meiner Frau Genaueres berichten. So fand sie mich. —

Am 18. August holte sie mich nach Hause, d. h. wir mußten unsere Reise von 40 km zu Fuß antreten. Kurz hinter Breslau konnte ich nicht mehr weiter. Ein russisches Auto nahm uns dann mit für ein paar Zigaretten, die meine Frau für ihr letztes Schmuckstück — eine kleine goldene Nadel, die sie zufällig durch alles hindurchgerettet hatte — gekauft hatte. — Auf Händen und Füßen schleppte ich mich in unser Haus, denn laufen konnte ich nicht. — Schwere Rückschläge kamen noch, aber ich war zu Hause und war der Hölle entronnen.

Zehn Tage nach meiner Rückkehr mußte ich unser jüngstes Kind — 1¼ Jahre alt — beerdigen; es war an Diphtherie gestorben, obwohl wir ärztliche Hilfe rechtzeitig zur Stelle hatten.

Sehr bald nahm ich meine Tätigkeit in meiner Gemeinde wieder auf. Gemeindeglieder schenkten mir notdürftig Kleidung. Den Talar ersetzte die Soutane. Das kirchliche Leben wurde bald wieder rege; denn die Kirche bot noch die einzige Möglichkeit, wo deutsche Menschen sich versammeln konnten. Groß waren die Kollekten dieser geschlagenen und ausgeraubten Menschen, außerordentlich die Liebestätigkeit der Gemeindeglieder untereinander. — Im Herbst 1945 richtete ich neben den Gottesdiensten, Kindergottesdiensten und dem Unterricht noch wöchentliche Bibelnachmittage ein, die von ½2 Uhr bis gegen 5 Uhr dauerten und außerordentlich gut besucht waren. Abends konnten wir nicht zusammenkommen, da wir kein Licht in unseren Häusern hatten. Vom Frühjahr 1946 an hielt ich tägliche Abendgottesdienste in der Kirche mit großer Teilnehmerzahl. — Ende Januar 1946 wurde ich von der Kirchenleitung mit der Vertretung der Superintendentur beauftragt und ab 15. April 1946 mit der Verwaltung der Superintendentur unter Ernennung zum „Senior“. Diese Bezeichnung war gewählt worden, weil sie den Polen geläufiger war als die Bezeichnung des Superintendenten.

Es war ein schweres Amt, das ich übernahm. Vier Pfarrer hatte ich in meinem Kirchenkreise, der 18 planmäßige Pfarrstellen umfaßte. Es gelang mir jedoch, durch Heranziehung von Hilfskräften die Zahl auf 9 zu erhöhen, so daß dann jede Gemeinde — allerdings oft unter großen Strapazen für den Einzelnen — erreicht werden konnte.

Die Polen haben in meiner Gemeinde das kirchliche Leben niemals gestört. Auch blieb ich auf meinen weiten Wegen durch den Kirchenkreis unbelästigt. Dagegen kamen häufig Klagen aus anderen Gemeinden, in denen man den Pastor eingesperrt, geschlagen und geplündert hatte, Unterricht verbot, Gottesdienste störte und Kirchen wegnahm.

Am 17. Juni 1946 im Morgengrauen wurden wir unter Peitschenhieben polnischer Miliz aus unserer Heimat vertrieben. So kam zu allen bisherigen Opfern an Menschenleben, Gut und Geld noch das letzte: Die

Heimat. — — — Am Abend des 17. Juni hielt ich im Sammellager in Laskowitz, Krs. Ohlau, den letzten Gottesdienst in der Heimat vor meiner Gemeinde und einem großen Teil meines Kirchenkreises. Am 18. 6. begann die Fahrt nach dem Westen, die am 25. Juni 1946 in Werl, Krs. Soest, ihr Ende fand.

Hans Kleyer

Die Evangelisch-Augsburgische Kirche jenseits von Oder und Neiße

1939 gab es im Bereich der heutigen Volksrepublik Polen etwa 6.500.000 Evangelische, davon über 5.000.000 im südlichen Ostpreußen, in Hinterpommern, Ostbrandenburg, Niederschlesien und West-Oberschlesien, 250.000 im Freistaat Danzig und immerhin fast 750.000 im damaligen polnischen Staat ohne die inzwischen an die Sowjetunion abgetretenen Landesteile. Heute leben auf dem gleichen Territorium etwa 120.000 Evangelische unter 33 Millionen Einwohnern, davon 90.000 Glieder der Evang.-Augsburgischen Kirche, 5.000 Reformierte, ferner Methodisten, Baptisten und Glieder der Vereinigten Evangeliumskirche. Vor 15 Jahren waren noch etwa 145.000 Lutheraner vorhanden ¹⁾. Die Differenz von 55.000 ist wohl allein durch die Abwanderung nach Deutschland zu erklären. Weitere mindestens 20.000 – vor allem in Ostpreußen und Oberschlesien – sind zur Abwanderung bereit. Es wären sicher noch mehr, wenn nicht die Furcht vor Schikanen sie hindern würde, einen Antrag zu stellen. – Im Jahresbericht der Kirchengemeinde Sensburg/Ostpr. für 1971 heißt es: „Als Ergebnis der Auswanderung der masurenischen Bevölkerung wird das vergangene Jahr in die Geschichte der Sensburger Kirchengemeinde als Abschnitt einer gewaltsamen Schrumpfung der Seelenzahl eingehen. Das ist traurig, aber wahr“ ²⁾. Eine ruhige Entwicklung mit normalem Wachstum ist allein in dem bis 1918 österreichischen Teschener Schlesien zu beobachten. Hier leben die seit der Reformationszeit lutherischen „Schlonsaken“ = Schlesier mit einem besonderen slawischen Dialekt, die aber 6 Jahrhunderte hindurch keinerlei Anteil an der polnischen Geschichte hatten. In Teschen befindet sich auch die einzige der sechs schlesischen Gnadenkirchen noch in evangelischer Hand. Das Diakonissen-Mutterhaus in Dzingelau bei Teschen mit etwa 50 Schwestern ist Mittelpunkt einer Evangelisationsarbeit, die sich über ganz Polen erstreckt ³⁾. Hier sowie in Lobnitz und und Salmopol – beide Orte in den Beskiden – finden regelmäßig Konferenzen und Freizeiten statt, die vor allem der Arbeit an den in der Vereinzelung lebenden Glaubensgenossen dienen.

Verhältnismäßig gut versorgt sind die Gemeinden im Teschener Schlesien, im südlichen und östlichen Oberschlesien, d. h. im Industriegebiet, in den Kreisen Pleß und Rybnik und in der Gegend um Kreuzburg – Landsberg, sowie in Ostpreußen. In diesen Gebieten wohnen etwa 75% der 90.000 Lutheraner. Im übrigen Polen sind evangelische Geistliche nur in einigen größeren Städten vorhanden. In Oberschlesien westlich

1) Kalendarz Ewangelicki 1958.

2) „Zwiastun“ Nr. 6/1972.

3) Kalendarz Ewang. 1972.

der Oder gibt es keinen einzigen, in ganz Niederschlesien 10 Geistliche ⁴⁾. Als Beispiele seien die Zahlen der Lutheraner in einigen Wojewodschaften angeführt: Rzeszów 60, Lublin 90, Köslin 170, Breslau (sie umfaßt den größten Teil Niederschlesiens) 5.000 ⁵⁾. Eine Wojewodschaft hat im Durchschnitt 1,5 bis 2 Millionen Einwohner. — Deutsche Gottesdienste gibt es in ganz seltenen Fällen noch in Niederschlesien und in Pommern. In Oberschlesien und in Ostpreußen, wo noch viele ältere Gemeindeglieder vorhanden sind, die mit dem Hochpolnischen nichts anzufangen wissen, ist der Gebrauch der deutschen Sprache im Gottesdienst und bei Amtshandlungen verboten. Von der Kirchenleitung der Evang.-Augsburgischen Kirche und von ihren Geistlichen wird auch nichts unternommen, um den deutschen Gemeindegliedern in ihrer Muttersprache dienen zu können. Höchstens im privaten Bereich ist man manchmal zu bescheidenen Konzessionen bereit. Im polnischen Volk gilt auch heute noch das alte Wort: „Wer ein Pole ist, der ist ein Katholik“. Daraus ist es zu erklären, daß gerade die Betonung der national-polnischen Zuverlässigkeit in den maßgebenden polnisch-evangelischen Kreisen manchmal etwas peinliche Formen annimmt. An eine Anerkennung einer Schuld auch des polnischen Volkes, wie sie von den polnischen katholischen Bischöfen wenigstens vorsichtig ausgesprochen wurde, ist auf polnisch-evangelischer Seite überhaupt nicht zu denken.

Die Evang.-Augsburgische Kirche hat 5 nicht ordinierte weibliche Magister der Theologie, die für den kirchlichen Unterricht eingesetzt sind, und fast 100 amtierende Geistliche. Hiervon ist einer Verlagsdirektor von „Zwiastun“, und sechs sind Dozenten an der Christlichen Theologischen Akademie. 1970 wurden 3 Absolventen dieser Akademie ordiniert, einer aus Pleß O/S., zwei aus dem benachbarten Teschener Schlesien ⁶⁾.

Das wichtigste Ereignis des Jahres 1970 war das Jubiläum des „Consensus Sandomiriensis“. Vor 400 Jahren, im April 1570, hatten Lutheraner, Calvinisten und Böhmisches Brüder in der Stadt Sandomir ihren Willen zur Zusammenarbeit erklärt. Es ist verständlich, daß man stolz darauf ist, ein so frühes ökumenisches Ereignis gerade in Polen verzeichnen zu können. Und wenn der Konsens auch damals kaum praktische Auswirkungen hatte, so möchte man doch heute nachholen, was vor 400 Jahren versäumt worden ist. Die Hauptfeiern fanden Mitte Oktober statt. Im Mittelpunkt stand die Einweihung eines dritten Gebäudes des Evangelischen Zentrums in Warschau. Ein Wohngebäude und ein Verwaltungsgebäude waren bereits seit 1963 errichtet worden; der dritte Bau dient als Sitz der Christlichen Theologischen Akademie (ChAT). Sie ist die Nachfolgerin der 1954 geschlossenen Evang.-Theol. Fakultät der

⁴⁾ Kalendarz Ewang. 1972.

⁵⁾ Kalendarz Ewang. 1958.

⁶⁾ Kalendarz Ewang. 1972.

Universität Warschau und hatte zunächst ihr Domizil in Chylice b. Warschau, seit 1968 unter sehr beschränkten Raumverhältnissen in Warschau selbst. Die ChAT wird getragen, und auch darauf ist man in Polen sehr stolz, von allen im Polnischen Ökumenischen Rat zusammengeschlossenen Kirchen. Ihr Rektor ist z. Zt. der Lutheraner Dr. Gastpary. Von den 134 Studenten in 5 Jahrgängen waren 35 Lutheraner, 1 Reformierter, 37 Altkatholiken, 18 Glieder der Vereinigten Evangeliums-Kirche, 24 Orthodoxe, dazu einige Methodisten, Baptisten, Adventisten, Polnische Brüder und Mariaviten. — Bei den Einweihungsfeierlichkeiten anwesend waren Vertreter des Staates und des Lutherischen Weltbundes (P. Hansen), der entscheidend zu den Baukosten des Evangelischen Zentrums beigetragen hat ⁷⁾.

Die Evang.-Augsburgische Kirche ist bemüht um ökumenische Kontakte. Ihr Bischof A. Wantula nahm u. a. teil an der Konsekration des neuen Bischofs der Orthodoxen Kirche in Polen, Jaroszuk, und an der Introduction des Metropoliten der gleichen Kirche, Basilius. Der jährlichen Pastoral Konferenz der orthodoxen Geistlichen diente er mit einem Vortrag. — Die Installation des neuen Generalbischofs der Slovakischen Lutherischen Kirche erfolgte durch Bischof Wantula in polnischer Sprache, wie ausdrücklich betont wird ⁸⁾. — Das Gespräch mit der Römisch-Kath. Kirche über die nach dem Kriege durch diese Kirche besetzten kirchlichen Gebäude ist zunächst festgefahren. Auf lokaler Ebene gehen die Gespräche in Bialystok, Plock und Lodz weiter ⁹⁾.

Im Leben der Gemeinden spielen die fast überall vorhandenen Kirchenchöre eine große Rolle. In ihnen wird die Jugend gesammelt; man musiziert, veranstaltet Theateraufführungen und Ausflüge, die dem gegenseitigen Kennenlernen dienen. Damit soll wohl auch dem drohenden Überhandnehmen der Mischehen gesteuert werden, in denen eine große Gefahr gesehen wird. — Die „Gustav-Adolf-Bruderhilfe“ bemüht sich um die Hilfeleistung der wohlhabenderen Gemeinden, die vor allem im Teschener Schlesien und in Oberschlesien vorhanden sind, für die oft großen Notstände in den ärmeren Gemeinden ¹⁰⁾.

Der Verlag „Zwiastun“ (= „Verkündiger“) in Warschau gibt neben mancherlei Büchern und Broschüren ein zweimal monatlich erscheinendes Gemeindeblatt gleichen Namens heraus. Auch erscheint hier — 1972 im 85. Jahrgang — der „Kalendarz Ewangelicki“, welcher mit seiner beachtlich hohen Auflage von 14.000 Exemplaren eine wichtige Verbindung zu denjenigen Gliedern der Kirche darstellt, die wegen der weiten

7) Kalendarz Ewang. 1972.

8) Kalendarz Ewang. 1972.

9) Kalendarz Ewang. 1972.

10) Kalendarz Ewang. 1972.

Entfernungen oft kaum Gelegenheit haben, an dem Leben ihrer Gemeinde teilzunehmen ¹¹⁾).

So haben wir das Bild einer kleinen Diasporakirche, die schwer um ihre Existenz ringt. Es wird sich zeigen müssen, ob es ihr bei diesem Ringen um die Kirche Jesu Christi oder um den „polnischen Evangelizismus“ geht.

Werner Koderisch

¹¹⁾ Kalenderz Ewang. 1972.

Mitteilungen des Vereins für Schlesische Kirchengeschichte e. V.

Im Berichtsjahr 1972 fand keine Mitgliederversammlung statt.

Ich habe die traurige Pflicht, das Ableben folgender Mitglieder bekannt zu geben:

Pastor i. R. Dr. Gustav Rauterberg in Aurich-Popens (verstorben am 16. 3. 1972), in Schlesien Pastor in Wohlau (Erziehungsanstalt 1929 bis 1933), ab 1933—1955 in Rebenstorf/Hann.

Oberstudienrat Georg Steller in Düsseldorf-Heerdt (verstorben am 9. 4. 1972), in Schlesien Studienrat in Sagan.

Pastor und Dekan i. R. Lic. Dr. Ulrich Bunzel in Essen-Eiberg (verstorben am 23. 5. 1972), in Schlesien Pastor an St. Maria Magdalena zu Breslau und Dekan von Mittelschlesien.

Pastor i. R. Gustav Hirse in Bischofsdhrun (verstorben am 28. 10. 1972), in Schlesien Pfarrer und Vorsteher am Martin-Ulbrich-Haus in Rothenburg/Lausitz.

Als neue Mitglieder und Mitarbeiter des Vereins darf ich begrüßen:

1. Frau Gertrud Bayer, 61 Darmstadt-Eberstadt, Georgenstraße 49
2. Dr. jur. Berthold Blomeyer, 8723 Gerolzhofen, Berliner Straße 24
3. Hauptlehrerin i. R. Adele Bramke, 2279 Nebel/Amrum, Postfach 12
4. Pfarrer i. R. Helmut Engel, 4330 Burgsteinfurt, Viefhoek 8
5. Pfarrer i. R. Alfred Glatz, 8580 Bayreuth, Sonntagstraße 3
6. Pastor Walter Grabsch, 48 Bielefeld, Ellerstraße 13
7. Oberkonsistorialrat i. R. Dr. Christian Granzow, 1 Berlin 19, Falterweg 27
8. Justiz-Obersekretärin Ruth Hankowiak, 2818 Syke, Georgstraße 2, I
9. Genealoge Gottfried Hintze, Fack, S 17102 Solna 2, Schweden
10. Pfarrer Johannes Hoffmann, 7 Stuttgart 80 (Büsnau), Büsnauer Pl. 13
11. Pastor Rudolf Irmer, 2352 Bordesholm/Holst., Wildhofstraße 7
12. Diakonisse Gertrud Jäkel, 3548 Arolsen, Am Südhang 6
13. Metallographin Angelika Marsch, 2 Hamburg 39, Maria-Lousen-Stieg 15
14. Vikar Martin Neß, 44 Münster, Kerßenbrockstraße 33
15. Hauptschullehrer Hans-Dieter Schnorrenberg, 4069 Gustorf, Hauptstraße 49
16. Senatspräsident a. D. Stengel, 35 Kassel 1, Pettenkoferstraße 1
17. Pfarrer Walter Wendorf, 1 Berlin 41, Lauterstraße 5/6.

Zur Liste der Opfer der schlesischen Pfarrerschaft in und nach dem 2. Weltkrieg (Jahrbuch 1972, S. 136ff.) sind folgende Ergänzungen eingegangen:

Pfarrer Schiller, Hans-Joachim, gefallen Anfang Juli 1941 bei Mogilew.
Pfarrer Hüttig, Karl, an Entkräftung gestorben in Lichtenau, Kreis Lauban, am 11. 8. 1945.

Das starke Interesse an der jüngeren schlesischen Kirchengeschichte, wie es sich in letzten Tagungen gezeigt hat, läßt mich darauf hinweisen, daß die abgewogene Darstellung des Kirchenkampfes in Schlesien von Gerhard Ehrenforth: Die schlesische Kirche im Kirchenkampf 1932-1945, Göttingen 1968 – als Restauflage zu einem ermäßigten Preise über die Buchhandlung des Schles. Gottesfreundes erworben werden sollte (s. auch Besprechung im Jahrbuch 1968 S. 194).

Außerdem ist die von der letzten Mitgliederversammlung begrüßte und gewünschte Erarbeitung eines Registerbandes für die nach dem Kriege erschienenen Jahrgänge des Jahrbuches von 1953 bis 1972 aus der Feder von Gerhard Hultsch und Johannes Renner nun im Druck erschienen. Der Registerband umfaßt das Inhaltsverzeichnis der einzelnen Aufsätze der Jahrgänge 1953–1972, das Autorenverzeichnis, ein Sachregister, ein Ortsregister, ein Personenregister, dazu einen geschichtlichen Überblick über die bisherigen 90 Jahre unserer Vereinsgeschichte und ein Mitgliederverzeichnis nach dem Stand vom 31. 12. 1972. In einem Anhang wird sodann zusätzlich ein Inhaltsverzeichnis der nicht registermäßig erfaßten Jahrgänge 1932–1941 mit ihren Aufsätzen gegeben. Der Registerband für die Jahrgänge 1882–1931 liegt in 2 Heften von 1932 und 1933 vor und kann im Ostkircheninstitut in Münster und in einigen Universitätsbüchereien eingesehen und ausgeliehen werden.

Für unsere Mitglieder, denen für ihre Übersicht und Arbeit, der Erwerb des neuen Registerbandes 1953–1972 dringend empfohlen wird, besteht die Subscriptionsermäßigung dieses ganze Jahr noch fort bei Bestellung über mich oder die Gottesfreundbuchhandlung, wo die Mitgliederliste vorliegt und eingesehen wird.

An unsere Mitglieder und ihre Freunde geht außerdem die dringende Bitte, falls sie im Besitz alter Jahrgänge des Jahrbuches bzw. Correspondenzblattes, wie es früher genannt wurde, aus der Zeit von 1882–1941 sind, diese dem Vorsitzenden zum Ankauf anzubieten, da sie für die wissenschaftliche Arbeit außerordentlich nötig sind.

Dr. Dr. Gerhard Hultsch
8972 Sonthofen, Siplingerstraße 5
1. Vorsitzender

Bücherbericht

Otto Bardong: „Die Breslauer an der Universität Frankfurt (Oder). Ein Beitrag zur schlesischen Bildungsgeschichte 1648–1811“. Erschienen in Quellen und Darstellungen zur schlesischen Geschichte. Herausgegeben von der Historischen Kommission für Schlesien. 14. Band. Holzner-Verlag Würzburg 1970. 368 Seiten.

Mit diesem Werk führt O. Bardong die Arbeit von H. Kliesch „Der Einfluß der Universität Frankfurt (Oder) auf die schlesische Bildungsgeschichte; dargestellt an den Breslauer Immatrikulationen von 1506–1648“, die 1961 erschienen war, fort und leistet damit einen wichtigen Beitrag zur Entwicklungsgeschichte Schlesiens. Durch das Fehlen einer eigenen schlesischen Universität bis zur Gründung der Jesuitenuniversität in Breslau 1702 waren die Breslauer und schlesischen Studenten gezwungen andere Universitäten aufzusuchen. Und da ja recht früh die Reformation in Breslau Eingang gefunden hatte, mußten die evangelischen Studenten Breslaus auch weiterhin außer Landes gehen. Die Untersuchungen von O. Bardong zeigen, daß die Universität Frankfurt (Oder) dabei eine wichtige Rolle spielt. Zwar stand sie hinter den von Breslaus Studenten besuchten Universitäten. In der österreichischen Zeit Schlesiens rangierte sie hinter den Universitäten Leipzig, Halle, Jena und zweitweise Wittenberg. Doch nach dem Übergang Schlesiens zu Preußen stand sie ab 1770 nach Halle an zweiter Stelle. Schließlich ist die Universität Frankfurt (Oder) für Breslau auch deswegen bedeutungsvoll, weil sie 1811 nach Breslau verlegt und mit der dortigen katholischen Universität vereinigt wurde.

In mühevoller Kleinarbeit hat der Verfasser aus vielen Archiven das Material zusammengetragen und an Hand reicher biographischer Unterlagen die Entwicklung der Universität Frankfurt und ihre Bedeutung für die Breslauer Studenten geschildert.

Um die besondere Rolle der Universität Frankfurt (Oder) herausstellen zu können, untersucht der Verfasser zuerst die Entwicklung des Studiums der Breslauer an anderen auswärtigen Universitäten und behandelt dann in sieben Zeitabschnitten vom 30jährigen Krieg bis zu ihrer Verlegung nach Breslau 1811 die Entwicklung der Universität Frankfurt (Oder) und ihre Beziehung zu Schlesien. Dabei werden interessante Beziehungen Frankfurter Professoren zu Schlesien aufgewiesen.

Auch Einzelfragen der Studienverhältnisse wie Studentenverbindungen, soziale Zusammensetzung der Studentenschaft, Studiendauer und Studienabschluß wurden untersucht. Auch der Frage der Vor- und Weiterbildung und späteren Tätigkeit und Bedeutung in Breslau geht der Verfasser nach.

In 4 Listen, aufgestellt an Hand wörtlicher Auszüge aus den Matrikeln, werden die Breslauer Studenten in Frankfurt (Oder) namentlich erfaßt nach ihrer Beziehung zu Breslau. Während zahlreiche Tabellen Übersichten über die Verteilung der erfaßten Immatrikulationen auf die Fakultäten, über das Verhältnis der Breslauer Studenten zu den Gesamtimmatrikulationen, über Universitätswechsel, Stellung der Väter und die Vorbildung in Breslau geben. Ihnen schließt sich eine alphabetische Zusammenstellung der Lebensläufe der in den Listen erfaßten Breslauer Immatrikulierten an, soweit sie sich verfolgen ließen. Beigefügt sind noch Aktenberichte über eine Neuordnung der Ausbildung und Promotion der Mediziner und ein Schriftwechsel betreffend Einrichtung eines schlesischen Freitisches in Frankfurt (Oder). Nach einem Namensregister schließt eine graphische Darstellung der Breslauer Immatrikulationen an den 6 deutschen Universitäten Frankfurt (Oder), Leipzig, Halle, Königsberg, Jena und Wittenberg das umfangreiche Werk ab.

Ein mit viel Mühe erarbeitetes Buch, dessen Mühe sich aber gelohnt hat. Denn die zahlreichen interessanten Ergebnisse machen das Buch wert studiert zu werden. Ja mir scheint, daß es für die Bildungsgeschichte Schlesiens eine reiche Fundgrube ist.

Werner Klaus

Norbert Conrads: Die Durchführung der Altranstädter Konvention in Schlesien 1707–1709. Brosch. S. 413, 19 Abb., 1 Titelbild. Böhlau-Verlag Köln–Wien 1971.

Die vorliegende Arbeit muß als ausgezeichnet bezeichnet werden, da sie tatsächlich sich stark mit den innerschlesischen Konfessionsfragen befaßt, in deren Widerstreit Ausmaß, Bedeutung und Folgen der Konvention deutlich werden. Die eigentlichen Verhandlungen und Ergebnisse werden in den Kapiteln: Die Altranstädter Krise – Entstehung und Beilegung des Konfliktes zwischen Karl XII. von Schweden und Kaiser Joseph I. – Schlesische Verhandlungen in Wien – Die Altranstädter Konvention vom 1. September 1707 – Der Protest des Papstes – Die Aufnahme der Konvention in Schlesien – Die Ablehnung der Konvention durch den (Breslauer) Bischof Franz Ludwig von Pfalz-Neuburg – Die Berufung der kaiserlichen Religionskommission – Die Landtage in Liegnitz, Wohlau, Brieg und Münsterberg – Die Verhandlungen bis zum Ende der Sechsmonatsfrist – Die Rückgabe der Kirchen – Die Wiedere Errichtung der lutherischen Konsistorien in den Fürstentümern Liegnitz, Brieg und Wohlau – Das reformierte Bekenntnis in Schlesien und die Altranstädter Konvention – Die Publizistik der Altranstädter Konvention – Die Mission Graf Zinzendorffs nach Breslau – Die Verhand-

lungen um die schlesischen Gnadenkirchen – Der Breslauer Exekutionsrezeß vom 8. Februar 1709 – eingehend beschrieben, erläutert und beurteilt. In 3 Exkursen folgen dann: Die Anfänge der Gnadenkirchen – Errichtung des Wiener Mandatariats für die schlesischen Stände AC – und: Der Böhmisches Hofrat Johann Christoph von Sannig. 35 Anlagen vervollständigen mit ausführlichen Texten über Referate, die Konvention, verschiedene Schreiben der Gesandten, Protokolle, den Exekutionsrezeß, Kostenangaben über den Bau einiger Gnadenkirchen u. a., sodann Verzeichnis der Abbildungen, ein recht ausführliches Quellen- und Literaturverzeichnis und natürlich Orts- und Personenregister die gesamte Arbeit. Ein Mangel ist allerdings der, daß die schwedischen Quellen aus Stockholm fehlen. Die Stralenheimischen Quellen aus Stade können diesen Mangel nicht ausgleichen, der eine vergleichsweise Verhaltensweise des Kaiserhauses und des schwedischen Hofes zu beurteilen erlauben würde. Dadurch kommt eine Verteilung der Gewichte zugunsten Habsburgs zustande, die uns nicht gerechtfertigt erscheint. Während z. B. die kaiserliche Finanzmisere ausreichend gekennzeichnet erscheint, fehlen ausreichende Hinweise auf kaiserliche Hemmnisse durch den Ungarnaufstand des Rakoczi und den Spanischen Erbfolgekrieg. Dadurch bekommt die kaiserliche Politik eine Aufwertung, die ihr nicht zusteht. Friedrich d. Gr. hat z. B. für die kaiserlichen Kuratien mehr getan als der Wiener Hof. Außerdem sollte mit moralischen Urteilen eine solche Arbeit zurückhaltend sein, da sie unberechtigter Weise den Wert der gesamten Arbeit beeinträchtigt. Man sollte also nicht den Kaiser Joseph als lebenslustigen Neffen abwerten und den Breslauer Bischof als pflichtstrengen Onkel aufwerten (S. 77). Eine solche Beurteilung ist voreilig. Auch der Pupillenfall der Eleonora von Lasso^a ist zu sehr vereinfacht (S. 187). Der Meinung von Conrad, daß gleichsam nur ein paar tausend evangelischer Schlesier seit der Gegenreformation infolge der Kirchenwegnahme (und sie war es doch nicht alleine!) das Land verlassen hätten, ist entschieden zu widersprechen. Wenn allein in Guhrau nach der Auswanderung von 1630 am 12. 1. 1631 von 699 bewohnten Häusern 587 wüst und leer standen und allein in der Zeit von 1763–1785 (die früheren Zahlen fehlen) 231 Familien aus Polen zurückwanderten, so darf man mit einer allgemeinen Bemerkung in den Anmerkungen die Zahlen nicht verniedlichen und noch weniger die Sache (S. 201 und Anm. 11). Auch darf man nicht die Kirchenwegnahme nach 1675 in den Piastenherzogtümern Brieg–Liegnitz–Wohlau sozusagen als gerechtfertigt hinstellen, in dem man diese Kirchenwegnahme als regulär und ihre Rückgabe als einen gewaltigen Rückschlag und Verlust (sic!) der katholischen Kirche bezeichnet (S. 238). In der Beurteilung der ungeheuren Zahlungen für die Genehmigung und den Bau der Gnadenkirchen fehlt ebenso das Maß. Die Verteilung der Summen auf schwedische und kaiserliche Unterhändler, Handlanger und den Wiener Hof und die schwedische Krone

ist doch reichlich ungleichgewichtig zugunsten der Kaiserlichen (S. 245, 374f.). Auch die örtliche Verteilung der Gnadenkirchen wird nicht deutlich genug in ihren konfessionellen und finanziellen Zusammenhängen. Sie wurden in Grenznähe gestattet, während das innere Land der Erbfürstentümer von ihnen entblößt blieb, einmal um der weiteren Emigration vorzubeugen, zum anderen, damit böhmische und posensche evangelische Deutsche wegen der dortigen Verfolgung zu den Gottesdiensten der Gnadenkirchen kommen und Geld ins Land bringen sollten, und schließlich wurden sie dort bewilligt, wo das Kaiserhaus das meiste Geld von Bürgern und Adligen erwarten durfte. Ebenso vermag ich mich dem Satz, daß die Darlehen für die Genehmigung der Gnadenkirchen vom Kaiser „vermutlich“ zurückgezahlt oder doch „mit dem Steueraufkommen der Stände verrechnet wurden“, nicht anzuschließen. Die Begründung dafür ist unzureichend mit dem Satz gegeben: „Das Gegenteil ist jedenfalls nicht erwiesen“. (S. 225). Ich meine, hier müßte sich wohl doch etwas aus den Akten der Stände, Städte, Kirchen und des Wiener Hofes nachweisen lassen, zumal die Zeit zwischen 1709 und 1742 nicht zu groß ist, wenn kaiserliche Rückzahlungen stattgefunden haben sollten. Dies alles aber darf und soll den Wert dieser verdienstlichen Arbeit nicht aufheben. Sie ist mit Dank zu registrieren und durch weitere Forschungen zu vervollständigen.

Eduard Kneifel: Die evangelisch-augsburgischen Gemeinden in Polen 1555–1939. Brosch. S. 359 mit Bildbeilagen. Selbstverlag des Verfassers, 8061 Vierkirchen ü. München 1971.

Der Verfasser sagt im Vorwort zu Recht, daß seine vorgehenden Arbeiten „Geschichte der Evangelisch-Augsburgischen Kirche in Polen“ (1964) und „die Pastoren der Evang.-Augsburgischen Kirche in Polen“ (1967) mit dem obig angezeigten Buch eine deutliche Einheit bilden. Das Werk stellt in einzelnen Abschnitten eine Darstellung aller Einzelgemeinden dieser Kirche dar mit ihren Filialen, einem kurzen geschichtlichen Überblick und einer Gemeindestatistik. Sie ist also schon daher ein wichtiges Nachschlagewerk über das deutsche und polnische Luthertum im genannten Zeitraum in den Grenzen Polens am 1. 9. 1939 (ohne Olsa-Gebiet). An der Gottesdienstsprache wird ersichtlich, daß es sich um überwiegend deutsche Gemeinden handelte, deren Glieder heute weithin Polen verlassen haben. Nachdem der Verfasser alle Gemeinden der 10 Diözesen dieser Kirche so behandelt hat, folgt eine Gründungstabelle der Gemeinden in zeitlicher Ordnung. In wenigen Sätzen werden weiterhin bedeutende deutsche und polnische Persönlichkeiten dieser Kirche biographisch erhellet und Pastoren sodann genannt, die aus dieser Kirche stammen, aber vor 1939 in ihr nicht am-

tiert haben. Personenregister und ein Literaturverzeichnis sowie die Bibliographie des Verfassers folgen. Gerade letztere zeigt an, wie sehr E. Kneifel seit Jahrzehnten der Geschichte dieser Kirche nachgegangen ist. Ein kurzer Bildteil und eine wichtige Kartenskizze der Gemeinden und ihrer Filialen runden die Arbeit ab. Es wäre gut, wenn recht viele Evangelische diesem und den anderen Bänden ihre Beachtung schenken würden. Ihr Verständnis der polnischen Dinge würde erheblich erweitert werden.

Winfried Zeller: Theologie und Frömmigkeit. Gesammelte Aufsätze. Geb. S. 263. N. G. Elwert Verlag, Marburg 1971.

Winfried Zeller legt in den vorliegenden Aufsätzen unter anderem zwei uns Schlesier stark interessierende Arbeiten über Valentin Weigel vor: Valentin Weigel und die Augsburgische Konfession (S. 39–50) und: Der frühe Weigelianismus (S. 51–84). Auch im folgenden Beitrag: Protestantische Frömmigkeit im 17. Jahrhundert — ist ihm auf S. 90 ein kurzer Abriss gewidmet. Valentin Weigel (1533–1588) gehört zweifellos zu den bemerkenswerten Schlesiern, die zwar an Luther orientiert sind, aber wie Eckel und Schwenckfeld eigene Wege zu gehen vermögen. So ist es denn sehr verdienstvoll einmal über neuere Funde Weigelischer Schriften ebenso unterrichtet zu werden, wie über die außerordentliche Breiten- und Tiefenwirkung, die von ihm ausgegangen ist. Er selbst ist ja weithin einen ähnlichen innerlichen Weg wie Schwenckfeld gegangen.

Acta Capituli Wratislaviensis 1500–1562. Die Sitzungsprotokolle des Breslauer Domkapitels in der ersten Hälfte des 16. Jhds. Bearbeitet von Alfred Sabisch. Lein. Bd. I 1500–1516, 1. Halbbd. 1500–1513 S. 617, 2. Halbbd. 1514–1516 S. 383, Böhlau Verlag, Köln–Wien 1972.

Der Sachbearbeiter dieses Werkes, Alfred Sabisch, begann seine Abschriftsarbeit an den Sitzungsprotokollen des Breslauer Domkapitels vor 30 Jahren mit den Protokollen aus der Zeit des Bischofs Balthasar von Promnitz (1539–1562) und konnte diese über das Jahr 1945 hinweg retten. Sie wurden zur Grundlage für die gesamte Arbeit für die Zeit von 1500–1562. Von 1948 bis 1960 war Alfred Sabisch nebenamtlich als Unterarchivar im Erzbischöflichen Diözesanarchiv in Breslau tätig, konnte die Protokollabschriften für die gesamte Zeit von 1500–1562 erstellen, vervollständigen und mit Erlaubnis der polnischen Regierung bei seiner Ausreise aus Schlesien 1960 mitnehmen. Nun liegt der erste

Teil dieser Protokolle für die Zeit von 1500—1516 in 1000 Seiten uns vor. Wir können nur wünschen, daß dem Verfasser dieser Arbeit die Lebenszeit und Arbeitskraft geschenkt wird, die Acta vollständig bis 1562 herauszubringen. Sie sind ja nicht nur für die katholische, sondern ebenso für die evangelische Kirchengeschichtsforschung des Reformationsjahrhunderts von großer Bedeutung. Nicht nur in Breslau, sondern weitgehend waren in dieser Zeit die Domkapitel altgläubig eingestellt und widerstanden dem reformatorischen Gedankengut. Wie weit dem so ist, können nun diese Protokolle ausweisen, wenn sie bis 1562 vorliegen werden. Der vorliegende Editionstext ist nach Mitteilung von A. Sabisch vollständig. Er gibt also unter Weglassung der Eingangsformel und der Titulaturen (nur die Familienamen der Teilnehmer werden genannt) den vollständigen Protokolltext, was außerordentlich zu begrüßen ist (S. XXXVII Bd. I, 1). Für die nach 1562 folgenden Jahre liegen außer den Arbeiten von A. Kastner, der ja nur einen geringen Prozentsatz der Protokolle in Auszügen darbietet, bisher keine Druckausgaben der Sitzungsprotokolle vor. Im einleitenden Teil gibt der Verfasser die zitierte Literatur, die Abkürzungen und eine geschichtliche Einleitung. Diese Einleitung beginnt mit einer Übersicht über die Entwicklung des Breslauer Domkapitels bis 1562, die Breslauer Bischöfe und ihr Verhältnis zum Domkapitel im gleichen Zeitraum, die Textgeschichte und Quellenlage dieser Zeit und die Gestaltung der Gesamtausgabe. Bemerkungen über die Kapitelsnotare, die Domherren, die Prälaten folgen. Schon dieser vorliegende Doppelband gibt einen sehr interessanten Einblick in die geistesgeschichtlichen, kulturellen und wirtschaftlichen Verhältnisse dieser reichen Diözese und ihrer handelnden Personen. Es wird lange währen, ehe der nun schon vorliegende Teil verarbeitet und vielleicht in seinen wichtigsten Partien übersetzt ist. Dem Verfasser sind wir zu großem Dank verpflichtet.

Christoph Wollek: Das Domkapitel von Płock 1524—1564. Gegenreformatorische Haltung und innerkirchliche Reformbestrebungen. Ln. S. 257 Böhlau Verlag Köln 1972

Wenn man dieses Buch von Wollek liest, so wird man nicht umhin können, die vielen Parallelen in der kirchenpolitischen Haltung des Domkapitels von Płock mit denen des Kapitels zu Breslau festzustellen. Auch in Płock sind es das Kapitel, das die zögernden und oft der Reformation aufgeschlossen gegenüberstehenden Bischöfe zu energischer Gegenreformation auffordert und diese mit Hilfe Roms und des Königs durchsetzt. Die doch weit im Osten liegende Diözese fühlte sich von reformatorischem Gedankengut bedroht, das von Schlesien, Danzig und Preußen her einsickerte. Das geschah durch in Deutschland

studierende polnische und litauische Studenten, Adlige (denen man sofort, wie es auch der Verfasser übernimmt, Habgier auf Kirchengut unterstellt, wobei der Verfasser verschweigt, welcher ungeheuren Landbesitz sich die Kirche auf verschiedensten Wegen zuungunsten des Landes und Volkes erworben hatte) und deutsche Bürger. Chr. Wollek gebraucht dabei den Ausdruck, daß ein Posener Buchhändler in Königsberg und Deutschland gedruckte protestantische Schriften „einzuschleusen“ versucht (S. 82). Ein Kaufmann „schleust“ nur ein, was gewünscht und gekauft wird. Der Bedarf lag also in der Płocker Diözese und nicht in den gräßlichen Absichten des Kaufmanns. Gerade über die Verhinderung evangelischen Schrifttums, das also doch nicht ungefährlich gewesen zu sein scheint, berät oft das Kapitel. Und es ist typisch, daß die altgläubigen Bauern für ihre Standfestigkeit gelobt werden. Diese können ja auch nicht lesen! Gerade dieses Domkapitel erreicht auch von Rom die Sendung eines gebildeten Nuntius Julius Ruggieri nach Polen, der in einem Bericht von 1568 die Gründe für die Ausbreitung der Reformation in Polen analysiert und Gegenmittel vorschlägt (S. 118–121). Zu der Nuntiatur, die in die Domkapitel und vor allem auf den Staat einwirkt, soll sich nach dem Wunsche des Kapitels die Sendung von Jesuiten gesellen. Die Jesuiten sollten nicht nur der Seelsorge und dem Unterricht dienen, sondern auch innere Reformen der Kirche in die Wege leiten. Wollek schildert gerade diese Seite der Wirksamkeit des Domkapitels ausführlich, auch ihre weitgehende Wirkungslosigkeit. Gerade im Vergleich zum Domkapitel in Breslau ist diese Studie lesenswert.

Wilhelm Menzel: Mundart und Mundartdichtung in Schlesien. Ln. S. 164
Delp'sche Verlagsbuchhandlung München 1972

Geschichte ohne Kulturgeschichte bleibt unzureichend. Und der Kulturgeschichte reizendes und ältestes Kind bleibt die Mundart und ihre Erforschung. Denn in der Mundart enthüllt sich Wesentliches von der Art eines Menschenschlages und damit vieles von seinem notwendigen geschichtlichen Sein. Nicht umsonst zeigt Menzel 7 schlesische Teilmundarten auf, denen nun wiederum siebenmal schlesisches Wesen entspricht und damit jeweilig verschiedene Reaktion auf eine geschichtliche Anforderung. Neben den Teilmundarten, ihrer Herkunft und Besonderheit, dem Aufnehmen fremder Sprachbrocken aus dem Französischen, Lateinischen oder Polnischen und das umgekehrte Einwirken des Deutschen ins Polnische, werden Sprichwörter, Redensarten und volkstümliche Verdichtung in einzelnen Kapiteln behandelt und in besonders liebevoller Weise die schlesische Mundartdichtung, der wir ja leider nicht mehr lange begegnen werden. Eine Mundartkarte, An-

merkungen und Schriftumhinweise vervollständigen die lesenswerte Schrift.

Max Kratochwill (Herausgeb.): Jahrbuch des Vereins für Geschichte der Stadt Wien. Band 27/1971 Brosch. S. 186. Band 28/1972 Brosch. S. 229 Verlag Ferdinand Berger & Söhne Horn, NÖ

Aus diesen beiden immer gut erarbeiteten Jahrbüchern des Vereins für Geschichte der Stadt Wien sollen wenigstens kurz einige uns sicher sehr interessierende Aufsätze genannt werden. Richard F. Kreutel: Kara Mustafas Feldzug gegen Wien. Nach dem Tagebuch des Pfortendolmetschers A. Mavrokordátos (1971), Karl Tepy: Johannes Diodato. Der Patriarch der ersten Armenier in Wien (1972).

Heimatkalender der Bessarabiendeutschen 1972 Brosch. S. 192. 1973 Brosch. S. 160. Eigenverlag des Hilfskomitee der Evang.-Luth. Kirche aus Bessarabien Hannover

In einer Fülle von kleinen Aufsätzen werden immer wieder volksdeutsche Kirchengemeinden, aber ebenso volkskundliche und politische Aspekte untersucht und vom Leben dieser deutschen Bauern in fremdländischer Umgebung berichtet. Damit wird die große und wichtige Reichhaltigkeit dieses Bandes der Bessarabiendeutschen untereinander und für uns aufgezeigt.

Nachdem der Verlag Unser Weg 1964 in einem Sammelband: Die Unverlierbarkeit evangelischen Kirchentums aus dem Osten – (Herausgeber Carl Brummack) den Ertrag und die Aufgaben des Dienstes an den vertriebenen evangelischen Ostkirchen aufgezeigt hatte, sollten in weiteren Teilbänden die einzelnen deutschen Ostkirchen ihre Herkunft, ihre Geschichte und ihren Dienst heute selbst darstellen. Es liegen davon bisher vor:

Ernst Lehmann u. a. (Herausgeb.): Die evangelischen Sudetendeutschen als Band 2/Heft 1 Brosch. S. 103 Verlag Unser Weg Düsseldorf 1970

Adalbert Hudak u. a.: Die evangelischen Karpatendeutschen aus der Slowakei – als Band 2/Heft 2 Brosch. S. 50 Verlag Unser Weg Düsseldorf 1972

May Redlich: Die evangelischen Deutschbalten – als Band 2/Heft 3 Brosch. S. 80 Verlag Unser Weg Düsseldorf 1973

Gerhard Hultsch

ODRODZENIE I REFORMACJA W POLSCE, Band XVI/1971.
(Renaissance und Reformation in Polen)

Es handelt sich um ein vom Polnischen Institut der Wissenschaften herausgegebenes Jahrbuch. Auflage: 600 Exemplare. Ein wesentlicher Teil dieses Bandes ist der Reformation in dem damals mit Polen vereinten Großherzogtum Litauen gewidmet. Es umfaßte nicht nur litauisch besiedeltes, sondern auch weißruthenisches und – im Süden – polnisches Gebiet, außerdem Livland und Samogitien. Die Reformation traf hier außer auf Katholiken auch auf Orthodoxe, ja sogar auf noch heidnische Teile innerhalb der litauischen Bevölkerung. Die Spannungen zwischen dem „litauischen“ Calvinismus und dem Calvinismus der beiden anderen Teile des polnischen Staates, Kleinpolen im Süden und Großpolen (Posen) im Westen, werden deutlich. Das deutsche Bürgertum in den Städten war lutherisch geprägt. Ausführlich berichtet wird über einen der führenden Männer der polnischen Reformation, Francesco Lismanino von der Insel Korfu, Kommissar der Krakauer Franziskaner und Beichtvater der polnischen Königin Bona. Er war mehr Humanist als Theologe und mit seiner Neigung zu Kompromissen nicht der geeignete Mann, den weithin zersplitterten polnischen Protestantismus zur Auseinandersetzung mit der Gegenreformation zu einen. So hat es nach einer kurzen Blütezeit der Reformation in Polen und Litauen einen raschen Verfall gegeben.

KALENDARZ EWANGELICKI 1972 (Evang. Kalender 1972)

Dieser im 85. Jahrgang erscheinende Kalender der Evang.-Augsburgischen Kirche in der Volksrepublik Polen hat mit 14.000 Exemplaren bei etwa 90.000 Gliedern dieser Kirche eine erstaunlich hohe Auflage. Ein dichteres Netz von evangelischen Gemeinden gibt es ja nur in Teilen Oberschlesiens und in dem früheren Österreichisch-Schlesien, hier besonders in dem Gebiet um Teschen mit seiner Gnadenkirche. So ist der Kalender eine wichtige Verbindung zu den im übrigen Polen weithin vereinzelt Gemeindegliedern. Er enthält auf 300 Seiten allerlei Wissenswertes über Geschichte und gegenwärtige Lage des Protestantismus in Polen, u. a. auch ein Verzeichnis sämtlicher Pfarrer mit den von ihnen betreuten Gemeinden und Predigtstationen.

Paul Peikert: KRONIKA DNI OBLEZENIA, Wrocław 22. I. – 6. V. 1945.
(Chronik über die Belagerung Breslaus)
Verlag: Ossolineum, Breslau.

Paul Peikert, Dekan und Geistl. Rat, war Pfarrer der Katholischen Kirchengemeinde St. Mauritius in Breslau, Klosterstraße. Seine Tage-

buchaufzeichnungen über die Belagerung Breslaus befinden sich im Archiv der Erzdiözese Breslau. Sie wurden im Sommer 1972 in polnischer Übersetzung herausgegeben, versehen mit zahlreichen Abbildungen und Reproduktionen von Befehlen des Festungskommandos, sowjetischen Flugblättern usw. Der Bericht gibt einen Eindruck von der Stimmung der Bevölkerung und der Soldaten. Er enthält die erschütternde Schilderung eines Gottesdienstes in dem Lager an der Clausewitzstraße, in dem Tausende von Bulgaren, Tschechen, Franzosen und Polen, Männer, Frauen und Kinder, untergebracht waren. Auch über die „Arbeit“ der Brandkommandos wird ausführlich berichtet. Das Tagebuch ist eine Anklage der Verteidigung Breslaus durch die Generäle von Ahlfen und Niehoff und den Gauleiter Hanke.

Werner Koderisch

Die Peter-Paul-Kirche zu Liegnitz. Von Pastor prim. D. Dr. Ferdinand Bahlow, Kirchenmusikdirektor Otto Rudnick, Geh. Baurat Franz Pfeiffer. Mit Beiträgen von Univ.-Bibliotheksrat Dr. Hans Bahlow (Beiträge zur Liegnitzer Geschichte, herausgegeben von der Historischen Gesellschaft Liegnitz e. V. 2. Band). Verlag Gerhard Weber, Lorch/Württ. 1972.

Der erste und umfangreichste Teil dieser wichtigen Veröffentlichung ist die Neuauflage der „Pastorenbilder von St. Peter und Paul“, die Pastor prim. D. Dr. Bahlow im Gemeindeblatt von Peter und Paul 1931–1934 bearbeitet hatte: zu den 30 in der Sakristei der Kirche vorhandenen Ölgemälden der Primarien von der Mitte des 16. bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts schrieb er die ausführlichen Lebensläufe, vielfach sehr entlegenen Quellen entnommen, und lieferte damit einen sehr wertvollen Beitrag zur Liegnitzer Pfarrergeschichte. 25 von diesen Lebensbildern blieben erhalten und werden nun, nachdem sie in den letzten Jahren in zahlreichen Folgen im „Liegnitzer Heimatbrief“ abgedruckt worden waren, in Buchform vorgelegt, ergänzt durch die in Bild und Biographie vorgestellten Pastoren der Kirche für die letzten Jahrzehnte bis 1945. Die Bilder sind recht gut wiedergegeben, an ihnen läßt sich die Entwicklung der Amtstracht studieren vom Chorhemd der Reformationszeit an über die Rüschenkrause der folgenden Jahrzehnte bis zu dem seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts üblich gewordenen Beffchen. Aus der Universitätsbibliothek Breslau konnte ich, leider erst nach Erscheinen des Buches, die fehlenden Lebensbilder der Pastoren Georg Thebesius (Nr. 12), M. Andreas Baudis, M. Adam Ludwig Thebesius, Laurentius Baudis d. J. (Nr. 16–18) und Christian Sigismund Lange (Nr. 24) in Mikrofilm erhalten. Es ist zu hoffen, daß der rührige Verleger sie nachträglich in seinem Heimatbrief veröffent-

licht. Einige Kleinigkeiten: S. 17: Superintendent Grissauer hatte von seiner Ehefrau Anna außer dem Sohne Heinrich noch einen Sohn Georg, der seit 1561 in Frankfurt studierte. S. 36: M. Valentin Bachmann heiratete in 2. Ehe (getraut am 10. 2. 1578 in Peter Paul) die Tochter Dorothea des Stadtschreibers Georg Unruhe. S. 41: Mit Schloß Königsberg, das nicht in Böhmen liegt, ist die Kynsburg gemeint, die eine Burgkapelle hatte, welche vom Diltmannsdorfer Pfarrer als „Hofprediger“ mit zu versehen war. Der Graf Johann Georg von Hohenzollern war also Pastor Kutschenreiters Kollator. — Die weiteren Kapitel der Schrift sind der Baugeschichte von St. Peter und Paul, dem Umbau von 1892 bis 1894, den kunstgeschichtlichen Sehenswürdigkeiten, der Kirchenbibliothek, der Kirchenmusik und den Glocken gewidmet.

Jahrbuch für schlesische Kirchengeschichte. Registerband für die Jahrgänge Band 32/1953 bis 51/1972. Von Gerhard Hultsch und Johannes Renner. Verlag „Unser Weg“ Düsseldorf 1973.

Welch entsagungsvolle Arbeit steckt in diesen 177 Seiten! Die Bearbeiter haben sie geleistet, um dem Historiker und Forscher, dem aufmerksamen Leser und Freund schlesischer Kirchengeschichte den ganzen Reichtum des in 20 Bänden des Jahrbuchs niedergelegten Materials zu erschließen. Auch wer all die Jahre mitgearbeitet hat, ist erstaunt über die Fülle des dargebotenen Stoffes, zu dem die Register nun den Zugang so bequem vermitteln. Schon bei einer flüchtigen Durchsicht der Register stellt man fest, daß es kaum einen Ort oder eine bedeutende Persönlichkeit in Schlesien gibt, die nicht erwähnt sind und mehr oder weniger ausführlich behandelt werden. Auf das übersichtlich gegliederte Verzeichnis der Aufsätze folgt das alphabetisch geordnete der Verfasser, woran Sach-, Orts- und Personenregister sich anschließen. Nicht ohne Bewegung liest man die knappe Darstellung der 90 Jahre Vereinsgeschichte 1882 bis 1972, wobei im Rückblick auf die beiden letzten Jahrzehnte die Tatsache der Neubelebung des Vereins und das Wiedererstehen des Jahrbuchs nach dem Zusammenbruch fern der Heimat und abgeschnitten von den Quellen fast wie ein Wunder erscheint, dessen Verwirklichung der mutigen Entschlossenheit der beiden Initiatoren, dem verewigten Hellmut Eberlein und dem jetzigen Vorsitzenden Gerhard Hultsch, zu danken ist. Welch schöne Früchte die kirchengeschichtliche Forschung trotz größter äußerer Schwierigkeiten hervorgebracht hat, dafür liefert der vorliegende Band einen überzeugenden Beweis. 254 Vereinsmitglieder stehen hinter der guten Sache, um deren Fortbestand wir also nicht besorgt zu sein brauchen, vorausgesetzt, daß sich aus den Reihen

der Mitglieder auch neue Mitarbeiter finden. An Themen, die in Angriff genommen werden müßten, besteht kein Mangel!

Aus einer ersten Benutzung ein paar Korrekturen:

S. 28 Algersdorf: kein Kirchort. S. 28 muß es Neualtmannsdorf heißen.
S. 29 Bienowitz und Bienau: ein und derselbe Ort. S. 34 Faulbrück.
S. 34/35 Gaablau und Gabel: ein und derselbe Ort. S. 40 statt Jeschendorf/Liegnitz, was zu streichen ist, muß es Jeschkendorf Kr. Sorau heißen. S. 43 Kuhnern Kr. Striegau. S. 45 Luzine. S. 50 Panthenau/ . . (59/142) ist Panthenau bei Haynau. S. 52 Racke = Rackau Kr. Züllichau-Schwiebus. S. 55 Schlaup Kr. Jauer (statt Schlaug Kr. Goldberg). S. 60 Ulbersdorf/ . . ist Olbersdorf bei Münsterberg. S. 60 Viehau. — S. 65 Heinr. Alischer, P. in Samitz. Melchior Anger, Hofpred. in Heidelberg. S. 76 Crugott. S. 78 Simon Drenike (sol) nicht P. in Reppersdorf, sondern Bürger in Liegnitz. S. 82 Matthias Flacius Jlyricus: ein und dieselbe Person. S. 85 Gottfried Frise, P. in Giehren. S. 86 Genschow, P. in Gremsdorf. Walter Gerhard, P. in Rogau. S. 89 Grenewitz, P. in Poischwitz. S. 95 Joh. Adam Hensel, P. in Neudorf am Gröditzberg. Christoph Hentschel, P. in Märzdorf bei Goldberg. S. 97 Hoffmann, Balzer und Balthasar: ein und dieselbe Person. S. 100 Martin Jan, P., zuletzt Kantor in Ohlau. S. 104/05 Zach. Kleiner, Klenner: ein und dieselbe Person. S. 104 Joh. Kittel, P. in Tschilesen. S. 105 Augustin Knoblich, schles. Kirchenhistoriker. S. 106 Kaspar Knorr, ev. Pf. Koffmane, D., Gustav (nicht Günther, ein und dieselbe Person). Köngeter. S. 107 Körber, Neukirch. Krafft, „Past“ zu streichen (da Krafft Eberlein, Sohn von Sup. Gerh. E. gemeint!). Kraft, Alfred, Frauenhain. S. 108 Kretsing. S. 111 Joh. Leisentritt, Domdechant von Bautzen. S. 112 Leisch, P. in Röchlitz. S. 115 Marahrens, Landesbischof. S. 119 Muccius, P. in Kroischwitz. S. 124 Patzelt. S. 126 Friedrich Pohl, P. in Neudorf a. Gr. S. 134 Saage. Sanfftleben, Joachim (ein und dieselbe Person). S. 141 Wilhelm (Lambert) Schulte, Historiker. S. 148 Franz Streetz, ObkonsR. Stubenrauch, J. G., P. Gottesberg, Sup. von Striegau-Waldenburg (ein und derselbe). Sturm Joh. S. 149 Sturmius, Joh.: derselbe. Tutorian. S. 149, 150 Tabor, Taburnus, Thabor: ein und derselbe. Tantzmann, P. in Guhren. S. 151 Titschard, Gregor. S. 152 Trogisch, Gustav, P., nicht Sup., Michelsdorf und Schreibendorf (ein und derselbe). S. 153 Über (ein und derselbe). S. 154 Voigt, Arthur. S. 155 Voß, Hermann, Dr. theol., Kirchenpräs. Waibel, Dr., Falkenhain. Walther, Caspar, P. Mlitsch. S. 157 Weißig, Gr. Krichen. S. 158 Wethmann, Martin, Rektor in Jauer. Hinter Wildenhain ist Cingulatrinus zu streichen. S. 164 muß es natürlich Z. 2 oben fata sua heißen!

Der schönste Dank an die Bearbeiter wäre die Erfüllung des Wunsches, der den Band auf seinen Weg begleitet, daß er sich bald als unentbehrlich erweisen möchte!

Heinrich Gawel und Gerhard Hultsch, Kirchen und Gemeinden im Oderland um Steinau. Verlag „Unser Weg“ Düsseldorf 1972.

Das Büchlein bietet — wie das 1968 erschienene Ohlauer Heft — einen kurzen Abriss der Geschichte der Kirchengemeinden des Kirchenkreises Steinau in den wichtigsten Daten von der ersten urkundlichen Erwähnung bis zum Ende 1945/46 mit fast durchweg guten Abbildungen des Äußeren und Inneren der Kirchen. Fraglos erfüllt der kleine Bildband die ihm gestellte Aufgabe, einen Beitrag zur Dokumentation über die Steinauer Kirchen zu liefern und in den einstigen Gemeindegliedern die Liebe zur Heimatkirche wach zu erhalten. Besonders ausführlich sind die letzten Kriegsjahre und die Zeit des Zusammenbruchs und der Vertreibung geschildert. Manche Einzelheiten mögen etwas breit behandelt sein — z. B. die Diebaner Abendmahlsgeräte —, von anderen wünschte man eine genauere Beschreibung — z. B. von dem Thiemendorfer Schnitzaltar. Ergänzend sei einiges, soweit bekannt, über das Schicksal der Gotteshäuser nach 1945 angeführt: Bielwiese (Wielowies) ist heute katholisches Pfarramt mit den Filialen Jürtsch (Jurcz), Lampersdorf (Zaborow) und Porschwitz (Parszowice). Der Lampersdorfer Flügelaltar wurde 1968 restauriert. Zum Pfarramt Steinau (Scinawa) gehören die Kirchen von Ober Dammer, Dieban, Großendorf, Kunzendorf und Ransen. In Thiemendorf (Tymowa) ist neben der katholischen Ortskirche auch die nach 1945 verwüstete und 1970 gründlich wiederhergestellte evangelische Kirche in gottesdienstlichem Gebrauch; Deichslau gehört als Filial dazu. Daß die Kirchen von Alt Raudten, Kammelwitz, Klein Gaffron, Köben und Mlitsch zerstört wurden, geht aus der Darstellung der Verfasser hervor. In Raudten (Rudna) wird die kath. Kirche von den Polen benutzt; ungewiß wie das Schicksal der dortigen evangelischen Kirche ist auch das der Kirche von Rostersdorf. Urschkau gehört zur Pfarrei Queißen, die Kirche scheint nicht in Benutzung zu sein. — Diese Angaben stammen aus dem neuesten Breslauer Bistumsschematismus von 1971. — S. 48: Pastor Wiethüchter war bis 1942 in Urschkau. Er starb am 16. 8. 1947 in Carmzow Kreis Prenzlau.

Das Turmgespenst von Goldberg. Sagen, Bilder und Brauchtum aus dem schlesischen Goldberg. Herausgegeben vom Evang. Krankenhausverein Goldberg in Schles. durch Siegfried Guhl, Groß Königsdorf bei Köln 1972.

Die Goldberger werden gern ihre alten Sagen in diesem neuen, ansprechenden Gewand angenommen haben, und recht viele Liebhaber schöner Bücher sollten an dem bestens ausgestatteten Bändchen sich

freuen. Schon der gewählte Titel und der farbige Umschlag – eine Wiedergabe des Goldberger Stadtplans aus Friedrich Bernhard Werners *Topographia Silesiae* – lassen auf den besonderen Inhalt des Buches gespannt sein. Auf den die deutsche Besiedlung Schlesiens und die Gründung Goldbergs und seine weitere Entwicklung behandelnden Einleitungsabschnitt folgen die erstmals von K. W. Peschel in seiner Geschichte der Stadt Goldberg 1841 veröffentlichten Sagen und Volksmärchen, denen auch einige auf Tatsachen beruhende Erzählungen beigelegt sind, wie „Der schwarze Christoph“, „Die Einsiedlerhütte am Probs'hainer Spitzberge“ und „Das Zetergeschrei bei Peiswitz“. Für die Kirchen- und Liturgiegeschichte Schlesiens von Bedeutung ist der letzte Abschnitt, der dem kirchlichen Brauchtum Goldbergs gewidmet ist: Die Christnachtfeier mit den im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts (wahrscheinlich von Peschel) verfaßten Quempastexten geht auf alte, bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts nachweisbare Goldberger Überlieferung zurück. Das „Ringsingen“, das durch die Ballade „Die Goldberger Weihnacht“ von Ewald Gerhard Seeliger bekannt geworden ist, erinnerte an das Pestjahr von 1553 und wurde bis in die letzten Kriegsjahre an jedem heiligen Abend gehalten. Die „Ringarien“, deren Verfasser möglicherweise auch der Auditor Peschel ist, werden im Textwortlaut wiedergegeben; leider war es nicht möglich, auch die Melodien hinzuzufügen. Der Bilderanhang, sorgfältig ausgewählt, führt uns die Schönheiten und kunstgeschichtlichen Besonderheiten – Kirchenportale, Altarschrein, Kanzel – der Goldberger Stadtpfarrkirche deutlich vor Augen. Das Gesamtbild der Stadtpfarrkirche aus der Zeit um 1860 ist ein Stich nach einer Zeichnung von Theodor Blätterbauer. Dank und Anerkennung gebührt dem Vorsitzenden des Goldberger Krankenhausvereins, Siegfried Guhl, der das Unternehmen gewagt, das Ganze gestaltet und die schöne Publikation uns beschert hat!

Bożena Steinborn und Stanisław Kozak, Złotoryja – Chojnów – Świerzawa (Goldberg – Haynau – Schönau). Wrocław 1971.

Die 1959 erschienene erste Auflage ist im Jahrbuch 40/1961 eingehend besprochen worden. Der Text dieser zweiten Ausgabe ist ganz neu geschrieben, auch die überwiegende Mehrzahl der 108 zumeist vorzüglichen Abbildungen ist neu zusammengestellt worden. Das Buch vermittelt einen starken Eindruck von dem Wiederaufbau im Kreise Goldberg und den hervorragenden Leistungen auf denkmalpflegerischem Gebiet. Fast alle wichtigen Kunstdenkmäler, soweit sie an Ort und Stelle verblieben, sind in den letzten Jahren sorgfältig restauriert worden. So zeigt sich der aus der Zeit um 1500 stammende Flügelaltar von Haynau, der aus Altenlohm stammt und bis zur Unkenntlichkeit der

Figuren verwahrlost war, in neu erstandener Schönheit! Von dem der Mitte des 16. Jahrhunderts angehörenden Kreuzigungsbilde in Schönau wird erstmalig eine Abbildung veröffentlicht. In der Kirche zu Hohenliebenthal sind Fresken aus dem 15. Jahrhundert – die heilige Hedwig und der Kampf St. Georgs mit dem Drachen – aufgedeckt worden. Die gotischen Madonnen von Falkenhain und Kauffung erfreuen die Beschauer ebenso wie der vergrößerte Teilausschnitt des Bärtsdorfer Altars mit den Heiligen Hedwig und Katharina. Von Neukirch ist leider keine Aufnahme vorhanden. Das dortige Schloß ist inzwischen vom Erdboden verschwunden. Die Goldberger Stadtpfarrkirche hat ein neues Orgelwerk erhalten, dessen schlichter moderner Prospekt gut harmoniert mit dem gotischen Gewölbe. Die Kirche ist nunmehr ein katholisches Gotteshaus geworden. Die Ansicht des Harpersdorfer Kirchturms täuscht leider über die Wirklichkeit: die einst so herrliche Zufluchtskirche ist eine traurige Ruine geworden, von der nur die Umfassungsmauern noch stehen. Noch überragt der schlanke Barockturm, fast unbeschädigt, die Trümmer. Wird etwas zu seiner Erhaltung geschehen können? Erschütternd ist der Verfall der romanischen St.-Johanniskirche in Schönau. Die Dächer sind erneuert worden, aber – wie wir bei unserem vorjährigen Besuche feststellten – es ist keine Fensterscheibe mehr heil. Dem katholischen Kultus entsprechend umgestaltet wurden die Kirchen von Alzenau, Kaiserswaldau, Neudorf am Gröditzberg, Neukirch, Panthenau, Probsthain – mit Entfernung der Emporen –, Steudnitz; kaum oder nur wenig verändert erscheinen Adelsdorf, Hermsdorf, Modelsdorf, Pilgramsdorf und Ulbersdorf; wahre Schmuckkästchen sind die kath. Kirchen von Falkenhain, Kauffung (die evang. Kirchen abgebrochen bzw. in Verfall) und Rothbrünnig; die im Inneren völlig ausgeräumt gewesene Straupitzer Kirche ist sehr schlicht erneuert worden und wieder in gottesdienstlichem Gebrauch, die Röchlitzer befindet sich in Renovierung. In Märzdorf wird die kath. Kirche benutzt, das evangelische Bethaus ist, ebenso wie das dortige Schloß, Ruine. Die Kreuzigungsabnahme von Alzenau aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts gelangte zur Restaurierung in das Breslauer Diözesanmuseum. – Das in Ganzleinen gebundene, mit ansprechendem Schutzumschlag versehene Buch wurde am Kiosk in Goldberg zu dem erstaunlich niedrigen Preis von 50 Złoty angeboten!

Konrad Ameln, Valentin Trillers Bekenntnis. In: Jahrbuch für Liturgik und Hymnologie 16. Band. Herausgegeben von Konrad Ameln, Christhard Mahrenholz, Karl Ferdinand Müller. Kassel 1971 (S. 163–169).

Der viel verhandelten Frage, ob der Ober Panthenauer Pastor Valentin Triller zur Zeit der Abfassung seines „Singebüchleins“ (Breslau 1555)

Schwenckfelder war, ist der Verfasser in einer gründlichen Untersuchung nachgegangen und kommt erneut zu dem bereits von Hellmut Eberlein (im Jahrbuch 1955) überzeugend dargelegten Ergebnis, daß die Anstellung eines schwenckfedisch gesinnten Pfarrers im lutherischen Fürstentum Brieg 1550 eine Unmöglichkeit gewesen wäre. Wohl nimmt das Singebüchlein eine Sonderstellung unter den Gesangbüchern lutherischer Prägung ein, aber das hängt damit zusammen, daß Triller gesammeltes altschlesisches Gut darin verarbeitet hat. — Ob Trillers Studium in Krakau wirklich einwandfrei nachgewiesen ist, möchte ich bezweifeln, da der Matrikeleintrag 1511 „Valentinus Hieronimi de Gorda“ lautet und nirgends ein Anhalt dafür gegeben ist, daß es sich dabei um einen Schreib-, Lese- oder Druckfehler für das sonst stets richtig geschriebene Gora (= Guhrau) handeln könnte.

Ekkehard Biehler, Ahnenbuch der Familien Biehler, Krüger, Lange, Mundelius, Scherbening. Berlin 1969 (Privatdruck).

Das Buch ist für die Presbyterologie von großer Bedeutung, da die Familie Biehler und ihre Vorfahren Noscovius und Lettgau der schlesischen Kirche eine ganze Anzahl von Pastoren geschenkt hat. Die Lektüre der einzelnen Lebensläufe ist äußerst anziehend; sie spiegeln zum Teil die Kämpfe um die Einführung von Union und Agende wider (Friedrich Biehler, bis 1834 Pastor in Kaulwitz, 1834 suspendiert und 1840 erster Pastor der neu gegründeten lutherischen Gemeinde). Eine große Anzahl von Bildern — Porträts, z. B. der Pastoren Friedrich Biehler (gest. 1844) und Albert Biehler (gest. Oels 1907) —, Kirchen, z. B. Bernstadt, Hochkirch, Oels, Schlichtingsheim —, Kirchensiegeln — z. B. von Jackschönau, Ober-Glauche und Oels — bereichern den Inhalt des Buches, Tagebuchaufzeichnungen aus älterer und letzter Zeit vermehren über die familiengeschichtliche Bedeutung hinaus seinen Wert als kulturgeschichtliche Quelle. Nicht ohne Bewegung liest man, was der Verfasser am Ende seines Lebenslaufes schreibt: „1969 als Studentenpfarrer in die Auseinandersetzungen mit APO und roten Zellen hineingezogen, beim Widerstand gegen die Umfunktionierung der evangelischen Studentengemeinde in eine kommunistische Kampfgruppe von Bischof und Konsistorium im Stich gelassen. Aus tiefster Resignation über die Politisierung der Kirche und deren Verlust an geistlicher Substanz Beendigung des kirchlichen Dienstes im Hauptberuf und seit 1970 als Arzt tätig.“ — Zu S. 161: Joh. Heinrich Ludwig Lettgau studierte seit 12. 4. 1763 in Halle. S. 178: Joh. Friedrich Noscovius, dessen genauer Geburtsort auch durch neuerliche Nachforschung nicht zu ermitteln war, ist am 9. 6. 1741 in Halle immatrikuliert worden.

Neue Bolkenhainer Heimats-Blätter. Herausgeber: Heimatkreisgruppe Bolkenhain. Schriftleitung: Arthur Lahmer, Bad Lauterberg und Erich Stein, Hilchenbach-Müsen. Erste Ausgabe 1972.

Wer die seit 1913 bis zum Beginn des 2. Weltkriegs erschienenen „Bolkenhainer Heimatsblätter“ gekannt hat, der wird den Neubeginn nach fast einem Menschenalter erwartungsvoll begrüßen, wie seinerseits das neue Heft seine Leser willkommen heißt mit dem wohlvertrauten Bilde Ludwig Richters von Bolko- und Schweinhausburg. Das Inhaltsverzeichnis weist die stattliche Zahl von 28 Einzelbeiträgen auf. Man vertieft sich gern in die Beiträge über das Bolkenhainer Stadtarchiv, das Heimatmuseum, in chronikalische Aufzeichnungen zur Stadtgeschichte, in die Abhandlung über die Burg zu Beginn des 18. Jahrhunderts von Pater Nikolaus von Lutterotti (aus Jahrgang 1928 des „Wanderers im Riesengebirge“). Arthur Lahmer berichtet über die Familie Langer im 16. und 17. Jahrhundert, Helene Scheitzel gibt persönliche Erinnerungen an Fedor Sommer und sein Bolkenhainer Burgenpiel wieder. Eingestreut findet man die unvergeßlichen Verse von Dr. Kurt Tietze „Mein Städtel“ und an die Schweinhausburg. Kurt Raschke gibt einen ausführlichen Bericht über das in der Patenstadt Borken (Westfalen) 1970 gegründete Fedor-Sommer-Archiv, das die Veröffentlichungen des Heimatdichters sammelt und sein Lebenswerk betreut. Auf den Nachdruck heimatlichen Schrifttums (S. 46), vor allem die „Bolkenhain'schen Denkwürdigkeiten“ 1795 von B. G. Steige (Verlag Bläschke, Darmstadt), sei besonders verwiesen. — Den verheißungsvollen Anfang begleitet der Wunsch für einen guten Fortgang.

Fedor Sommer, Zwischen Mauern und Türmen. Ein Roman aus dem 18. Jahrhundert. Dritte Auflage Halle/Saale 1934. Neudruck (1973) Darmstadt.

Der bekannte Hirschbergroman ist als erster der geplanten Nachdrucke soeben erschienen. Er gibt ein anschauliches Bild von dem geistigen, geistlichen und bürgerlichen Leben Hirschbergs in den ersten Jahrzehnten nach Erbauung der Gnadenkirche von der letzten Zeit der habsburgischen Regierung bis zu Beginn der preußischen Herrschaft. Im Mittelpunkt stehen der dem Pietismus herrnhutischer Prägung angehörende Pastor M. Johann Christoph Möller und seine Frau Susanna, der Kaufmann Christian Mentzel und der als Dichter und Übersetzer bekannte Arzt Dr. Caspar Gottlieb Lindner. — Das Buch ist zu beziehen durch Rentmeister i. R. Kurt Raschke in Darmstadt, Berliner Allee 64. Es sei erlaubt, die Bitte auszusprechen, daß auch die anderen großen Romane Fedor Sommers, die Themen der schlesischen Kirchengeschichte behandeln, wie „Die Schwenckfelder“, „Das Waldgeschrei“ und „Die Zillerthaler“ für einen Neudruck vorgesehen werden möchten.

Archiv für schlesische Kirchengeschichte. Band 29. Im Auftrage des Instituts für ostdeutsche Kirchen- und Kulturgeschichte herausgegeben von Dr. Joseph Gottschalk. Hildesheim 1971. 295 Seiten.

Der Band ist dem früheren Archivar am Erzbischöflichen Diözesanarchiv in Breslau und jetzigen Direktor des Historischen Archivs für das Erzbistum Köln, Ewald Walter, zum 70. Geburtstag gewidmet. In dem ersten Aufsatz über die zisterziensische Architektur in Schlesien in den Jahren 1200–1300 setzt sich Heinrich Grüger kritisch auseinander mit dem gleichnamigen Werk des polnischen Forschers Marian Kutzner, vor allem hinsichtlich der Baugeschichte der Klosterkirchen von Heinrichau, Kamenz und Trebnitz. Walter Kuhn veröffentlicht den ersten Teil seiner auf mehrere Folgen verteilten Untersuchung zur Städtegründungspolitik der schlesischen Piasten im 13. Jahrhundert, worin er nachweist, daß zwischen 1211 und 1300 in Schlesien 130 Städte nach deutschem Recht entstanden sind. Der ältesten Baugeschichte und dem Patrozinium der 1848 abgebrochenen Kapelle zu den Heiligen Materius und Servatius, die vor der St.-Elisabethkirche in Breslau auf dem einstigen Kirchhof stand, widmet Ewald Walter eine interessante Studie mit dem Ergebnis, daß dieser kleine, achteckige, in der Mitte des 13. Jahrhunderts entstandene Bau von einer aus Köln stammenden Familie errichtet wurde. Mit der Tätigkeit des Breslauer Kardinalprotektors an der römischen Kurie, vor allem im 16. Jahrhundert, befaßt sich der Beitrag von Alfred A. Strnad. In meinem Aufsatz zur Geschichte der katholischen Pfarrei Goldberg ist S. 115 berichtend zu ergänzen, daß der 1725 vollendete Neubau der Klosterkirche nach 6 Jahren einstürzte und nach vollständiger Niederlegung der Trümmer von 1731 an neu aufgebaut wurde. Die Weihe der Kirche zu Ehren St. Hedwigs erfolgte am 2. Januar 1735 (vgl. Chrysogonus Reisch, Die Franziskaner im heutigen Schlesien vom Anfange des 17. Jahrhunderts bis zur Säkularisation, in der Zeitschrift 47, 1913, S. 287). In der von Pfarrer Bernhard Kudlek (+) verfaßten Abhandlung über den Franzosenfriedhof in Himmelwitz (Oberschlesien) aus dem Jahre 1813/14 wird über den behandelten Gegenstand hinaus ein wertvoller Beitrag zur Geschichte des Klosters nach der Säkularisation geliefert. Gerhard Webersinn bietet den zweiten, abschließenden Teil seiner Biographien zu den Portraits der zwölf Laien in der Kulturkampfgalerie des Breslauer Diözesanmuseums. Am Ende der Aufsatzreihe stehen die von Dr. Gottschalk eingeleiteten Tagebuchaufzeichnungen des verstorbenen Domkapellmeisters Dr. Paul Blaschke über die von 1935 bis 1945 im Breslauer Dom durch den Chor aufgeführten musikalischen Werke (im Anschluß an die Veröffentlichung in Archiv 27, 1969). Im zweiten Teil des Bandes — „Quellen“ — teilt Hubert Jedin 15 im Vatikanischen Geheimarchiv in Rom aufbewahrte Briefe des Breslauer Domherrn und Bistumsverwesers Ignaz Ritter an seinen in Rom weilenden Freund und

späteren Präfektadjutor am Vatikanischen Geheimarchiv Augustin Theiner aus den Jahren 1841–1847 mit, die besonders für die erste Zeit nach der Resignation des Fürstbischofs Sedlnitzky von großer kirchengeschichtlicher Bedeutung sind. Mit besonderem Interesse liest man die den dritten Teil ausmachenden, ebenfalls – wie die Aufsätze – einen Zeitraum von 700 Jahren umfassenden „Miscellen“, auch reizvoll in der Vielseitigkeit der Themen: zwei sind der heiligen Landespatronin gewidmet – Norbert Hettwer behandelt das Familiengrab der Ahnen St. Hedwigs in Dießen am Ammersee, und Joseph Gottschalk stellt in kritischer Betrachtung Erinnerungsstücke aus dem Nachlaß der hl. Hedwig zusammen. Leonhard Radler geht den Sühnekreuzen, -bildstöcken, -kapellen und -kirchen im Kreise Schweidnitz nach; die Arbeit sollte Anregung zu entsprechenden Forschungen in andern Gegenden sein. Hatte im Archiv 1968 Alfred Rothe dem Kirchenhistoriker Augustin Knoblich ein schönes Denkmal gesetzt, so würdigt in gleicher Weise Alfred Sabisch Leben und Werk von Johann Heyne (zu seinem 100. Todestag am 28. 10. 1971), dessen „Dokumentirte Geschichte des Bisthums und Hochstiftes Breslau“ (3 Bände, Breslau 1860, 1864 und 1868) noch heute jedem katholischen und evangelischen Forscher auf dem Gebiet schlesischer Kirchengeschichte unentbehrlich ist. Der am 12. 1. 1972 in Leipzig verstorbene Professor Dr. Hermann Hoffmann hat in seinem Aufsatz über Professor Dr. Martin Gusinde und andere Schlesier in den Missionsländern seinen letzten Archivbeitrag beige-steuert. Aus seiner Handschriftensammlung veröffentlicht Hans Reitzig eine Stammbucheintragung von Kardinal Kopp aus dem Jahre 1890. Georg Fennrich bietet die Lebensbilder der drei aus Schlesien gebürtigen Patres Arndt, Biallas und Schebesta, die als Missionare im Dienst der Völkerkunde standen. Schließlich weisen der Herausgeber auf die 1970 in Prag erschienene Matrikel der Prager Jesuitenakademie (1573 bis 1617) und Alfred Sabisch auf die beiden polnischen Werke von Dr. W. Urban hin, die die Urkundenregesten des Breslauer Diözesanarchivs von 979 bis 1959 und den alphabetisch signierten Urkundenbestand desselben Archivs (Warschau 1970 und Rom 1970) verzeichnen. Den bestens empfohlenen Band beschließen die Mitteilungen des Herausgebers, das Verzeichnis der Autoren, die Zusammenfassung der Ergebnisse (in Englisch und Polnisch) und ein ausführliches Register.

Homberger Hefte. Beiträge zur Heimatgeschichte und Familienkunde. Geschichte der Stadtkirche zu Homberg (an der Efze) und ihrer Pfarrer. Bearbeitet von Gerhard Bätzing. Teil I. Heft 9/1972. Herausgegeben vom Zweigverein Homberg des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde.

Das Heft enthält – abgesehen von 2 Erwähnungen S. 47 und 65 – nichts auf Schlesien Bezügliches, dürfte aber für die Gestaltung der in

Arbeit befindlichen schlesischen Presbyterologie durch die dargebotene Fülle und Anordnung des Materials beispielhaft sein. Freilich leidet die Übersichtlichkeit etwas durch die Breite der Darstellung. Zu wünschen ist, daß auch die Inhaber der anderen Homberger Pfarrstellen in einem weiteren Teil bearbeitet werden.

Johannes Grünewald

6

